



Monika Feth

Der
Sommer
fänger

Thriller

cbt

Monika Feth

Der Sommer- fänger



© Peter Godry

Monika Feth wurde 1951 in

Hagen geboren, arbeitete nach ihrem literaturwissenschaftlichen Studium zunächst als Journalistin und begann dann, Bücher zu verfassen. Heute lebt sie in der Nähe von Köln, wo sie vielfach ausgezeichnete Bücher für Leser aller Altersgruppen schreibt. Der sensationelle Erfolg der »Erdbeerpflücker«-Thriller machte sie weit über die Grenzen des Jugendbuchs hinaus bekannt. Ihre Bücher wurden in über 20 Sprachen übersetzt.

Weitere lieferbare Titel bei cbt:

Der Erdbeerpflücker (30258)

Der Mädchenmaler (30193)

Der Scherbensammler (30339)

Der Schattengänger (30393)

Teufelsengel (16045)

Das blaue Mädchen (30207)

Fee – Schwestern bleiben wir
immer (30010)

Nele oder Das zweite Gesicht
(30045)

www.monikafeth-thriller.de

cbt ist der Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House

1. Auflage

Originalausgabe Mai 2011

Gesetzt nach den Regeln der
Rechtschreibreform

© 2011 cbt, München

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagabbildung: Gettyimages/
Nicolas Cope/ RF

Umschlagkonzeption: init.büro für
gestaltung, bielefeld

st · Herstellung: AnG

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

ISBN: 978-3-641-05469-4

www.cbt-jugendbuch.de

Nachfolgendes Zitat stammt aus:
Christa Wolf, Kindheitsmuster.
© Suhrkamp Verlag, Frankfurt am
Main 2007.

Das Vergangene ist nicht

tot;
es ist nicht einmal
vergangen.

Wir trennen es von uns ab
und
stellen uns fremd.

Christa Wolf,
Kindheitsmuster

1

Die Luft war so heiß, dass sie beim Einatmen schmerzte. Sie flirrte über dem aufgeweichten Asphalt und ließ das stumpfe alte Kopfsteinpflaster auf dem Marktplatz glänzen. Die Urlauber suchten unter den Sonnenschirmen der Straßencafés und

Restaurants Abkühlung bei kalten Getränken. Ihre Stimmen summten ermattet und kraftlos im blendenden Licht des Julinachmittags. Wie ausgestorben lagen die Gebäude da.

Ihm war zum Heulen zumute. Alles hatte sich mit einem Schlag verändert. Damals. Nichts war ihm geblieben. Die

vertrauten Häuser hatten sich in die Kulisse eines Albtraums verwandelt, in dem er zappelnd gefangen war.

Hin und wieder wurde er begrüßt und nickte knapp zurück. Kein Gruß, kein Wort hatte mehr Bedeutung.

Seit einer Stunde lief er in Bautzen umher, ohne Plan und ohne Ziel. Seit

einer Stunde zermarterte er sich das Hirn. Wie so oft. Und wie so oft vergebens.

Er war nicht der Typ, der an das Schicksal glaubte und alles gottergeben ertrug. Er war nicht geschaffen für Demut und Duldsamkeit. Er nahm sich, was er wollte, notfalls mit Gewalt. So hatte er es sein Leben lang gehandhabt, und er hatte

nicht vor, damit
aufzuhören.

Vor einem kürzlich
eröffneten Geschäft
standen zwei goldfarbene
Blumenkübel mit weiß
blühenden Rosenbüschen.
Er brach eine Blüte ab und
roch daran. Sie duftete
nicht, und das erschien ihm
wie ein Sinnbild für das,
was ihm widerfahren war –
sein Leben hatte alle

Leichtigkeit verloren.

Er drehte die Rose zwischen den Fingern, während er seine Wanderung wieder aufnahm und weiter vor sich hingrübelte. Dann blieb er plötzlich stehen. Es gab nur einen einzigen Weg, und das hatte er tief in seinem Innern von Anfang an gewusst. Genau das hatte ihn die ganze Zeit

gequält. Er hatte es viel zu lange hinausgeschoben.

Mit einem Lächeln überreichte er die Rose dem nächstbesten Mädchen, dem er begegnete. Sie war hübsch und gebräunt und ihr blondes Haar schimmerte silbrig im strahlenden Licht. Errötend drückte sie die Blüte an ihre Lippen, und er wünschte, er könnte

sich auf ein Abenteuer einlassen.

Doch er hatte keine Zeit.

Jetzt, wo er wusste, was er tun wollte, musste er einen Plan ausarbeiten, Vorkehrungen treffen und endlich handeln.

Rache.

Ein schönes Wort.



Ich trat in den schattigen

Innenhof hinaus und
atmete unwillkürlich
ruhiger. Das hier war mein
liebster Ort, eine kleine
Oase mit Vogelgezwitscher
und Wassergeplätscher und
dem Duft nach Lavendel,
Rosen und Thymian und
all den anderen Kräutern,
die Merle mit erstaunlich
dekorativem Geschick
zwischen die übrigen
Pflanzen gesetzt hatte.

Man hätte glauben können, sich in Italien oder Spanien zu befinden. Unser Bauernhof war ein Glücksgriff gewesen. Ich nahm ihn noch immer nicht als selbstverständlich, freute mich jeden Morgen aufs Neue darüber, dass wir hier leben durften, Merle, Mina, Ilka, Mike und ich, wobei wir uns nicht alle ständig hier

aufhielten.

Mina nahm an einem Therapieprojekt teil und wohnte mit vier etwa gleichaltrigen Patienten in einer Art Übergangs-WG in der Nähe der Klinik, in der sie behandelt wurde. Sie besuchte uns ab und zu und genoss es, dann kleinere Renovierungsarbeiten zu erledigen. Wir waren längst noch nicht fertig mit

den Umbauten und
Verschönerungen und
dankbar für jede Hand, die
mit anpackte.

Ilka und Mike waren von
ihrer einjährigen
Brasilienreise
zurückgekehrt, die
Rucksäcke voller
Geschichten. Sie hatten
sich mit Volldampf an die
Einrichtung ihrer Zimmer
gemacht, erkundeten das

dörflich verträumte
Birkenweiler und die
Nachbarschaft und
gewöhnten sich allmählich
wieder an unser
Zusammenleben.

Abgesehen von Mina, die
noch eine Weile mit ihrer
Therapie beschäftigt sein
würde, hatten wir alle
entscheiden müssen,
welchen Weg wir jetzt
einschlagen wollten. Ilka

hatte sich für ein Studium
an der Kunstakademie in
Düsseldorf beworben.
Nachdem ihr Bruder seinen
schweren Verletzungen
erlegen war, hatte sie
endlich aufgehört, sich
gegen ihre Begabung zu
wehren.

Sie hatte viel gezeichnet
auf ihrer langen Reise und
war aus seinem Schatten
als berühmter Maler

herausgetreten. Die
Skizzen, die sie
mitgebracht hatte, hauchten
einen um. Sie waren so
grandios, dass ich mich
fragte, was sie einer wie
Ilka an der Kunstakademie
eigentlich noch beibringen
wollten.

Merle hatte eine feste
Stelle im Tierheim
angenommen. Sie schlug
sich nicht mit Fragen nach

der Zukunft herum. Ihre Zukunft war die Gegenwart und sie kannte ihre Prioritäten genau. Obwohl sie viel arbeitete, hatte sie ihr Engagement im militanten Tierschutz intensiviert. Innerhalb der Gruppe war sie jetzt die allein Verantwortliche für die Planung und Ausführung der Aktionen.

Mikes Traum war es

immer gewesen, alte Möbel zu restaurieren. Nun hatte er beschlossen, ihn in die Tat umzusetzen. Im Schweinestall baute er sich gerade eine Werkstatt aus. Man sah ihn nur noch mit Staub und Mörtel im Haar, braun gebrannt und fröhlich und berstend vor Energie.

Ich selbst hatte mein freiwilliges soziales Jahr im

St. Marien beendet, arbeitete jedoch weiterhin dort. Zum einen, weil ich jeden Cent brauchen konnte, zum andern, weil die alten Leute mir ans Herz gewachsen waren. Ich brachte es noch nicht fertig, mich von ihnen zu trennen.

Ab Oktober würde ich studieren. Ich hatte mich für Psychologie entschieden

und hoffte auf das phänomenale Glück, einen Studienplatz an der Uni Köln zu ergattern und in Birkenweiler wohnen bleiben zu können, anders als Ilka, die sich in Düsseldorf ein Zimmer nehmen wollte und in nächster Zeit nur Wochenendgast bei uns sein würde.

Die Wahl meines

Studienfachs war mir
leichtgefallen. Ich hatte
lange Gespräche mit Tilo
geführt und tief in mich
hineingehorcht. Menschen
interessierten mich.
Menschen wie Mina mit
ihrer multiplen
Persönlichkeitsstörung.
Menschen wie die
Demenzkranken im St.
Marien. Mir war, als hätte
ich schon immer

unbewusst die Nähe zu denen gesucht, die durch das Raster der sogenannten Normalität gefallen waren.

Doch über das, was insgeheim hinter meinen Überlegungen stand, hatte ich noch mit niemandem gesprochen, nicht mit Tilo, nicht mit Luke oder meinen Freunden und erst recht nicht mit meiner Mutter. Ich spielte nämlich

mit dem Gedanken, später
Polizeipsychologin zu
werden, und es war
ratsam, das für mich zu
behalten, wenn ich keine
schlafenden Hunde wecken
wollte.

Meine Mutter hätte alles
getan, um mich davon
abzubringen. Ich war zu
oft in Verbrechen
verwickelt worden, zu oft
in Gefahr geraten.

Inzwischen witterte sie hinter jeder Ecke einen Vergewaltiger, Entführer oder Mörder. Ich hatte absolut keine Lust, mich wieder im Netz ihrer Ängste zu verheddern.

Aus dem Haus dröhnte ein lautes blechernes Scheppern, wie von einem auf den Boden gefallenem Topfdeckel. Ich hörte Merle und Mike lachen.

Dann kam Smoky mit
gesträubtem Fell
herausgeschossen und
verkroch sich unter dem
üppigen Gelb und Grün des
Frauenmantels. Einzig eine
graue, ärgerlich zuckende
Schwanzspitze schaute
noch unter der Pflanze
hervor.

Du alter Haudegen,
dachte ich zärtlich. Machst
immer einen auf Macho

und lässt dich dann von dem kleinsten unerwarteten Geräusch in die Flucht schlagen.

Irgendwie erinnerte mich diese Überlegung an Luke, der gerade angerufen hatte, um im letzten Moment abzusagen. Wieder einmal. Ich war sauer.

Merle und ich hatten diesen Tag so lange herbeigesehnt. Wir hatten

dieses wunderschöne Bauernhaus im Süden Bröhls gefunden, das Platz für uns alle bot, einschließlich unserer drei Katzen. Die notwendigsten Renovierungsarbeiten und der Umzug lagen hinter uns, ein spannendes Zusammenleben konnte beginnen – wenn das kein Grund für eine Riesenfeier war.

Luke jedoch schloss sich,
wie so oft, aus.

Die Enttäuschung trieb
mir Tränen in die Augen.
Wütend wischte ich sie
weg.

Ich merkte, dass sich die
Stimmen der Vögel
verändert hatten, seit
Smoky herausgekommen
war. Sie sangen nicht
mehr, sondern riefen sich
gellende Warnungen zu.

Oder mir?

Luke, du verdammter,
blöder Spielverderber!

Wir kannten uns seit vier
Monaten und er war mir
noch immer ein Rätsel. Ich
wusste so gut wie nichts
über seine Kindheit, seine
Familie, sein Leben.

Als wär er vom Himmel
gefallen.

Ich wusste, dass er Jura
studierte, bei dem Makler

arbeitete, der uns den Bauernhof vermittelt hatte, und Büroarbeiten für meine Mutter erledigte. Dass er sich mit seinem Freund Albert eine Wohnung in der Palanterstraße in Köln-Sülz teilte, in der ich noch nicht gewesen war, weil es sich merkwürdigerweise nie ergeben hatte, ihn dort zu besuchen. Ich kannte einige seiner

Lieblingsplätze und hatte erfahren, welche Filme er mochte.

Und damit hörte es auch schon auf.

Wir sahen uns nicht oft. Manchmal verabredeten wir uns, und er sagte im letzten Augenblick ab, genau wie heute. Es konnten Tage vergehen, ohne dass er sich meldete und ohne dass ich ihn

erreichen konnte.

Wenn ich ihn darauf ansprach, lenkte er vom Thema ab. Darin war er Meister. Er schien meinen Ärger oft schon vor mir zu spüren und ließ ihn an seinem umwerfenden Lächeln abprallen.

Luke war mir so nah.

Und so fremd.

Ich hatte mich gegen alle Vernunft und viel zu

überstürzt auf ihn
eingelassen. Es war noch
nicht lange her, dass ich
meiner großen Liebe
begegnet war. Und dann
hätte diese Liebe mich
beinah getötet. Damit
wurde man nicht so schnell
fertig.

Hin und wieder spürte
ich ein Erschrecken in mir,
das mir den kalten Schweiß
auf die Stirn trieb und

meinen Herzschlag
beschleunigte. Es konnte
von allem Möglichen
ausgelöst werden, dem
Profil eines Mannes, dem
Duft von Erdbeeren, einer
Schlagzeile in der Zeitung.
Ich war nie dagegen gefeit,
brach schutzlos unter
meinen Erinnerungen
zusammen und kam nur
mit Mühe wieder auf die
Füße.

Meine Freundin Merle hatte mir geholfen, Schritt für Schritt wieder in unserem Leben Fuß zu fassen. Sie war immer an meiner Seite gewesen. Wir hatten jede Herausforderung gemeinsam gemeistert. Ich legte großen Wert auf ihre Meinung, und ihre Skepsis Luke gegenüber, die sie noch immer nicht wirklich

abgelegt hatte, bedrückte mich.

Was, wenn ihr Gefühl sie nicht trug?

Wie auf ihr Stichwort kam sie nun aus dem Haus, in jeder Hand ein Glas Orangensaft.

»Magst du?«

Der Saft war eiskalt. Schweißwasser rann an den Gläsern hinab. Selbst hier, im wohltuenden Schatten

der Akazie mit ihrem
weiten dunkelgrünen
Blätterschirm, machte sich
allmählich die Hitze breit.

»Gerne.«

Ich streckte die Hand aus
und spürte die Kälte wie
einen Schock.

»Luke?«, fragte Merle.

Ich hob die Schultern.
Wir hatten schon so oft
über Luke gesprochen, über
sein Verhalten gerätselt

und nach Erklärungen
gesucht – nie kamen wir zu
einem Ergebnis, mit dem
wir etwas anfangen
konnten. Luke entzog sich
mir wie ein Geist. Kaum
hatte ich das Gefühl, ein
bisschen mehr von ihm
gesehen zu haben, da löste
er sich auch schon wieder
in Luft auf.

Wir tranken in
friedlicher Eintracht

unseren Saft und genossen den kurzen Aufschub. In einer Stunde würden unsere Gäste eintrudeln und bis dahin war noch einiges vorzubereiten.

Merle und Mike hatten gekocht. Ilka hatte Lampions in Garten und Innenhof aufgehängt. Sie hatte die Tische drinnen und draußen mit Blumen und Windlichtern

geschmückt und die Sessel und Stühle mit bunten Tüchern drapiert. Mina, die für dieses Wochenende von der Klinik beurlaubt worden war, wollte sich um die Musik kümmern. Sie hatte Mikes Anlage an einer überdachten Stelle des Hofs aufgebaut, sich bei unseren CDs bedient und ihr ganz persönliches Programm

zusammengestellt. Von Rock und Pop über Jazz, Techno und Rap bis zu Klassik und Musical war so ziemlich alles vertreten.

»Jeder von uns hat andere Vorlieben«, hatte sie dazu erklärt und ganz selbstverständlich im Plural gesprochen, denn sie bestand ja aus vielen unterschiedlichen Persönlichkeiten, von

denen jede einzelne zu ihrem Recht kommen wollte.

Mir war die Rolle des Mädchens für alles zugefallen. Ich hatte Mike und Merle bei den Vorbereitungen zum Kochen geholfen, in der Küche das Büfett aufgebaut und war überall da eingesprungen, wo man mich gebraucht hatte.

Es klingelte und wir hörten Claudios Stimme. Er hatte versprochen, italienische Vorspeisen und frisch gebackene Brötchen beizusteuern. Sein Pizzaservice hatte in Bröhl eingeschlagen wie eine Bombe und bot inzwischen fast alles an, was man auch in einem italienischen Restaurant bestellen konnte.

»Scheißkerl«, murmelte Merle und starrte verstockt auf ihre Füße.

Merle und Claudio waren alles andere als ein Traumpaar. Ihre Beziehung war von Anfang an schwierig gewesen, weil Claudio es nicht fertigbrachte, in seinem Leben aufzuräumen, in dem es neben Merle noch eine Verlobte in seiner

sizilianischen Heimat gab.

Mitten in der Nacht hatten sie sich wieder gestritten und Merle war im Morgengrauen fuchsteufelswild nach Hause gekommen. Sie hatte mich aus dem Tiefschlaf gerissen, sich zu mir ins Bett gekuschelt und sich ihren Frust von der Seele geredet, bis ich vor Erschöpfung wieder

eingeschlafen war.

»Und Luke ist genauso«, behauptete sie jetzt und sah mich grimmig an. »Lass dich nicht unterkriegen. Mach nicht die Fehler, die ich gemacht habe. Versprich mir das.«

»Okay«, sagte ich. »Ich mache andere.«

Sie grinste und trank den letzten Schluck Saft. Dann erhob sie sich seufzend und

ging mit den leeren Gläsern ins Haus zurück.

»Amore mio!«, hörte ich Claudio rufen.

Er betrat jeden Raum wie eine Theaterbühne, mit großer Geste und überschäumendem Gefühl. Er war ein Hansdampf in allen Gassen, aber ich mochte ihn. Eine Ähnlichkeit mit Luke konnte ich an ihm

allerdings nicht erkennen.
Außer einer vielleicht –
anscheinend hatte keiner
von beiden das Talent,
dauerhaftes Glück zu
verschenken und selbst
glücklich zu sein.

Ich stand auf und folgte
Merle ins Haus. Ich hatte
keine Lust zu grübeln.
Dieser Tag sollte ungetrübt
sein.

Claudio kam mir mit

ausgebreiteten Armen
entgegen.

»Ah, Bella ...«

Er drückte mich an sich,
küsste mich auf beide
Wangen und schwor mir,
niemals ein schöneres
Mädchen gesehen zu
haben.

»Außer Merle«, sagte er
mit samtweicher Stimme.
»Sie ist meine Madonna.«

Das war ein gewagter

Vergleich, denn Merle hatte so gar keine Ähnlichkeit mit einer Madonna, weder äußerlich noch innerlich. Sie ließ sich von niemandem die Butter vom Brot nehmen, erst recht nicht von Claudio, dessen dominantes Gehabe sie immer wieder auf die Palme brachte.

»Und wo ist Luke?«, fragte er und schaute sich

suchend um.

»Ihm ist was dazwischengekommen«, sagte ich.

»Oh.«

Ich mochte den Blick nicht, mit dem Claudio mich bedachte. Als hätte Luke mich sitzenlassen. Und als wüssten alle, warum. Alle außer mir.

»Du hast es gerade nötig«, fauchte Merle ihn

an. »Du bist doch auch nie da, wenn man dich braucht.«

Claudio beugte sich zu ihr und küsste sie hinters Ohr. Ich konnte sehen, wie Merle gegen ihren Willen dahinschmolz. In diesem Moment klingelte der erste Gast.

Eine halbe Stunde später vibrierte unser Haus von Stimmen, Gelächter und

Musik. Meine Mutter trug ein schwarzes Leinenkleid und hatte sich ein hinreißend fein gewebtes weißes Seidentuch um die Schultern geschlungen. Sie war so schön, dass Tilo sie immerzu betrachtete.

Meine Großmutter, die in letzter Zeit mehrmals gestürzt war, stützte sich auf einen Stock. Er war aus tiefschwarzem Ebenholz

und hatte einen
versilberten Griff. Mit
leisem Erschrecken nahm
ich wahr, dass meine
Großmutter alt geworden
war. Wieso hatte ich das
nicht bemerkt?

Ilkas Tante war
gekommen, ebenso wie
Minas Mutter. Beide
schienen einander
sympathisch zu finden. Sie
saßen im entlegensten

Winkel des Gartens und waren in ein eifriges Gespräch vertieft. Merles Tierschutzgruppe und ihre Kollegen vom Tierheim waren unserer Einladung geschlossen gefolgt, und auch die Mitarbeiter des St. Marien waren, bis auf diejenigen, die Dienst hatten, vollständig angerückt.

Sogar Frau Stein, die

Heimleiterin, war da. Sie hatte mir die Freude gemacht, den Professor und Frau Sternberg mitzubringen. Der Professor war heute klar und aufgeräumt. Er hielt sich trotz seiner Rückenschmerzen sehr gerade und überreichte mir eines seiner geliebten Bücher, den Fänger im Roggen von J. D. Salinger.

»Das ist für den Kopf und das Herz. Und die hier«, er zauberte mit galantem Schwung eine langstielige rote Rose hinter seinem Rücken hervor, »die ist für die Sinne. Aber natürlich wissen Sie, dass all das zusammengehört.«

Ich wollte ihm die Hand geben, um mich zu bedanken, doch er zog

mich an sich und hielt
mich kurz fest. Er roch
nach Seife, frisch
gewaschenem und
gestärktem Hemd und
einem Hauch Aftershave,
und seine Umarmung ließ
mir Tränen in die Augen
steigen. Ich mochte ihn
sehr, und es rührte mich,
dass er für mich die
Strapazen des Besuchs auf
sich genommen hatte.

Frau Sternberg hatte mir einen Stein mitgebracht, den sie im Park gefunden hatte.

»Schauen Sie, Kindchen«, sagte sie. »Er hat die Form eines Delfins.«

Das stimmte. Ich fuhr mit dem Daumen über die glatte, von ihrer Hand noch warme Oberfläche.

»Ich liebe Delfine«,

erklärte Frau Sternberg.
»Mehr noch als
Lisztäffchen, Erdmännchen
und Flamingos. Oder
Elefanten. Mein Mann
bevorzugt Eisbären.
Vielleicht wird er
irgendwann Zoodirektor.
Das würde mich freuen.«

Herr Sternberg war weit
über achtzig und besuchte
seine Frau im St. Marien,
sooft es ihm möglich war,

obwohl sie ihn nicht mehr erkannte. Er unterhielt sich liebevoll mit ihr und ertrug es klaglos, dass sie ihn siezte wie einen Fremden, während sie ihm mit leuchtenden Augen von ihrem jungen, schnittigen Ehemann erzählte.

Ich schlug ihr vor, an einem der nächsten Tage mit ihr in den Zoo zu gehen.

Frau Stein gab mir mit einem leisen Nicken die Erlaubnis dazu. Ich hatte die füllige, energische, oft ziemlich ruppige und abweisende Heimleiterin im Laufe der Zeit schätzen gelernt und begriffen, dass Sensibilität nicht nur ein Wesensmerkmal stiller, verhaltener Menschen ist. Frau Stein mit ihrem nie erlahmenden Engagement

und ihrem Verständnis für die Sorgen und Nöte demenzkranker Menschen war für die Bewohner des St. Marien ein wahrer Segen.

»Ich freu mich so, dass Sie hier sind«, sagte ich zu Frau Sternberg.

»Und ich erst, Kindchen.« Sie strahlte mich an. »Ich wollte unbedingt Ihr schönes

Haus sehen. Und Ihre
Freunde. Vor allem jedoch
Ihren Liebsten.« Sie
schaute sich mit
verschwörerischer Miene
um.

»Ist es der da?«

Sie hatte auf Mike
gezeigt, der ihr zwinkernd
zuwinkte.

»Nein. Das ist Mike. Er
wohnt auch hier.«

An Frau Sternbergs

Miene konnte ich
erkennen, dass sie nicht
verstand. Wenn ein
Mädchen und ein junger
Mann zusammenwohnten,
dann waren sie in der
Welt, in der Frau Sternberg
groß geworden war, ein
Paar. Wohngemeinschaften
waren die Erfindung einer
Zeit, zu der sie mehr und
mehr den Zugang verlor.

Mit einem zaghaften

Lächeln zog sie sich wieder in sich selbst zurück.

Die Gäste aßen und tranken. Sie nahmen im Nu das gesamte Anwesen in Besitz. Im Garten, im Hof und in sämtlichen Zimmern suchten und fanden sich Grüppchen und verteilten sich neu.

Ab und zu hörte ich Mina lachen. Die Therapie tat ihr gut. Ich hatte sie

selten so entspannt erlebt.
Sie verstand sich mit Ilka
und Mike und fand
allmählich sogar Zugang
zu den Katzen, vor denen
sie anfangs
zurückgeschreckt war.

Alles war, wie es sein
sollte.

Nur Luke fehlte.

Ich wusste nicht, wann
ich ihn wiedersehen würde.
Das wusste ich nie. Ich

wusste nicht, wo er gerade war und was er tat, wusste nicht, wer seine Freunde waren und kannte seine Gewohnheiten nicht.

Was wusste ich überhaupt über ihn?

Oder über seine Gefühle?

Was wusste ich über meine?

Ich war hin- und hergerissen zwischen Sehnsucht und

Enttäuschung, ein Zustand,
der mich fertigmachte,
mehr, als ich mir
eingestehen mochte.

»Hey«, flüsterte Mike
mir ins Ohr.

Ich hatte nicht bemerkt,
dass er hinter mich
getreten war, und zuckte
zusammen.

»Ist er das wert?«

Ich fing einen
verstohlenen Blick meiner

Mutter auf und fragte mich, ob sie sich schon wieder Sorgen um mich machte. Sie war doch mit einem Psychologen zusammen. Wieso gelang es Tilo nicht, ihr die mütterliche Fixierung auf mich auszureden?

Und warum spähte Mina so seltsam zu mir herüber?

Anscheinend sahen mir alle an, wie es um mich

stand. Mein Gesicht war ein offenes Buch und jeder blätterte nach Belieben darin.

»Ja. Ist er.«

Ich schnappte mir mein Handy und wandte mich ab.

Lukes Nummer war direkt unter Merles gespeichert. An zweiter Stelle. Vor Ilka, Mike und Mina, vor meiner Mutter,

Tilo und meiner
Großmutter.

Hi, hier spricht Lukas
Tadikken. Ich bin
unterwegs. Hinterlassen Sie
mir doch eine Nachricht,
dann ...

Er war unterwegs.
Wohin? Mit wem?
Warum?

Ich hatte Lust, es unseren
Katzen nachzutun, die sich
bei dem ungewohnten

Lärm und Gedränge
verkrochen hatten. Ich sah
in lauter lächelnde
Gesichter, hörte einzelne
Worte, die sich aus dem
Stimmengewirr lösten, und
fand keinen Zugang dazu.
Ich hatte das Gefühl, von
allem getrennt zu sein. Als
hätten sich zwischen den
andern und mir
unsichtbare Mauern
aufgerichtet.

»Na, mein Mädchen?«

Großmutter saß erschöpft in einem Sessel, den Stock auf den Knien.

»Seit wann benutzt du einen Stock?«, fragte ich.

»Seit ich mich wie hundertdreißig fühle«, gab sie mir zur Antwort.

Ich beugte mich zu ihr hinunter und küsste ihre Wange, die weich war und warm, genau so, wie die

Wangen einer Großmutter sein mussten. Dann ging ich in die Hocke und schaute ihr ins Gesicht.

»Du bist die schönste und jüngste Großmutter, die ich kenne ...«

Ihr Lächeln zauberte Koboldfalten auf ihr Gesicht.

»... und bestimmt die einzige, die Russisch lernt, Tanzkurse besucht, Yoga

macht und ...«

»Lenk nicht ab, Jette.«

Wie hatte ich glauben können, sie würde mich nicht durchschauen? Wie hatte ich ihren unbestechlichen Adlerblick vergessen können?

»Du bist unglücklich«, stellte sie fest.

Ich schüttelte den Kopf und lachte ein falsches Lachen. Es war zu hoch

und zu dünn. Und dann ließen mich meine blöden Augen im Stich. Sie schwammen in Tränen. Ich senkte den Kopf.

»Was hat er getan, um dich zum Weinen zu bringen?«, fragte Großmutter unerbittlich.

»Getan? Wer?«

»Stell dich nicht dumm, Jette! Du weißt genau, von wem ich spreche. Wie heißt

er noch gleich, Lu...«

Es war typisch, dass sie seinen Namen vergessen hatte, und es lag nicht an ihr. Von außen betrachtet, war Luke kaum mehr als ein flüchtiger Besucher in meinem Leben. Sein Name konnte sich bei den Menschen, die ich liebte, nicht einprägen. Sie kannten ja nicht mal sein Gesicht genau.

»Er heißt Luke.«

»Ja. Luke. Ich wusste,
dass es etwas
Amerikanisches war.«

Sie hob mein Kinn an,
sodass ich ihr in die Augen
blicken musste. Ihr ganzes
Leben lag in diesen
gewittergrauen Augen
verborgen. Sie hatten
unendlich viel gesehen.

»Er ... er lässt sich nicht
ein ...«

»Auf dich?«

Ich nickte.

Großmutter nickte
ebenfalls. Nachdenklich.

»Dann ist er entweder
ein Trottel oder irgendwas
stimmt nicht mit ihm.«

In diesem Moment trat
meine Mutter zu uns. Ich
war froh darüber, denn ich
hatte keine Lust, mich
weiter von Großmutter
ausfragen zu lassen. Ich

stand auf und zwang mich zu einem Lächeln. Wir feierten ein Fest. All unsere Freunde waren gekommen. Das würde ich mir von Luke nicht verderben lassen.

Doch der feine Schmerz in meinem Innern ließ sich nicht ignorieren. Der Schmerz, den die Liebe zu Luke mit sich gebracht hatte.

2

Luke saß im Dunkeln an seinem Schreibtisch. Er hatte den Computer heruntergefahren, aber die Luft schien noch aufgeladen von Elektrizität. Seine Wasserflasche war leer, doch er hatte nicht die Energie, sich eine neue aus dem Kühlschrank zu holen.

Er war hundemüde. Seine Augen brannten und in seinem Kopf machte sich eine beginnende Migräne breit.

Er litt unter Migräneattacken, seit ...

Seit damals.

Seit er sich verboten hatte, über das nachzudenken, was passiert war. Seit er es mit aller Macht verdrängte und

nicht für eine Sekunde an sich heranließ.

Das Entsetzliche.

Er legte Zeige- und Mittelfinger an die Schläfen und massierte sie mit leichtem Druck in sanften, kreisenden Bewegungen. Das verschaffte ihm meistens ein wenig Linderung.

Manchmal war die Migräne so heftig, dass er

sein Zimmer verdunkeln und mit einem Kühlbeutel auf der Stirn Zuflucht im Bett suchen musste. Mit ein bisschen Glück schlief er ein. Hatte er Pech, wurden die Schmerzen so schlimm, dass sie ihn mit Wellen von Übelkeit überschwemmten und er sich die Seele aus dem Leib kotzte, bis bloß noch Galle kam.

Luke schaute aus seinem Fenster im zweiten Stock auf die Rückseite der übrigen Häuser, die, zusammen mit der Häuserreihe, in der er wohnte, ein ausgedehntes Viereck bildeten. Trotz weit geöffneter Balkontür stand die Hitze im Raum. Eine Mücke sirrte an Lukes rechtem Ohr entlang und er schlug ohne

Überzeugung nach ihr.

Seit Langem war er sich selbst fremd und kam nicht mit sich zurecht. Sah sich von außen zu und begriff nicht, was ihn antrieb, was ihn ausmachte.

Endlich gelang es ihm,
den Stuhl
zurückzuschieben,
aufzustehen und mit der
leeren Flasche in die
winzige Küche zu gehen. Er

war barfuß und trug bequeme Bermudashorts und ein T-Shirt, das unter den Armen und im Rücken komplett durchgeschwitzt war.

»Hölle«, stöhnte er, als jeder Schritt in seinem wunden Kopf nachhallte.

Er warf die Kunststoffflasche in den Korb mit Leergut. Der Kühlschrank sumnte laut

und ungesund.
Wahrscheinlich würde er
bald den Geist aufgeben.
Der Vermieter, ein
abgetakelter ehemaliger
Profiboxer, sträubte sich
mit Händen und Füßen
gegen Neuanschaffungen.
Er war knickrig und
streitlustig und wurde,
wenn er zu tief ins Glas
geguckt hatte, auch schon
mal handgreiflich. Seine

Mieter vermieden es deshalb tunlichst, sich mit ihm anzulegen.

Während Luke das eiskalte, wunderbar frische Wasser aus der Flasche trank, schaute er sich um. Es gab weitaus schönere Wohnungen als diese hier, die er seit Beginn des Studiums mit seinem Freund und Studienkollegen Albert

teilte. Das wusste er von seinem Job als freier Mitarbeiter im Maklerbüro Kerres und Söhne nur zu genau. Da er an der Quelle saß, hätte er auch leicht eine andere beschaffen können. Aber wenn er eines hasste, dann war es Veränderung. Er räumte nicht mal ein Möbelstück um, solange es sich vermeiden ließ.

Es wäre für ihn sogar ein Klacks gewesen, die Probleme mit dem verrückten Vermieter oder Vermietern überhaupt vom Tisch zu wischen, indem er einfach eine Wohnung gekauft hätte. Schließlich hatte er genug Geld zurückgelegt. Allerdings war die Zeit für ihn noch nicht gekommen, sich auf längere Sicht zu binden,

weder an Menschen noch an Besitz.

Manchmal befürchtete er, dass diese Zeit nie kommen würde.

Er war froh, dass Jette ihn bisher nicht gefragt hatte, ob er sich vorstellen könnte, in ihre WG zu ziehen. Er war noch nicht so weit, er konnte noch keinen Menschen derart nah an sich heranlassen.

Mit Albert war es anders.
Albert akzeptierte ganz
selbstverständlich einen
Rest von Distanz, der für
Luke lebenswichtig war.

Nähe bedeutete Tod.

Dennoch war Luke
schwach geworden. Er war
Jette bedenklich
nahegekommen. Noch
mehr Nähe durfte er nicht
zulassen. Das würde sie
beide töten.

Mitternacht war vorbei.
Die ersten Lichter in den
Fenstern erloschen. Die
Stimmen auf den Balkonen
und unten im Hof wurden
leiser. Windlichter
schimmerten in der
Dunkelheit. Luke trat auf
den kleinen, schmalen
Balkon hinaus und setzte
sich auf den Klappstuhl,
den er dort aufgestellt
hatte.

Ein leichter Wind kühlte ihm die Stirn und erfrischte ihn ein wenig. Dankbar hob er das Gesicht und schloss die Augen. Er hatte Sehnsucht nach Menschen, nach einem Gespräch. Er hätte sich gern treiben lassen. Irgendwohin. Hauptsache weg von sich selbst und den Erinnerungen, gegen die er Tag und Nacht kämpfte.

Er wäre gern ein anderer
gewesen.

Luke lachte auf und
spürte einen bitteren
Beigeschmack.

Ein anderer.

War er das nicht längst?

Die Nacht war
sternenklar. Ein
undefinierbarer, beinah
schwülstiger Blütenduft
wehte ihm in die Nase und
verschlimmerte seine

Kopfschmerzen. Er zog sich wieder in sein Zimmer zurück, streckte sich vorsichtig auf dem Bett aus und bedeckte die Augen mit dem Unterarm. Vielleicht gelang es ihm ja, einzuschlafen. Vielleicht hatte er das Glück, nicht die ganze Nacht mit diesen Schmerzen durchstehen zu müssen.

Ihm war elend zumute

wie schon lange nicht mehr.



Imke Thalheim hatte ihre Mutter ins Haus begleitet, winkte ihr jetzt noch einmal zu, stieg wieder in ihren Wagen und fuhr los. Die alte Dame hatte lange ausgeharrt. Sie war vernarrt in ihre Enkelin und die gesamte

Wohngemeinschaft und
besaß außerdem eine
erstaunliche Konstitution.

»Hattest du nicht auch
den Eindruck, dass meine
Mutter ein bisschen
beschwipst war?«, fragte
Imke.

»Ein bisschen?« Neben
ihr auf dem Beifahrersitz
gähnte Tilo zum
Steinerweichen. »Deine
Mutter trinkt jeden Mann

unter den Tisch.«

»Klingt da etwa eine Spur Chauvinismus mit?«

»Männer vertragen tatsächlich mehr als Frauen«, verteidigte sich Tilo ohne großen Elan. Dann konnte er nicht widerstehen, eins draufzusetzen: »Man nennt sie nicht umsonst das starke Geschlecht.«

Imke konzentrierte sich

auf die Straße und riskierte
nur einen kurzen
Seitenblick. In der
Dunkelheit spürte sie Tilos
Grinsen mehr, als sie es
sah. Er berührte ihre Hand,
und sie umfasste für einen
Moment seine Finger und
drückte sie.

»Hat es dir gefallen?«,
fragte er.

»Endlich ist ein bisschen
Ruhe bei den jungen

Leuten eingekehrt.«
Darüber hatte sie den
ganzen Abend nachgedacht.
»Auf gewisse Weise
werden sie allmählich
sesshaft. Das beruhigt mich
wirklich sehr.«

»Bist du sicher?«

Der Zweifel in seiner
Stimme ließ sie
schmunzeln. Er kannte sie
zu gut und wusste, wann
sie sich etwas vormachte.

»Natürlich bleibt immer ein Rest ... Besorgnis. Jette und Merle haben in der Vergangenheit schließlich nichts ausgelassen, um sich in Gefahr zu bringen. Irgendwie habe ich die Hoffnung, dass jetzt, wo sie zu fünft sind, einer auf den andern aufpassen wird.«

»Zu fünft?« Tilo hob die Hände, um an den Fingern

abzuzählen. »Du vergisst Cleo, Marius, Clarissa, Soraya, Carlos ...«

»Ich weiß«, unterbrach Imke ihn. Sie verdrängte gern, dass Mina als Multiple in viele unterschiedliche Persönlichkeiten gespalten war. In Gegenwart des Mädchens empfand sie oft ein Unbehagen, das sie nicht zu unterdrücken

vermochte.

»Gib ihr eine Chance, Ike.«

Nur Tilo benutzte diesen Kosenamen, und wenn Imke ihn hörte, war sie Wachs in seinen Händen.

»Es ist ja nicht so, dass ich Mina nicht mag«, sagte sie. »Aber ich kriege Gänsehaut, wenn mich plötzlich eine andere Persönlichkeit aus ihren

Augen anschaut.«

»Mina ist nicht gefährlich. Ich lege meine Hand für sie ins Feuer.«

Und wenn du dich verbrennst?, dachte Imke.

Sie hütete sich, den Gedanken auszusprechen. Mina war Tilos Patientin. Er besuchte sie einmal in der Woche in der Klinik, um mit ihr zu arbeiten. Nie zuvor hatte er einen

Menschen mit multipler
Persönlichkeitsstörung
(oder dissoziativer
Identitätsstörung, wie es
korrekt hieß) therapiert.
Der Fall begeisterte ihn.

Auch Imke spürte die
Faszination, die von Mina
ausging, aber es war eine
dunkle Faszination, die
einen bedrohlichen
Schatten auf Jette und die
andern warf.

Der Anblick ihres Hauses ließ Imke vor Glück seufzen. Als sie am Nachmittag aufgebrochen waren, hatte sie nicht bemerkt, dass einer von ihnen aus Versehen die Außenlampe angeknipst hatte, die die schöne alte Mühle jetzt, im Dunkeln, in ein geheimnisvolles Licht tauchte.

Imke lenkte den Wagen

über den unter den Rädern leise knirschenden Kies der Auffahrt und stellte ihn in der Scheune ab, die sie als Garage nutzten. Als sie ausstiegen, wurden sie von Edgar und Molly empfangen, die maunzend um ihre Beine strichen und nach Futter verlangten.

In der Haustür drehte Imke sich noch einmal um. Es war zu dunkel, um den

Bussard zu erkennen, aber sie fühlte, dass er in der Nähe war. Das beruhigte sie.

Tilo hatte ihr erzählt, der Raubvogel, der ihr in all den Jahren hier draußen so viel bedeutet hatte, sei getötet worden. Er hielt den Bussard, der das Revier rund um die Mühle seither für sich beanspruchte, für einen Nachfolger des

ermordeten Tiers.

Doch das stimmte nicht. Imke hätte den Unterschied bemerkt.

»Gute Nacht«, flüsterte sie in die Nacht hinaus.

Dann schloss sie leise die Tür. Tilo musste nicht unbedingt erfahren, dass sie seinen Wahrnehmungen nicht traute. Er sollte auch nicht hören, dass sie zu dem Bussard sprach.

Es gab Dinge in ihrem
Zusammenleben, die
gingen nur sie selbst etwas
an.



Endlich konnte er etwas
tun. Die innere Starre
abstreifen und wieder
lebendig sein.

Planen.

Handeln.

Es war herrlich, den

launen Nachtwind auf dem Gesicht zu spüren. Der Laptop lief beinahe lautlos. Er gab nur ein feines, kaum wahrnehmbares Geräusch von sich, ein Wispern wie von einer inneren Stimme. Der Monitor schimmerte bläulich in der Finsternis.

Der Wein in dem dickbauchigen Glas sah aus wie Blut, purpurn und schwer. Er rann warm

durch die Kehle und
breitete sich wohlig im
Magen aus. Der Rauch der
Zigarette kräuselte sich im
gespenstischen Schein des
Monitors und zerfächerte
im nächsten Moment zu
dünnen Schleiern.

Fasziniert betrachtete er
einen Nachtfalter, der das
Windlicht umflatterte. Der
dunkle, Unheil
verkündende Bruder des

Schmetterlings. Er trug den Tod in sich, längst bevor er der Kerzenflamme zu nahe kam und im heißen Wachs versank.

Jeder andere hätte sein Sterben als böses Omen betrachtet.

»Jeder andere«, flüsterte er. »Aber nicht ich.«

Hinter sich spürte er das große, schweigsame Haus. Er spürte jeden einzelnen

der nachtgefüllten Räume,
jedes einzelne Möbelstück.

Dies hier war sein
Zuhause. Hierhin kehrte er
immer wieder zurück. Und
so sollte es auch bleiben.
Immer wieder würde er
den Schlüssel ins Schloss
stecken, die Haustür
aufstoßen und diesen
tröstenden Teil seines
Lebens betreten.

Das Haus war seine

Höhle. Es gewährte ihm Schutz und Sicherheit. Hinter diesen Mauern konnte er sich geben, wie er war, ohne dass die Meute sich auf ihn stürzte, sobald er ein Zeichen von Schwäche zeigte.

Der betörende Duft des Oleanders stieg ihm in die Nase und erzeugte etwas, das einem Glücksgefühl ähnlich war.

Keinem würde er erlauben, ihm das hier zu nehmen. Sein Heim. Seine Macht. Sein Leben. Er hatte viel zu lange vergeblich gekämpft, weil der wahre Gegner sich entzogen hatte. Das würde sich ändern.

Er war im Begriff, sich zu verwandeln. Vom Gejagten in den Jäger.

Irgendwo heulte ein

Hund.

Das passte.

Er spürte das Lächeln auf
seinem Gesicht wie eine
zärtliche Berührung.

*

Merle trug den letzten
Karton mit
Dekokrimskrams über den
Hof und stellte ihn im
trüben Licht der
Scheunenlampe zu den

ändern, die sich dort bereits stapelten. Die Scheune wurde als Garage und Abstellraum genutzt. Sie bewahrten hier ihre Fahrräder auf und alles, für das sich im Augenblick keine Verwendung fand.

Die ganze Welt schlief, nur Merle war wach. Sie hatte Claudio nach Hause geschickt, obwohl er sich darauf eingestellt hatte, bei

ihr zu übernachten.
Wütend war er
abgerauscht. Er verstand
nicht, dass sie das
manchmal brauchte. Allein
zu sein und von
niemandem gestört zu
werden. Dann konnte sie
die Gedanken treiben
lassen und das Leben
betrachten. Mit offenen
Augen träumen.

Verrückte Dinge tun.

Oder sie bleiben lassen.

Wo sie nun schon mal wach war, hatte sie überlegt, konnte sie auch gleich aufräumen. Es fiel ihr nicht schwer, Kopf und Hände mit unterschiedlichen Dingen zu beschäftigen, im Gegenteil. Das eine war gut für das andere.

Heute Nacht waren ihre Gedanken mit Jette besetzt.

Merle machte sich Sorgen. Sie hatte sich so sehr darüber gefreut, dass Luke im Leben ihrer Freundin aufgetaucht war wie das Licht am Ende eines Tunnels, doch mittlerweile verfluchte sie den Tag, an dem die beiden einander begegnet waren.

Obwohl sie diesem denkwürdigen Tag den Bauernhof verdankten,

denn Luke mit seinem Job bei Kerres und Söhne war nicht ganz unschuldig daran, dass sie schließlich unter den zahlreichen Mitbewerbern den Zuschlag bekommen hatten.

Von Anfang an hatte Luke sein eigenes Süppchen gekocht und keinen in die Töpfe gucken lassen. Er hatte Jette verzaubert,

hatte ihr Vertrauen gewonnen und sich selbst nur höchst bruchstückhaft offenbart. Merles Gefühle ihm gegenüber hatten eine Achterbahnfahrt zurückgelegt. Zuerst hatte sie ihn sympathisch gefunden, ihm dann misstraut, ihn schließlich abgelehnt und ihm vor kurzem die Hand zur Versöhnung gereicht.

Und jetzt?

Häufig verspürte sie den Impuls, einen Raum zu verlassen, nachdem Luke ihn betreten hatte. Das passierte ihr sonst nur bei den aalglatten Labortypen, die, angeblich im Dienst der Forschung, skrupellos Versuchstiere quälten. Gegen die jedoch konnte sie sich als Mitglied einer starken Tierschutzgruppe

wehren.

Aber gegen Luke?

Sie löschte das Licht in der Scheune und kehrte über den Innenhof zur Küche zurück, wobei sie ihre Schritte unmerklich beschleunigte. Dabei fürchtete sie sich normalerweise nicht im Dunkeln.

Fang nicht an,
Gespenster zu sehen,

dachte sie und zwang sich, langsam zu gehen. Die Solarlampen erhellten die Umgebung nur spärlich mit ihrem kühlen, blassen Licht. Merle mochte sie nicht, aber sie waren ein Geschenk von Jettes Mutter gewesen, also hatte sie sich mit ihnen abgefunden.

Irgendwo raschelte es.

Wahrscheinlich eine

Maus. Oder eine fremde Katze. Den ganzen Tag über standen sämtliche Türen offen, da gelangte alles mögliche Viehzeug hier herein. Donna, Julchen oder Smoky konnten es nicht sein. Denen war die ungewohnte Freiheit immer noch unheimlich und sie bevorzugten in den Nächten die Geborgenheit im Haus.

Merles Gedanken
kehrten zu Luke zurück. Er
war wie eine ungelöste
Matheaufgabe, eine
Formel, die ihr nichts
sagte. Sie hatte keine Lust,
sich mit ihm
auseinanderzusetzen, doch
sie konnte ihn nicht einfach
aus ihrem Leben werfen,
denn Jettes Liebe zu diesem
Kerl machte ihn zu einem
wesentlichen Teil davon.

Merle musste sich mit ihm arrangieren, ob sie wollte oder nicht.

Sie räumte die Spülmaschine aus, verbrannte sich die Finger an dem noch viel zu heißen Porzellan und fluchte. Die Küche sah aus wie ein Schlachtfeld. Nachdem der letzte Gast gegangen war, hatten die andern sich gerade noch dazu aufraffen

können, das schmutzige
Geschirr
zusammenzustellen und die
erste Maschine
anzuwerfen. Dann waren
sie gähnend in ihre Betten
gefallen.

»Und wenn sie nicht
gestorben sind«, murmelte
Merle, »ratzen sie immer
noch wie die
Murmeltiere.«

Allmählich wurde sie

doch müde. Sie befüllte die Spülmaschine ein zweites Mal, drückte auf Start, löschte das Licht und ging in ihr Zimmer.

Auf ihrem Schreibtisch saß Smoky, unbewegt und rätselhaft, und blickte sie aus schmalen Augen an.

Merle streifte die Kleider ab und kroch unter die Bettdecke. Sie hatte sich noch nicht ganz

ausgestreckt, da schmiegte
Smoky sich bereits
schnurrend an ihre Füße.

»Du weißt doch, dass du
nicht ...«

Doch da schnarchte er
schon und hörte ihr nicht
mehr zu.



Zuerst dachte ich, ein
Geräusch hätte mich
geweckt, doch als ich

lauschte, rührte sich nichts. Ich schlüpfte in meine Jogginghose und drehte eine Runde durchs Haus, um zu sehen, ob alles in Ordnung war.

Sämtliche Fenster waren zu, ebenso wie die Türen. Nur die von Merle stand einen Spaltbreit offen. Wahrscheinlich hatte Smoky sich wieder bei ihr eingeschlichen. Der alte

Charmeur mit dem grau verwitterten Fell kannte seine Macht über sie und wusste, dass sie ihm nichts abschlagen konnte.

Die Haustür war abgeschlossen, draußen war alles ruhig.

Mein Magen knurrte, und ich hatte große Lust, ihn mit den Resten vom Festessen zu besänftigen. Stattdessen holte ich mein

Handy, schüttete mir ein Glas Wasser ein und schrieb Luke eine SMS.

Vermisse dich schrecklich. Hast was verpasst. Würd dich gern küssen. J.

Wo immer du auch sein magst, dachte ich und fragte mich wieder, warum er sich nicht meldete. Welchen Grund konnte es geben, mir nicht mal eine

kurze Nachricht zu
schicken?

Ich malte mir die
schrecklichsten
Horrorszenarien aus. Luke
nach einem Unfall in
seinem Volvo eingeklemmt.
Luke mit einem Messer im
Bauch verblutend in einem
Straßengraben. Luke im
Koma auf einer
Intensivstation. Luke tot in
seiner Wohnung ...

Mühsam befreite ich mich von den düsteren Bildern und blickte mich um. Das Tohuwabohu von unserem Fest war verschwunden. Alles war blitzblank und aufgeräumt. Offenbar hatte irgendjemand nicht schlafen können und die Zeit sinnvoll genutzt.

Ich hatte gerade das Glas an die Lippen gesetzt, als

mein Handy mir eine SMS
meldete.

Vermisse dich auch.
Holen Kuss nach. Tut mir
leid. L.

Also war er wach!

Ich drückte seine
Nummer.

Hi, hier spricht Lukas
Tadikken ...

Am liebsten hätte ich
mein Handy gegen die
Wand geschmettert, doch

ich erinnerte mich rechtzeitig daran, dass ich es noch brauchte. Ich trank das Wasser, zog mich in mein Zimmer zurück, legte mich ins Bett und verschränkte die Arme unterm Kopf.

Meine Augen gewöhnten sich an die Dunkelheit, und ich erkannte die Umrisse des Fensters und die Schatten der Möbel. Ich

liebte mein Zimmer. Luke und ich hatten schon so oft hier gelegen, eng aneinandergekuschelt, und miteinander geflüstert.

Obwohl ...

Meistens war ich es, die redete. Luke hörte lieber zu.

Der feine Schmerz in meinem Innern machte sich wieder bemerkbar. Ich rollte mich auf die Seite

und zog die Knie ans Kinn.
Herzweh.

Das Wort kam von
irgendwo angeflogen und
landete in meinem Kopf.

Herzweh.

War Liebe so?

Ich nahm mir vor, mit
Luke zu reden, doch bevor
ich mir überlegen konnte,
was ich ihm sagen wollte,
schief ich ein.

3

Sie war sauer auf ihn, das spürte er an der Art, wie sie sprach, wie sie schwieg, an der Art, wie sie ihn ansah und wie sie seinem Blick auswich. Sie war der geradlinigste Mensch, dem er je begegnet war, und sie hatte nicht die Spur Talent, ihre Gefühle zu verbergen.

Schon Merle hatte ihn mit einer äußerst knappen Begrüßung abblitzen lassen, als er Jette abholen wollte. Die andern waren nicht zu Hause gewesen, zum Glück, denn Luke fühlte sich in ihrer Anwesenheit nicht wohl. Sie ließen ihn spüren, dass er nur Jettes wegen willkommen war, und er wusste, dass sie ihn fallen

lassen würden wie eine heiße Kartoffel, falls Jette sich jemals von ihm abwenden sollte.

Das ganze Wochenende und den kompletten Montag hatte Luke mit seiner Migräne gekämpft. Albert, der am Sonntagabend von einem Wochenendtrip nach Amsterdam zurückgekehrt war, hatte sich nur auf

Zehenspitzen in der Wohnung bewegt. Er hatte Luke mit Vitaminen vollgestopft und sich aufgeführt wie ein Übervater.

»Willst du reden?«, hatte er gefragt, weil er vor Kurzem in einem Artikel gelesen hatte, Migräne sei häufig eine Reaktion auf ungelöste Probleme.

»Zieh Leine«, hatte Luke

gemurmelt und sich die Bettdecke über den Kopf gezogen.

Doch Albert war geblieben. Er hatte die Kühlbeutel ausgetauscht, Tee gekocht und kleine Mahlzeiten zubereitet, die Luke dann doch nicht hatte anrühren können, weil sich ihm allein beim Gedanken daran der Magen umgedreht hatte.

Sie kannten sich, seit Luke zum ersten Mal die Uni betreten hatte. Was als reine Zweckgemeinschaft begonnen hatte, war zu einer echten Freundschaft geworden. Nicht dass sie je darüber gesprochen hätten. Es war, wie es war. Sie hielten es nicht für nötig, deswegen Worte zu verlieren.

Mit Rücksicht auf Lukes

Zustand hatte Albert sogar seine geliebte Gitarre nicht angerührt, was Luke ihm besonders hoch anrechnete. Vielleicht, hatte er gedacht, war es endlich an der Zeit, seinen Freund mit Jette bekannt zu machen.

Während Luke jetzt wieder darüber nachdachte, erzählte Jette ihm von dem Fest, das er versäumt hatte.

»Alle waren da. Merles
Tierschutzgruppe und die
gesamte Crew aus dem
Tierheim ...«

Luke wäre dem Fest
wohl auch ohne seine
Migräneattacke
ferngeblieben, doch das
brauchte Jette nicht zu
wissen. Es hätte sie bloß
verletzt.

»... und stell dir vor:
Frau Stein hat sogar Frau

Sternberg und den Professor mitgebracht ...«

Luke kannte die Namen der meisten Menschen aus Jettes Umfeld, nicht jedoch jedes der dazugehörigen Gesichter. Vor Kurzem hatte er sie zum Sommerfest im St. Marien begleitet, sich dort aber so fehl am Platz gefühlt, dass er sich vorgenommen hatte, solche Events künftig

wieder zu meiden. Doch auch das musste Jette nicht unbedingt erfahren.

»... und wusstest du, dass ein paar von Mikes Freunden eine Rockband gegründet haben?«

Nein. Das wusste er nicht, und es tat ihm leid, dass er es nicht wusste. Es tat ihm leid, dass er all diese Leute nicht kannte und wahrscheinlich

niemals kennenlernen
würde. Er bedauerte, dass
er Jette seine
Zurückhaltung nicht
erklären konnte, und es
machte ihn fertig, dass sie
seinetwegen unglücklich
war.

»Haben sie schon einen
Gitarristen?«, fragte er.

»Wieso? Kennst du
einen?«

Im selben Moment

beschloss er, Albert nicht zu erwähnen. Und wenn es ihn noch so reizen mochte, es konnte fatale Folgen haben, seine verschiedenen Lebensbereiche miteinander zu verbinden. Er winkte ab.

»Nee. War 'ne Schnapsidee.«

Sie waren nach Köln gefahren und schlenderten nun über den

Roncalliplatz. Die halbe Stadt schien unterwegs zu sein. Lebende Statuen in Silber und Gold standen unbeweglich in der Gluthitze des Nachmittags. Ein Pflastermaler kauerte vor dem dreidimensionalen Bild einer Schlucht, die so täuschend echt wirkte, dass man bei ihrem Anblick fürchtete zu fallen. Am Dom fand ein Gothic-

Treffen statt. Es wimmelte von schrill geschminkten Gesichtern, kunstvollen Frisuren und prächtigen Outfits.

Luke entspannte sich. Inmitten von Menschenmengen atmete er auf. Man konnte sich darin bewegen, ohne Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Schon hundertmal hatte er dem

Himmel gedankt, dass es ihn ausgerechnet nach Köln verschlagen hatte, wo das Leben in den Straßen pulsierte und Toleranz kein Fremdwort war.

Er legte den Arm um Jette und drückte sie an sich. Sie ließ den Kopf an seine Schulter sinken und ihm stockte der Atem. Etwas in ihm löste sich, fiel nieder, schmerzlich und

sanft, und er blieb stehen und drehte Jette zu sich herum. Auf den riesigen Gläsern ihrer Sonnenbrille spiegelten sich die Häuser, die Leute und er selbst.

Behutsam nahm er ihr die Brille ab.

Jette blinzelte. Ihre grauen Augen leuchteten. Ihr Ärger schien verflogen.

Luke küsste sie, und alle Geräusche verblassten, als

hätte jemand am Ton gedreht. Die Hitze und der leise Wind, der über den Platz wehte, waren kaum noch zu spüren. Für den Moment gab es für Luke nur diesen Kuss und Jettes Körper, der sich an ihn drängte.

Als sie sich voneinander lösten, Jahrhunderte später, lächelte Jette ihn an. Er konnte sich in ihren

Pupillen erkennen, ein bisschen verzerrt, wie mit einem Weitwinkelobjektiv aufgenommen.

Dann setzte Jette die Brille wieder auf, legte den Arm um seine Hüften und zog ihn weiter.

Sie schlenderten über die Hohe Straße. Jette blieb an jedem Schaufenster stehen, betrat jedoch kein Geschäft.

»Ich will nicht eine einzige Sekunde mit dir verpassen«, sagte sie.

Luke hörte den stillen Vorwurf, ohne dass sie ihn aussprechen musste.

Für jeden Schnorrer hatte sie ein paar Cent übrig, warf jedem Straßenmusikanten ein, zwei Münzen hin, sie kaufte ein Exemplar der Obdachlosenzeitung und

ging an keinem vorbei, der die Hand aufhielt. Beschämt kramte Luke in seiner Hosentasche. Er konnte sich nicht erinnern, wann er zuletzt irgendwem irgendwas gegeben hatte.

Er hatte dieses Mädchen nicht verdient.

Er durfte sie nicht in Gefahr bringen.

Aber wie sollte er das vermeiden?

Eine bange Ahnung hielt
sein Herz umklammert,
wie schon seit Tagen. Er
wurde und wurde sie nicht
los.



Obwohl ich seit meiner
Geburt im Dunstkreis von
Köln gelebt hatte, war mir
die Stadt nie richtig
vertraut geworden. Merle
und ich gingen ab und zu

in Köln shoppen, kamen dabei jedoch, wie die meisten Touristen auch, selten über die Altstadt hinaus. Klassenausflüge hatten mich in den Dom und ins Schokoladenmuseum geführt und meine Mutter hatte mich in eine Reihe von Museen und Theatern geschleppt.

Und nun war ich mit

Luke hier.

Wenn wir wollten,
konnten wir den Rest
gemeinsam kennenlernen.

Wir hatten alle Zeit der
Welt.

Unser Kuss, der all
meinen Ärger binnen einer
Sekunde beiseitegewischt
hatte, steckte mir noch
unter der Haut. Ich legte
den Kopf in den Nacken
und sah die Sonne am

Himmel flirren. Die paar kleinen Wolken, die das kräftige Sommerblau betupften, waren strahlend weiß und makellos.

»Wie diese wolligen Schafe in Bilderbüchern«, sagte Luke, der meinem Blick gefolgt war.

Genau daran hatte ich auch gerade gedacht. Plötzlich fühlte ich mich ihm so nah, dass es mir das

Herz zerriss, doch das wollte ich ihm nicht zeigen.

»Zwei Menschen, ein Gehirn«, spottete ich.

»Und wenn es so wäre?«

»Ja. Was wäre dann?«

Luke blieb stehen, den Arm um meine Schultern. Er betrachtete einen alten Mann, der mitten in der Fußgängerzone ein kleines Straßentheater aufgebaut

hatte. Verschiedene Puppen und Gegenstände, an einer waagerecht verlaufenden Schnur befestigt, tanzten zur Musik seiner Mundharmonika. Mit den Füßen bediente er die Schnur, eine kleine Trommel und einen Schellenbaum.

»Warte mal ...«

Luke kramte in seiner Hosentasche und zog einen

Geldschein hervor. Er
faltete ihn zu einem
Päckchen zusammen und
warf ihn dem
Puppenspieler in seine
aufgeklappte
Piratenschatzkiste.

»Zehn Euro! Wow!«

Aber Luke hörte mich
nicht. Er war ganz in den
Anblick der Kinder
versunken, die den
Puppenspieler umringten

und seinem Spiel mit großen Augen folgten. Ich tippte Luke auf die Schulter, und es war, als würde er sich plötzlich wieder an mich erinnern. Der träumerische Ausdruck, der auf seinem Gesicht gelegen hatte, verschwand. Verwirrt und ein wenig verlegen wich er meinem Blick aus.

»Hast du einen Geist

gesehen? «

»Ich ... die
Mundharmonika hat mich
... ach, vergiss es.«

»Nein. Erzähl's mir.«

»Da gibt es nichts zu
erzählen. Willst du ein
Eis? «

»Erst möchte ich hören,
was es mit der
Mundharmonika auf sich
hat.«

Er seufzte. Öffnete

zögernd den Mund.

»Mein ... Vater hat
früher Mundharmonika
gespielt.«

Seine Worte kamen
langsam. Als kostete jedes
ihn allergrößte Mühe. Er
hatte seine Eltern noch nie
erwähnt. Es war ein
kostbarer Augenblick.

»Früher? Spielt er nicht
mehr?«

War seine Hand

plötzlich kälter geworden
oder kam es mir bloß so
vor? Ich rieb seine Finger.
Als Luke den Blick hob,
erschrak ich. In seinen
Augen lag etwas, das ich
lieber nicht darin gesehen
hätte.

Es war reine, unverhüllte
Wut.

Ich versuche, mich zu
wappnen, ohne zu wissen,
wogegen.

»Er ist tot.«

Ich starrte ihn an.

Er ist tot ... ist tot ... ist
tototot ...

Die Worte passten nicht
in diesen Nachmittag. Sie
passten nicht zu meinen
Gefühlen und nicht zu
Lukes Zorn.

Ich hasste den Tod.

Luke zog mich zum
Stand eines Eisverkäufers.

»Drei Kugeln, bitte.

Schoko, Zitrone, Nuss.
Und du? «

Er fingerte ein paar
Münzen aus seiner Tasche,
unbefangen, fast heiter. Als
hätte es die drei Worte gar
nicht gegeben.

»Dasselbe.«

Luke lutschte voller
Hingabe sein Eis und war
mir schon wieder
entglitten. Doch das wollte
ich diesmal nicht

hinnehmen.

»Erzähl mir von deinem Vater«, bat ich ihn nach einer Weile.

Luke runzelte die Stirn.

»Ich hab schon viel mehr gesagt, als ich wollte.«

Das Eis hatte plötzlich seinen Geschmack verloren. Ich warf es in den nächsten Abfallkorb. Luke nahm es zur Kenntnis, verkniff sich jedoch eine

Bemerkung dazu. Ich spürte, wie er sich Schritt für Schritt von mir entfernte, dabei gingen wir so dicht nebeneinander, dass unsere Schatten auf dem Pflaster ineinander verschmolzen.

Diese Schatten.

Ich konnte den Blick nicht von ihnen abwenden.

Wünschte, wir wären uns so nah wie sie.

Anfangs hatte ich die leise Hoffnung gehabt, Luke würde mich heute in seine Wohnung einladen und mir endlich zeigen, wo, wie und mit wem er lebte, doch das konnte ich nun vergessen.

Ich sehnte mich nach seiner Berührung, wünschte, er würde mich noch einmal so küssen wie eben, und wahrte doch

stocksteif Abstand.
Innerlich fluchend trottete
ich neben ihm her und
überlegte, wie ich den
Graben zwischen uns
überwinden könnte.

Gerade tastete ich
zögernd nach Lukes Hand,
als ich beinah mit einem
Typen zusammenprallte.
Im letzten Moment wichen
wir beide aus und sahen
uns lachend nacheinander

um.

Überrascht blieb er stehen.

»Alex?«

Ich fühlte, wie Luke neben mir erstarrte.

»Alexej!«

Luke beschleunigte das Tempo und starrte finster zu Boden.

»Hey! Warte doch mal!«

Der Typ war uns gefolgt und hielt Luke am Arm

fest. Forschend sah er ihm ins Gesicht. Dann strahlte er und schlug ihm auf die Schulter.

»Mensch, Alex! Was für ein Zufall!«

Luke schüttelte seine Hand ab.

»Du verwechselst mich.«

Der Typ grinste bis zu den Ohren.

»Red keinen Scheiß, Mann! Wie lange haben

wir uns nicht mehr ...«

Lukes Stimme wurde eisig.

»Ich kenne dich nicht, kapiert?«

Er fasste mich am Arm und ging so schnell davon, dass ich Mühe hatte mitzukommen.

»Die lassen sich auch immer neue Maschen einfallen, um sich den nächsten Joint zu

erschnorren«, stieß er verächtlich hervor.

»Auf mich hat er nicht den Eindruck eines Kiffers gemacht.«

»Nicht?« Luke warf einen Blick über die Schulter und entspannte sich ein wenig. Endlich wurde er langsamer. »Wie hat er mich genannt? Alexej? Ist das nicht Russisch?«

»Warum regst du dich so auf?« Ich hakte mich bei ihm unter. »Er hat sich eben geirrt.«

Wieder sah Luke verstohlen zurück. Dann blickte er nach unten und entdeckte, dass ihm Eis auf die Hose getropft war. Ärgerlich wischte er es weg.

»Weißt du, dass jeder Mensch mindestens vier

Doppelgänger auf der Welt hat?«, fragte er, nachdem er den Rest Eis vertilgt und sich die klebrigen Finger abgeleckt hatte.

Davon hatte ich noch nie gehört, und ich konnte mir auch nicht vorstellen, dass es Luke in mehreren Ausführungen geben sollte.

Oder mich.

Ein beunruhigendes Bild.

»Ob sich vielleicht

irgendwo einer deiner Doppelgänger in eine meiner Doppelgängerinnen verliebt hat?«, witzelte ich.

Aber Luke war nicht bei der Sache. Ständig schaute er sich um, als erwartete er, der Typ würde im nächsten Moment über ihn herfallen.

»Lass uns von hier verschwinden«, schlug er schließlich vor. »Mir gehen

der Lärm und das Gedränge hier furchtbar auf den Keks.«

Alex, dachte ich. Alexej.

Die Theorie vom Doppelgänger klang einleuchtend. Aber warum hatte Luke diesen Typen dann so abfahren lassen? Und wieso wirkte er immer noch dermaßen nervös?

»Wir könnten ins Kino gehen«, sagte ich.

Luke wirkte alles andere als begeistert.

»Oder wir ...«

»Ich hab tierische Kopfschmerzen, Jette.«

Erst jetzt fiel mir auf, wie blass er war.

»Okay.« Ich versuchte, mir die Enttäuschung nicht anmerken zu lassen.

»Möchtest du allein sein?«

»Wenn du mir nicht böse bist.« Er nickte. »Ich fahr

dich natürlich nach
Birkenweiler zurück.«

»Du, ich kann ganz gut
allein auf mich aufpassen.«

Ich lächelte ihn an, um
ihm zu zeigen, dass es mir
nichts ausmachte, unseren
Bummel zu beenden, kaum
dass wir in Köln
angekommen waren.

Luke gab mir einen
Abschiedskuss auf die
Wange und verschwand

zwischen all den
Menschen. Ich stand da
und sah ihm nach, bis ich
ihn nicht mehr erkennen
konnte.

Alex, dachte ich. Alexej.

Eine Wolke zog über die
Sonne, und ihr Schatten
glitt über mich hinweg.
Fröstelnd machte ich mich
auf den Weg.



Merle öffnete die Tür zur
Krankenstation des
Katzenhauses einen
Spaltbreit, schlüpfte hinein
und schloss sorgfältig
hinter sich ab.

Die Handgriffe waren
ihr in Fleisch und Blut
übergegangen. Zu Anfang
ihrer Arbeit im Tierheim
war ihr einmal eine Katze
entwischt. Sie hatten sie
nie wiedergefunden, und

Merle hatte sich lange mit Schuldgefühlen gequält.

Vielleicht war sie überfahren worden.

Vielleicht hatten Tierfänger sie eingefangen und an ein Versuchslabor verscherbelt.

Vielleicht war ihr sonst was Schreckliches zugestoßen.

Natürlich konnte sie auch einer freundlichen Familie zugelaufen sein,

aber die schlimmen
Ahnungen überwogen, und
aus diesem Grund war
Merle seither fast schon
überevorsichtig.

In der erst kürzlich
eingerrichteten
Quarantäneabteilung (ein
großes Wort für die beiden
lausig kleinen Räume am
Ende des Gangs) waren
fünf Katzenwelpen
untergebracht, die auf

einem verlassenen
Fabrikgelände neben ihrer
erschlagenen Mutter
gefunden worden waren.
Sie alle litten an
Katzenseuche, einer
lebensgefährlichen,
hochgradig ansteckenden
Viruserkrankung.

Jede von ihnen lag in
einem eigenen Gitterkorb
am Tropf, über den sie eine
Salzlösung mit

Traubenzucker zugeführt bekamen. Sie hatten Durchfall und hohes Fieber und ihre Augen waren entzündet und verklebt.

Merle beugte sich über ihren Liebling und kraulte ihn vorsichtig hinter den winzigen Ohren. Er fiepte kurz, dann ließ er das Köpfchen wieder sinken. Behutsam streichelte sie mit dem Zeigefinger den

ausgemergelten kleinen Körper. Das schwarze Fell war glanzlos und struppig, aber Merle wusste, wie seidenweich es sich anfühlen würde, wenn der kleine Kerl es schaffte.

Sie kontrollierte die Infusionsflaschen und die Wärme der Rotlichtlampen. Gegen Abend würde die Ärztin noch einmal nach den

Kleinen sehen und dann kam es darauf an. Überlebten sie die kommende Nacht, waren sie über den Berg.

Merle nahm sich Zeit, um jedem Tier ein paar ausgiebige Liebkosungen zu geben. Sie wusste, dass Zärtlichkeit einer der besten Gesundmacher war.

Als sie das Katzenhaus wieder verließ, lief sie Jette

in die Arme, die auf der Suche nach ihr war. Das kam selten vor, und obwohl Merle nicht der Typ war, der in ständiger Furcht vor Katastrophen lebte, zuckte sie zusammen. Sie überspielte das mit einem Lächeln, während sie sich fragte, wo Luke abgeblieben sein mochte. Jette hatte sich doch für diesen

Nachmittag mit ihm extra freigenommen.

»Ich dachte, ihr macht Köln unsicher«, sagte sie.

»Hatten wir auch vor.«

Jette grinste wenig überzeugend, und Merle konnte erkennen, dass ihre Freundin den Tränen nahe war. Sie gab ihr einen kumpelhaften Klaps auf den Rücken und legte jede Menge Ungezwungenheit in

ihre Stimme.

»Katzen gucken oder quatschen?«, fragte sie.

»Quatschen.«

Wenn Jette darauf verzichtete, die Neuzugänge zu begutachten, besonders bei so vielen hinreißenden Jungtieren wie in diesem Jahr, dann war sie wirklich mies drauf. Merle hakte sich bei ihr ein und sie

spazierten schweigend zum Büro.

Das Türschloss klemmte seit einigen Wochen. Als hätte sich jemand daran zu schaffen gemacht, der dort nichts zu suchen hatte. Aber es waren keine Kratzer zu erkennen, deshalb hatten sie darauf verzichtet, die Polizei zu rufen.

Merle ließ Jette den

Vortritt. Die Unordnung im Büro spiegelte den chaotischen Alltag im Tierheim wider. Sie hatten selten das Glück, eine Arbeit in Ruhe zu Ende führen zu können. Immer kam etwas dazwischen. Kein Tag verlief ohne Notfall. Immer ging irgendwas schief. Und das Telefon nervte von morgens bis abends.

Überall lagen Sachen herum. Prospekte, Zeitungen, Hundeleinen, Handschuhe, Post. Dann und wann platzte einem der Mitarbeiter der Kragen und er schaffte eine begrenzte Ordnung, doch sofort müllte alles wieder zu.

»Du hast dir den richtigen Zeitpunkt ausgesucht«, sagte Merle.

»Im Moment ist es ruhig.
Möchtest du was trinken?«

»Am liebsten Saft. Wenn
welcher da ist.«

»Machst du Witze? Der
Kühlschrank geht kaum
noch zu, so voll ist er. Du
kannst wählen zwischen
Orangensaft, Orangensaft
und ... äh ...
Orangensaft.«

»Dann bitte
Orangensaft.«

Merle schmunzelte. Das war immerhin ein Anfang.

»Der Kollege, der heute mit mir Dienst hat, ist gerade mit zwei Hunden bei der Tierärztin, und Frau Donkas hat einen Außentermin. Sie kommt erst spät zurück.«

Das war günstig, denn die Leiterin des Tierheims sah Privatbesuche während der Arbeitszeit nicht gern.

Jette räumte sich einen Stuhl frei und setzte sich an den Tisch, auf dem drei benutzte Tassen neben drei Tellern mit Kuchenkrümeln vor sich hingammelten. Merle stellte die Gläser dazu und rollte sich ihren Schreibtischsessel heran.

»Schieß los.«

Jette klammerte sich förmlich an ihr Glas. Sie hielt es mit beiden Händen

umfasst, nippte daran und starrte in den Orangensaft, als versuchte sie, das erste Wort darin zu finden.

»Irgendwas stimmt nicht mit Luke.«

»Ach? Bist du auch schon darauf gekommen?«

Merle hätte sich die Zunge abbeißen können. Sie hatte nicht vorgehabt, Jette zu provozieren. Ihre Freundin brauchte jetzt

ihre volle Unterstützung
und keine dummen
Sprüche.

»Entschuldige. Was
stimmt nicht mit ihm?«

Aber Jette hatte gar nicht
hingehört. Grübelnd
verrieß sie das
Schwitzwasser auf ihrem
Glas mit den
Fingerkuppen.

»Jemand hat ihn Alex
genannt.«

»Wer?«

»Ein Typ, der uns in der Innenstadt entgegengekommen ist. Er hat sich irre gefreut, Luke zu sehen, und nannte ihn zuerst Alex, dann Alexej.«

»Ja. Und?«

»Findest du das nicht sonderbar?«

»Nö. Verwechslungen passieren doch dauernd, vor allem in einer

Großstadt wie Köln.«

»Der Typ schien ganz sicher.«

»Vielleicht hat Luke einen Doppelgänger. Ich hab mal gelesen, dass jeder Mensch sogar vier davon ...«

»Ich weiß.«

Jette trank ihr Glas leer und stellte es auf den Tisch. Ihre Augen hatten sich verdunkelt. Sie schien

gar nicht richtig hier zu sein.

»Was genau beschäftigt dich dann so?«, fragte Merle.

Es dauerte lange, bis die Freundin antwortete, und ihre Stimme war so leise, dass Merle sie kaum verstehen konnte.

»Ich frage mich, wer Luke ist. Kannst du mir das sagen, Merle? In wen

habe ich mich da verliebt?«

Merle war nicht auf den Mund gefallen, doch darauf wusste sie keine Antwort. Sie fragte sich ja selbst, wer dieser Lukas Tadikken war, der vor vier Monaten Jettes Weg gekreuzt und alles durcheinandergewirbelt hatte.

»Er hätte damals einfach weitergehen sollen«,

murmelte sie schließlich.

Jette sah sie
verständnislos an. »Wie
meinst du das?«

»Schon gut.«

Merle witterte Ärger auf
zehn Kilometer Entfernung
und das hier stank förmlich
danach. Bitte nicht, dachte
sie. Jetzt bitte keinen
Streit.

»Du magst Luke immer
noch nicht.«

Merle schwieg. Sie hatte ihre Freundin noch nie angelogen und wollte jetzt nicht damit anfangen.

Jette erhob sich langsam. Sie hängte sich ihre Tasche über die Schulter, sah Merle nachdenklich an und verließ ohne ein weiteres Wort das Büro.

Merle versuchte nicht, sie zurückzuhalten. Mit der unerklärlichen Gewissheit

drohenden Unheils blieb sie zurück.

Nein. Sie mochte Luke noch immer nicht.

4

Sein Racheplan war rasch geschmiedet, denn eigentlich hatte er ihn schon im Hinterkopf gehabt. Er würde Gleiches mit Gleichem vergelten und dem Mistkerl genau das antun, was der ihm angetan hatte: Er würde ihm den Boden unter den

Füßen wegziehen und ihn ins Unglück stürzen. Wenn er mit ihm fertig war, würde dieser Verräter kein Zuhause mehr haben, keine Freunde, kein Geld und keine Zukunft.

Auge um Auge. Zahn um Zahn.

Dazu hätte er sich schon viel eher entschließen sollen.

Kristof Machelett lehnte

sich in seinem
Schreibtischsessel zurück
und verschränkte die
Hände hinterm Kopf. Jetzt,
wo er wusste, was er
erreichen wollte, ging es
nur noch um die
Feinplanung. Es war nicht
seine Art, den Kopf zu
verlieren und sich mit
spontanen Aktionen in
Schwierigkeiten zu bringen.
Auch in der Organisation

schätzte man ihn dafür,
dass er alles, was er tat,
minutiös bedachte und
gründlich vorbereitete.

Er würde zwei der Jungs
auswählen und ihnen
falsche Papiere besorgen.
Seine eigenen brauchte er
nur aus dem Safe zu holen.
Es war für ihn kein
Problem, von jetzt auf
gleich die Identität zu
wechseln. Er tat es oft

genug. Gefälschte Nummernschilder lagen in den unterschiedlichsten Ausführungen bereit. Die Jungs und er mussten sich bloß noch ein Alibi beschaffen.

Peanuts.

Nichts davon stellte ein unüberwindbares Hindernis dar. Er hatte Erfahrung in solchen Dingen. Und er hatte einen

verdammte guten
Lehrmeister gehabt.

Den besten.

Von Kindheit an.

Es gab nur zwei wundere
Punkte. Der erste war die
Zeit. Er hatte keine
Ahnung, wann er die
Aktion starten konnte und
wie viele Tage oder
Wochen er für sie
benötigen würde.

Sein Gegner war ein

harter Brocken. Er hatte denselben Lehrmeister gehabt und war lange genug im Geschäft gewesen. Er kannte sämtliche Tricks und würde sich nicht ohne Weiteres zum Opfer machen lassen.

Der Zeitplan musste flexibel sein. Kristof würde den ersten Schritt tun, doch jeder weitere hing davon

ab, wie der andere reagieren würde. So war das bei einer anständigen Jagd. Der Jäger nahm das aufgestöberte Wild ins Visier, und das Tier versuchte zu entkommen. Die Beute gewann das tödliche Spiel selten.

Kristof griff nach seinem Handy. Es war eine ganz neue Erfahrung, einmal auf einen ebenbürtigen Gegner

zu treffen. Er fühlte, wie es ihn packte. Seine Nerven spannten sich an. Sein Kopf arbeitete auf Hochtouren.

Zum ersten Mal in seinem Leben war er persönlich involviert. Das machte aus seinem Vorhaben etwas ganz Besonderes.

Doch bevor er loslegen konnte, musste er die wichtigste Hürde nehmen,

und das war der zweite
wunde Punkt: Er musste
seinen Gegner überhaupt
erst mal finden.

Jeder der unzähligen
Hinweise, die er bisher
erhalten hatte, war ein
Schuss in den Ofen
gewesen. Keiner hatte ihn
auch nur in die Nähe seines
Ziels geführt. Das bereitete
ihm jedoch keine großen
Sorgen. Die Organisation

beschäftigte die besten Männer weit und breit, und wenn er einige ausschließlich auf diesen Judas ansetzte, würden sie über kurz oder lang Erfolg haben.

»Kristof hier«, sagte er, das Handy so nah an den Lippen, dass es sie fast berührte. »Besprechung um achtzehn Uhr bei mir. Gib den Jungs Bescheid.«



Luke hatte sich
zusammengerissen, damit
Jette nichts merkte, aber
sobald er zu Hause
angekommen war,
bröckelte die Fassade. Er
hatte immer damit
gerechnet, dass es
irgendwann passieren
würde, hatte sich jedoch in
letzter Zeit so sicher

gefühlt, dass die latente Bedrohung nicht mehr jede Stunde des Tages in seinem Kopf gewesen war.

Nun also war es so weit.

Die Luft war ihm weggeblieben, als er seinen Namen gehört hatte, und ihm war sofort klar gewesen, welche Ausmaße der Vorfall annehmen würde.

Man hatte ihn erkannt.

Das bedeutete, dass er nicht hierbleiben durfte.

VERDAMMT!

Er lief in der Wohnung auf und ab und versuchte, einen klaren Gedanken zu fassen. Albert war nicht da, sodass er seinen Gefühlen freien Lauf lassen konnte. Er knirschte mit den Zähnen, fluchte, schlug verzweifelt mit den Fäusten gegen die Wand, nahm

seine kopflose Wanderung
wieder auf.

Ein blöder Zufall, redete
er sich ein. Vielleicht bleibt
er ja ohne Konsequenzen.

Ohne Konsequenzen?

Das glaubst du doch
selber nicht.

Er wollte, wollte, wollte
es glauben. Unbedingt. Er
hatte überzeugend
rübergebracht, dass es eine
Verwechslung gewesen sein

musste. Immerhin hatte ihm Jette den Doppelgänger sofort abgekauft. Da konnte es doch vielleicht gut gehen.

Ein alter Kumpel aus der Schulzeit. War sein Leben lang nicht aus Bautzen rausgekommen und lief ihm nun ausgerechnet in Köln über den Weg. Sie hatten früher nicht viel miteinander zu tun gehabt.

Der Typ war ein Streber gewesen, einer von der übelsten Sorte. Hatte den Lehrern die Tasche getragen, die Mitschüler ausspioniert und jeden verpiffen, der irgendwas auf dem Kerbholz gehabt hatte. Einer wie der hatte keine Freunde. An einem wie dem machte man sich die Hände nicht schmutzig.

Früher wäre einer wie

der als Spitzel bei der Stasi
gelandet.

Luke hatte ihn so
komplett aus dem
Gedächtnis gestrichen, dass
er sich nur mit Mühe an
seinen Namen erinnerte.

Marco irgendwas.

Sie hatten sich ewig nicht
gesehen. Inzwischen hatte
Luke sein Äußeres
grundlegend verändert.
Wie sicher konnte der Typ

sein, in ihm seinen alten
Schulkameraden Alexej
erkannt zu haben?

Luke trat mit voller
Wucht gegen die
Küchentür. Krachend fiel
sie ins Schloss und er riss
sie gereizt wieder auf.

Es gab keinen Ausweg.

Aus Köln verschwinden?
Jette verlassen? Unmöglich.
Er hatte sie so sehnsüchtig
gesucht. Jetzt, wo er sie

gefunden hatte, konnte er sich nicht mehr vorstellen, ohne sie zu sein.

Große Worte.

Etwas in Luke tickte aus.

Er kippte die Stühle um.

Fegte die Dosen vom Teeregal. Zerrte die Decke mitsamt voller Obstschale vom Tisch und beobachtete wutschnaubend, wie die Aprikosen und Kirschen über den von Tee

bedeckten Boden kullerten.

Im nächsten Moment hatte er sich den Wohnungsschlüssel geschnappt und war im Treppenhaus.

Er musste raus.

Irgendwohin.

Klarheit in seine Gedanken bringen.

In den vergangenen Monaten hatte sein Leben endlich wieder erste

Ansätze zaghafter
Normalität gezeigt. Ein
paar Mal schon war er eine
Straße entlanggelaufen,
ohne dass er anschließend
hätte aufzählen können,
wie vielen Menschen er
begegnet war. Er war im
Begriff gewesen, einen Teil
seiner früheren
Unbefangenheit
wiederzufinden.

Das hatte schlagartig

aufgehört.

Seine Augen und sein Gehirn scannten jeden, der in sein Blickfeld geriet. Er ordnete die Gesichter, die Körper und die Bewegungen in die Kategorien gefährlich und ungefährlich ein, ebenso wie die Stimmen und alle sonstigen Geräusche.

Ein Schluchzen stieg in seiner Kehle hoch.

Alles war zurückgekehrt.
Sogar die Angst.



»Ich dachte, du wärst in Köln«, sagte Frau Stein überrascht. »Oder hab ich irgendwas nicht richtig mitgekriegt?«

»Bin schon wieder zurück.«

Mir war wirklich nicht danach, ausgerechnet der

Heimleiterin mein Herz
auszuschütten.

»Und statt zu Hause
rumzusitzen, habe ich ...«

»Das war
Gedankenübertragung.«

Frau Stein erhob sich
stöhnend von ihrem
ergonomisch geformten
Bürostuhl. Seit ihrem
Bandscheibenvorfall hatte
sie ständig
Rückenschmerzen, mal

mehr, mal weniger. Heute schienen sie besonders heftig zu sein.

»Kannst du nach Frau Sternberg sehen? Sie hat heute keinen guten Tag, und ich kann niemanden entbehren.«

Ich nickte dankbar und war schon unterwegs.

Zu Hause hätte ich es nicht ausgehalten. Jeder hätte mich mit Fragen nach

Luke gelöchert und dennoch mit nervtötender Behutsamkeit vermieden, mich unter Druck zu setzen.

Willst du reden?

Geht's dir einigermaßen?

Kann ich irgendwas für dich tun?

Arbeit war die beste Medizin. Die würde mich ablenken.

Frau Sternberg lag

zusammengekauert auf
ihrem Bett. Sie trug ein
fliederfarbenes
Baumwollnachthemd und
darüber eine gehäkelte
weiße Bettjacke. Ihre Füße
steckten in moosgrünen
Wollsocken. Sie hielt den
Oberkörper mit den Armen
umschlungen, als sei ihr
kalt, aber sie hatte sich
nicht zugedeckt.

»Darf ich reinkommen?«

Sie antwortete nicht. Das war ein ganz schlechtes Zeichen.

»Hallo, Frau Sternberg. Ich bin's, Jette.«

Nichts an ihr ließ erkennen, dass sie meine Anwesenheit wahrgenommen hätte. Ihre Augen waren geschlossen. Als ich mich über sie beugte, sah ich, dass ihre Lider flatterten.

Ich ging zum Sessel, griff nach der Wolldecke, die über der Lehne hing, faltete sie auseinander und breitete sie über Frau Sternberg aus. Dann zog ich mir einen Stuhl heran und setzte mich zu ihr.

In der Stille, die uns umgab, konnte ich ihre Atemzüge hören, so leise und schwach, dass man fast meinen konnte, sie sich

bloß einzubilden. Frau Sternbergs Körper hatte sämtliche Funktionen heruntergefahren, damit sie den Schmerz aushalten konnte, die Leere oder was auch immer in ihr wütete, wenn sie so in sich selbst versank.

Demenz war für die meisten Menschen nur ein Wort. Für die Heimbewohner war es ein

Ort schwärzester
Verzweiflung.

Frau Sternberg erlebte die Augenblicke absoluter Desorientierung mit großer Angst. Irgendwann hatte sie für sich selbst eine Möglichkeit gefunden, diese Angst über sich hinweggleiten zu lassen, indem sie sich tot stellte und den Zugang zu ihren Gefühlen kappte.

So jedenfalls erklärte ich mir ihr Verhalten in Momenten wie diesem. Behutsam nahm ich ihre Hand. Sie war leicht und knochig und kühl, als wäre schon alles Leben aus ihr gewichen. Ich strich mit dem Daumen über ihre Haut, die wie aus Pergament war und voller Altersflecken. Bei ihr zu sein, war alles, was ich für

Frau Sternberg tun konnte.

Während ich an ihrem Bett saß und ihren Atemzügen lauschte, dachte ich an Luke. Die Geschichte mit dem Doppelgänger ließ mich nicht los. Vom ersten Tag an hatte ich den Eindruck gehabt, nicht an Luke heranzukommen. Als liebte ich ihn und gleichzeitig einen andern, der sich vor

mir und der Welt
versteckte.

Doch so erging es nicht
nur mir.

Bei meiner Mutter hatte
Luke sich innerhalb
weniger Wochen
unentbehrlich gemacht.
Anfangs hatte er nur einige
Aushilfsarbeiten für sie
ausgeführt. Inzwischen war
er fast zu ihrem Sekretär
aufgestiegen. Er nahm ihr

ab, was er konnte, erledigte ihren Papierkram, bereitete ihre Lesereisen vor, vereinbarte sogar Termine für sie.

»Aber obwohl er Teil meines Alltags geworden ist«, hatte meine Mutter mir neulich anvertraut, »komme ich nicht richtig an ihn heran. Er wahrt Distanz, unmerklich, aber äußerst bestimmt.«

Das war die Erfahrung, die viele Menschen mit Luke machten. Meine Freunde verkniffen sich in der Regel Bemerkungen dazu und ich war ihnen dankbar dafür. Ich hatte keine Lust, ständig meine Gefühle mit ihnen zu diskutieren und nach Erklärungen dafür zu suchen, warum ich Luke in mein Leben gelassen hatte.

Der Einzige, mit dem ich relativ entspannt über Luke reden konnte, war Tilo. Als Psychologe war ihm jedes Verhalten vertraut und er verurteilte nicht. Er beobachtete im Stillen, doch er behielt seine Rückschlüsse für sich. Tilos Toleranz war groß und freundlich. Und nicht nur dafür mochte ich ihn.

Allmählich erwärmte

sich Frau Sternbergs Hand
in meiner. Ihre Augenlider
hatten aufgehört zu
flattern. Sie lag nicht mehr
so verkrampft da und
atmete ruhig, fast schon
entspannt.

Ich strich ihr das dünne
weiße Haar aus dem
Gesicht. Es fühlte sich an
wie Feengespinnst,
seidenart und so leicht, als
besäße es überhaupt kein

Gewicht.

»Versuchen Sie zu schlafen«, sagte ich leise.

»Ich bleibe hier.

Ehrenwort.«

Sie seufzte, kaum hörbar.

Die Hitze im Zimmer ließ mir den Schweiß über den Rücken laufen. Ich wollte aufstehen, um das Fenster zu öffnen, doch Frau Sternberg umklammerte mit einer

erstaunlichen Kraft meine Finger.

»Ich wollte nur ein bisschen frische Luft hereinlassen.«

Frau Sternberg schlug die Augen auf und sah mich an. In ihrem Blick lag ein solches Flehen, dass ich den Gedanken aufgab und an ihrer Seite sitzen blieb.

»Pschsch ...«

Ich beobachtete, wie sie

die Augen wieder schloss.

Wenn es stimmte, dass Augen die Fenster zur Seele waren, in welchen Abgrund hatte ich dann eben geblickt? Noch während ich schwitzte, wurde mir kalt. Ich fragte mich, wie Frau Sternberg das aushielt, immer mehr Worte zu verlieren, immer mehr Wissen, mehr Erinnerungen, mehr

Sicherheit. Wie sie es ertrug, immer tiefer in sich selbst abzustürzen und dennoch weiterzuleben.

Tag für Tag für Tag.

Auf einmal kam Luke mir so lebendig, so leidenschaftlich und zärtlich vor, dass ich aufgesprungen und zu ihm gefahren wäre, wenn ich Frau Sternberg nicht versprochen hätte, mich

nicht von der Stelle zu rühren.

Ich räusperte mich. Und erzählte der alten Frau von Luke und mir.

Mir war nicht klar, ob meine Worte zu ihr vordrangen oder nicht, aber das war mir auch egal. Frau Sternberg war mir oft so nah wie meine eigene Großmutter, und sie hatte mir schon mehr

geholffen, als sie jemals ahnen würde.

Sie war da und fing mich an diesem trostlosen Nachmittag allein mit ihrer Gegenwart auf.

Zögernd fanden die ersten Worte ihren Weg in dieses einsame, stickige Zimmer. Sie schwebten eine Weile mit den winzigen Staubpartikelchen in den Sonnenstrahlen, die

schräg durchs Fenster
fielen. Dann sanken sie
leise nieder, um in dem
fadenscheinigen Gewebe
des alten Perserteppichs zu
versinken.

»Ich weiß nicht, wer
Luke ist«, hörte ich mich
sagen.

Das wusste ich
tatsächlich nicht und
vielleicht würde ich es nie
erfahren.



Luke hatte versprochen, einige Recherchen für Imke Thalheim zu erledigen. Das fiel ihm ein, als er wie ferngesteuert durch die City stolperte, ohne zu wissen, was er tun, wohin er sich wenden sollte. Es war gut, ein Ziel vor Augen zu haben und den Kopf zu beschäftigen.

Dabei würde das Chaos in seinem Innern sich legen, und er könnte damit anfangen, halbwegs ruhig über seine Lage nachzudenken.

Imke Thalheim hatte ihn gebeten, sich eine Weile im Kölner Hauptbahnhof aufzuhalten, Eindrücke zu sammeln und ihr einen Stimmungsbericht zu geben. Luke wunderte sich

nicht mehr über die Aufträge, die er von ihr bekam. Er fand diese Art der Arbeit wesentlich kurzweiliger als das Ordnen von Rezensionen, das Katalogisieren von Büchern oder das Versenden von Autogrammen.

Wo bekam man schon das Herumhängen und Rumgucken bezahlt? Und

Imke Thalheim war sehr großzügig.

Für seine Recherchen benutzte Luke eine kleine Digitalkamera und ein Diktiergerät, das noch schmaler und flacher war als sein Handy. Beides hatte Imke Thalheim ihm zur Verfügung gestellt und Luke arbeitete gern damit. Er konnte diskret vorgehen und fiel nicht auf. Erst ein

einziges Mal hatte ihm ein Typ, der sich von ihm beobachtet gefühlt hatte, Schläge angedroht.

Luke hatte sich sofort zurückgezogen. Er mied Auseinandersetzungen wie die Pest, und er wusste sehr genau, warum. Er war in Jiu-Jitsu ausgebildet, einer von den japanischen Samurai stammenden Kampfkunst der

waffenlosen

Selbstverteidigung, und er hatte Zeiten hinter sich, die er ohne sie nicht überlebt hätte.

Dahin, das hatte er sich geschworen, wollte er nie wieder zurück.

Er streifte durch die Bahnhofshalle und die Colonaden, die unterirdische Kölner Ladenstadt, betrat ein paar

Geschäfte, betrachtete das eine oder andere Schaufenster, machte eine Reihe von Fotos, nahm die Geräuschkulisse mit dem Diktiergerät auf und bestellte sich schließlich in einem Coffeeshop einen Milchkaffee.

Luke gehörte nicht zu den Menschen, die ohne Bücher nicht leben können. Die Arbeit für eine

Schriftstellerin hatte
deshalb auf seiner
Wunschliste nicht gerade
ganz oben gestanden. Aber
er hatte begonnen, Gefallen
daran zu finden. Er hatte
ein paar von Imke
Thalheims Krimis gelesen
und verwundert
festgestellt, dass sie ihn
faszinierten. Ihre Art zu
schreiben ging ihm unter
die Haut, und wenn er in

ihrem Haus war, dieser geschmackvoll und kostspielig restaurierten alten Mühle, dann fiel es ihm manchmal schwer, sich unbefangen dort zu bewegen. Sätze aus den Büchern spukten ihm im Kopf herum, und die Gedanken mancher Figuren waren ihm so vertraut wie seine eigenen.

Vom Coffeeshop aus

konnte man das Hin und Her der Reisenden gut verfolgen. Luke schaute genau hin, auf der Suche nach etwas Besonderem, das er Imke Thalheim bieten könnte. Doch vielleicht wollte sie das gar nicht, das Außergewöhnliche, vielleicht wollte sie gerade das Alltägliche, um es in ihren neuen Roman

einzuflechten. Oder einfach die Sicht eines andern auf die Dinge.

Heute war es der Bahnhof, morgen die Uni, übermorgen eine Demo. Es war Luke ein Rätsel, wie es ihr möglich war, mit Informationen aus zweiter Hand so glaubwürdig Atmosphäre zu schaffen.

»Weil Sie gut sind«, hatte sie ihm erst vor

Kurzem erklärt. »Und weil Sie so präzise sind, dass es mir vorkommt, als hätte ich die Informationen selbst gesammelt.«

Imke Thalheim ging mit Lob nicht verschwenderisch um, aber sie äußerte immer wieder, dass sie Luke für einen Glücksgriff hielt. Vielleicht hätte sie ihm bald auch schwierigere, bedeutendere

Recherchen übertragen.

Wenn er nicht
aufgeflogen wäre.

Du wirst kündigen
müssen, dachte er
bedrückt. Auch das ist
vorbei.

Ein Mädchen bat ihn um
einen Euro. Ihr
schulterlanges krauses
Haar hatte die gleiche
Farbe wie das gewellte Fell
ihres Hundes. Es war ein

schlammiges Blond, fast schon ein Braun, doch anders als das Hundefell hatte es keinen Glanz. Wahrscheinlich bekam das Tier die besten Happen ab. Es war nicht ungewöhnlich, dass Leute, die auf der Straße lebten, sich um das Wohlergehen ihrer Hunde mehr sorgten als um ihr eigenes.

Luke gab ihr einen Euro,

worauf sie ihn um einen zweiten bat. Er erfüllte ihr den Wunsch. Das hier konnte eine Geschichte für Imke Thalheim sein. Von solchen Begegnungen lebten ihre Bücher.

»Wie heißt du?«, fragte er das Mädchen.

»Geht dich'n Scheißdreck an«, entgegnete sie knapp und ließ ihn stehen.

Stimmt, dachte Luke und schoss zwei Fotos von ihr, auf denen sie ihm mit hochgerecktem Arm über die Schulter den Stinkefinger zeigte.

Er bezahlte seinen Milchkaffee und zog wieder los. Er war froh über das Gedränge hier unten. Zwischen all den Leuten und inmitten der nervösen Hektik der

Reisenden wurde er so gut wie unsichtbar. Er konnte unbehelligt umherlaufen, weitere Eindrücke sammeln und nachdenken, bis er wusste, was er zu tun hatte.



Mücken tanzten in der Luft. Das alte Gemäuer strahlte die gespeicherte Hitze des Tages aus. Die

beiden Hunde lagen schlapp im Schatten der Kastanie, die einen großen Teil des gepflasterten Hofes mit ihren starken Ästen überspannte.

Kristof mochte die Tiere nicht. Er hasste die schmalen Schnauzen und spitzen Ohren der Dobermänner, die kräftigen Muskeln unter ihrem glatten schwarzen

Fell, vor allem jedoch den immer hungrigen Blick ihrer Augen.

Sie waren scharf abgerichtet. Obwohl ihn rund um die Uhr zwei Bodyguards begleitet hatten, jedes Gebäude, jeder Raum des Gutshofs videoüberwacht und mit Alarmanlage ausgestattet war und das zehn Hektar große Anwesen von einem

unüberwindbaren
Elektrozaun eingefasst
wurde, hatte Kristofs Vater
sich ohne seine Hunde hier
nicht sicher gefühlt. Er war
d e r Pate, der Chef der
Organisation, und es gab
unzählige Neider, die nur
darauf warteten, ihn vom
Thron zu stürzen, um
selbst die Macht an sich zu
reißen.

Und dann war er

tatsächlich gestürzt. Aber nicht so, wie man es hätte erwarten können. Nicht in einem spektakulären Kampf, durch einen feigen Anschlag, einen gemeinen Mord oder eine feindliche Übernahme. Nein.

Leo Machelett war über einen miesen kleinen Verräter gestolpert.

Alexej.

Kristof hatte den Namen

ewig nicht mehr
ausgesprochen, doch nun
würde er es wieder lernen
müssen. Seine Lippen
kräuselten sich vor
Abscheu. Sein Herzschlag
raste. Sein Atem ging in
schnellen Stößen.

Wie er diesen Namen
hasste!

Alexej. Oder Alex, wie
er ihn meistens genannt
hatte.

Leo Machelett war von der Natter verraten worden, die er an seiner Brust genährt hatte, vom Sohn seines ehemaligen Geschäftspartners und besten Freundes.

Alex war zehn Jahre alt gewesen, als seine Eltern bei einem dubiosen Brand ihres Hauses ums Leben gekommen waren. Er selbst war den Flammen nur

deshalb nicht zum Opfer
gefallen, weil er in der
fraglichen Nacht mit
Kristof im Garten der
Macheletts gezeltet hatte.

Von Sandkastenzeiten an
hatte die beiden Jungen
eine tiefe Freundschaft
verbunden, und es war
zwischen den Erwachsenen
vereinbarte Sache gewesen,
dass man die Kinder nicht
trennen würde, sollte eines

von ihnen die Eltern verlieren. Nachdem das schreckliche Unglück geschehen war, hatte Leo Machelett deshalb sofort entschieden, dass Alex zusammen mit Kristof aufwachsen sollte.

Alex und Kristof waren ein Herz und eine Seele gewesen. Sie hatten einander sogar ähnlich gesehen. Gleich groß,

gleich alt, gleich schwer. Jeder hatte sie für Brüder gehalten. Und so hatten sie sich auch gefühlt.

Wie Zwillingenbrüder.

War der eine angegriffen worden, hatte der andere die Ärmel hochgeschoben und sich an seiner Seite geprügelt. Hatte der eine nachsitzen müssen, hatte der andere neben ihm ausgeharrt. War Alex zum

Friedhof gegangen, hatte Kristof am Grab seiner Eltern mit ihm geweint.

Alex.

Niemals war Kristof eifersüchtig gewesen, obwohl er die Liebe seiner Eltern plötzlich hatte teilen müssen. Er hatte die Ordnung der Dinge nie in Frage gestellt. Alex war Teil seines Lebens gewesen.

Bis zuletzt.

Und ausgerechnet Alex hatte Leo Machelett ans Messer geliefert. Hatte plötzlich ein Gewissen entwickelt und war ausgestiegen. Nur dass man aus der Organisation nicht aussteigen konnte. Man verließ sie niemals anders als mit den Füßen voran.

Alex war das Unmögliche gelungen. Er

hatte Leo und seine Frau Maria verraten und alle, die in hohen Positionen für sie gearbeitet hatten.

Und war ungestraft untergetaucht.

Die Bullen waren gekommen und hatten sämtliche Beteiligten in einer Nacht-und-Nebel-Aktion festgenommen. Kristof hatten sie nicht angerührt. Sie behielten ihn

im Auge, aber sie buchteten ihn nicht ein.

Ihn hatte Alex nicht belastet.

Dafür hasste Kristof ihn fast noch mehr als für seinen Verrat.

Sein Leben war in Scherben gegangen. Von einer Minute auf die andere. Der Schock hatte ihn vollständig gelähmt, und es war schließlich sein

Vater gewesen, der ihn aus
der Depression
herausgeholt hatte.

»Kämpfe, mein Junge.
Lass nicht zu, dass das,
was von der Organisation
noch übrig ist, in falsche
Hände gerät. Wende dich
an die, denen du trauen
kannst, und halte die
Stellung, bis ich wieder
zurück bin. Und dann
gnade Gott dem, der uns

das angetan hat, und denen, die ihm geholfen haben.«

Eine gigantische Aufgabe, die der Vater ihm da auferlegte, doch Kristof hatte sie klaglos angenommen. Er hatte keine Ahnung, wie der Prozess ausgehen würde, doch eines war gewiss: Wenn nicht ein Wunder geschah, würden seine

Eltern für Jahre im Gefängnis bleiben. Das bedeutete, dass er den Machtkampf, der gleich am Tag nach den Verhaftungen begonnen hatte, gewinnen musste.

Mit seinen einundzwanzig Jahren war er viel zu jung für die Nachfolge seines Vaters, das war allen klar, aber Kristof hatte Männer um

sich geschart, von denen er wusste, dass sie zwar machthungrig, aber innerhalb der Organisation zu isoliert waren, um eine Meuterei anzuzetteln und sich gegen ihn aufzulehnen.

In der Erwartung, an seiner Seite Karriere zu machen, waren sie die idealen Verbündeten, ehrgeizige und verlässliche Einzelkämpfer. Mit ihrer

Hilfe würde er Alex fertigmachen, und er würde alle ausschalten, die es wagten, sich ihm in den Weg zu stellen.

Mit dreizehn hatte der Vater ihn und Alex ins Geschäft geholt, ihnen den einen oder anderen kleinen Auftrag erteilt und sie behutsam eingearbeitet. Sorgsam hatte er darauf geachtet, sie zu schützen

und ihre Spuren zu verwischen.

Seite an Seite hatten sie die ersten Schritte getan, den Geschmack der Macht gekostet und waren süchtig nach mehr geworden. Beiden hatte man Begabung nachgesagt, denn beide waren die Söhne von Paten.

Leo Machelett und Michail Koppatsch, Alexejs Vater, hatten die

Organisation aufgebaut.
Wie ihre Söhne später
auch, waren sie gemeinsam
ihren Weg gegangen,
hatten gleichberechtigt
nebeneinander an der
Spitze des Unternehmens
gestanden. Bis Michails
plötzlicher Tod die
Machtverhältnisse brutal
verändert hatte.

»Es wird Zeit, Alexej zu
finden«, sagte Kristof.

Die acht Männer, die um den Tisch saßen, waren dieser Herausforderung gewachsen. Sie stöberten jeden auf, sofern sie genug Geld dafür bekamen. Kühl gaben sie Kristofs Blick zurück. Sie alle hatten eine bewegte Vergangenheit hinter sich und jede Menge Leichen im Keller. Jeder von ihnen arbeitete sauber und sicher.

Wenn jemand Alex aufspüren konnte, dann sie.

»Sechzehn Monate sind vergangen, seit er untergetaucht ist«, sagte Kristof. »Seit sechzehn Monaten wird der Prozess von unseren Anwälten verschleppt. Die kennen jeden Kniff, allerdings geht das nicht ewig so weiter. Wichtig ist es, jetzt keine Fehler zu machen. Aber

wem sage ich das.«

Es konnte nicht schaden, den Männern dann und wann zu schmeicheln, auch wenn sie so gut wie keine Reaktion auf seine Worte zeigten. Letztlich zahlte es sich aus, sie anständig zu behandeln. Das war auch immer Leos Credo gewesen.

»Ich habe unsere speziellen Kontakte zu den

Bullen damals gleich
angezapft, leider
vergeblich. Wenn es um
Zeugenschutz geht, halten
die selbst untereinander
dicht. Da weiß die eine
Hand nicht, was die andere
tut. Ihr müsst Alexej also
auf andere Art und Weise
finden.«

Sie nickten und Kristof
war froh darüber. Es
verunsicherte ihn, wenn sie

sich hinter ihren Pokerfaces
verschanzten. Im tiefsten
Innern war er sich ihrer
Loyalität nie
hundertprozentig sicher.

»Alex wird ihr
Kronzeuge sein. Wir
müssen ihn stoppen, dann
können wir das Ruder
vielleicht doch noch
herumreißen.«

War das Eifer, der in
ihren Gesichtern

aufleuchtete? Oder bloß
der Hass auf den Verräter
aus den eigenen Reihen?

»Irgendein
Anhaltspunkt?«, fragte
einer.

Kristof schüttelte den
Kopf.

»Kein einziger.«

Arschloch, dachte er.
Wenn ich einen
Anhaltspunkt hätte, würde
ich euch bestimmt nicht

losschicken. Dann wäre das hier eine Sache zwischen Alex und mir.

»Und wenn wir ihn finden?«, fragte ein anderer.

»Meldung an mich«, entschied Kristof, ohne zu zögern. »Und sofortiger Rückzug.«

Jetzt war eindeutig, was in den Gesichtern zu lesen war: Enttäuschung. Die

Enttäuschung von
Jagdhunden, die man
zwang, die apportierte
Beute vor den Füßen des
Jägers abzulegen.

»Okay.« Kristof schob
seinen Stuhl zurück. »Ich
höre dann von euch.«

Sie verließen den Hof,
wie sie gekommen waren,
lautlos, geschmeidig und
ohne jede erkennbare
Emotion.

»Das Spiel hat
begonnen«, sagte Kristof
leise. »Von jetzt ab wärst
du gut beraten, Alex, selbst
vor deinem Schatten Angst
zu haben.«

Er pfiff nach den
Hunden und begab sich ins
Haus.

5

Es war schließlich der Zufall, der ihm nur eine Woche später in die Hände spielte. Jemand hatte Alex in Köln gesehen, und dieser Jemand war nicht irgendwer, sondern ausgerechnet Marco Theben, der elende Opportunist aus

Schülertagen, die
aufdringliche Klette von
damals, das größte
Klatschmaul auf Gottes
Erden.

Ein Riesenglück, denn
jeder andere, der Alex
irgendwo begegnet wäre,
hätte sich von ihm einreden
lassen, dass es sich um eine
Verwechslung handelte,
und wäre ohne Zögern
weitergegangen.

Nicht so Marco Theben.
Der hatte sich an Alexejs
Fersen geheftet und war
ihm heimlich gefolgt. Wie
alle andern hatte er das
Drama um die
Verhaftungen und Alexejs
Verschwinden mitgekriegt,
und als er dem
Verlorengeglaubten
plötzlich gegenüberstand,
hatte er augenblicklich
seine Chance gewittert.

»Ich weiß, wo Alex sich aufhält«, hatte er bei seinem Anruf gesagt. »Wie viel ist dir die Information wert?«

Kristof hatte sich nicht auf eine Verhandlung am Telefon eingelassen. Er hatte Marco zu einem Gespräch in sein Haus eingeladen, denn er wusste, welche Wirkung das großzügige Ambiente auf

Besucher hatte. Marco sollte sich klein fühlen, wenn es ans Verhandeln ging, winzig wie ein Floh, den man mit dem Fingernagel zerquetschen konnte.

Informationen zu kaufen, gehörte für Kristof zum Geschäft. Man musste nur aufpassen, dass man sich nicht auslieferte. Sobald einem Informanten klar

wurde, wie wertvoll sein Wissen tatsächlich war, stieg der Preis ins Unermessliche. Von da bis zur Erpressung war es nur ein Schritt.

Kristof erwartete Marco in der imposanten Eingangshalle seines Hauses. In dem offenen Barschrank war allerlei Hochprozentiges aufgereiht, doch Kristof

hatte keine Gläser auf den Tisch gestellt. Marco sollte sich keinen Illusionen hingeben. Er war hier, um seine Informationen auszuspucken, und damit hatte sich sein Nutzen für Kristof erschöpft.

Die Hunde lagen faul vor dem Kamin. Als Marco eintrat, hoben sie kurz die Köpfe, als wollten sie ihm zeigen, dass sie ihn

wahrgenommen hatten,
dann ließen sie sie träge
wieder auf die Pfoten
sinken.

Marco machte einen
ängstlichen Bogen um sie.
Sein forsches Gehabe
schrumpfte von Schritt zu
Schritt. Seine Bewegungen
wurden ungelenk, seine
Wangen glühten und auf
seiner Stirn glänzte der
Schweiß.

Kristof übersah die ausgestreckte Hand seines Besuchers und wies auf einen der dunkelroten Ledersessel. Er schaute demonstrativ auf seine Armbanduhr, bevor er sich selbst hinsetzte, die Fenster im Rücken, während das Gesicht seines Gastes vom grellen Sonnenlicht beleuchtet war.

Ein uralter Schachzug,

aber er funktionierte immer. Kristof konnte beobachten, wie Marcos Befangenheit wuchs. Der aufgeblasene Wichtigtuer verwandelte sich in einen bedauernswerten Wicht.

»Also?«, fragte Kristof und schlug lässig die Beine übereinander.

»Ich bin ihm gefolgt. Ich kenne seine Adresse.«

Marco warf einen

gehetzten Seitenblick auf die Hunde.

»Die von Alex, meine ich.«

»Falls es überhaupt Alex war, den du gesehen hast.«

»Hältst du mich für komplett bescheuert? Er hatte es dermaßen eilig, mich loszuwerden ...«

»Ich wiederhole: falls. Und falls er nicht sofort wieder untergetaucht ist,

nachdem du ihn so plump
aufgeschreckt hast.«

»Wie hätte ich denn
sonst ...«

Marcos Stimme bekam
einen weinerlichen Klang.
Kristof hätte ihm am
liebsten eine reingehauen.
Angewidert starrte er auf
Marcos feuchte Lippen und
die Zungenspitze, die
immer wieder an den schon
etwas wunden

Mundwinkeln leckte.

»Ich war doch gar nicht darauf gefasst, plötzlich vor ihm zu stehen.«

»Fünfhundert Euro«, schlug Kristof vor, klappte die kostbare alte Holzschatulle auf, die den Tisch schmückte, und entnahm ihr ein Geldbündel.

»Willst du mich verarschen?«

Marcos Augen waren
schmal geworden. Das
Unbehagen in seinem Blick
war unverhohlenem
Misstrauen gewichen.

»Ich liefere dir deinen
Erzfeind ans Messer, und
du versuchst, mich mit
einem Almosen
abzuspeisen?«

Die Hunde hatten den
Stimmungsumschwung
gewittert und richteten sich

auf. Marco beobachtete es aus den Augenwinkeln, wagte jedoch nicht, den Kopf nach den Tieren zu drehen. Er dämpfte seine Stimme.

»Komm, Kristof. Wir wissen doch beide, dass da mehr drin ist.«

Er hatte recht. Seine Information war mit Gold nicht aufzuwiegen. Dass er sich wehrte, nötigte Kristof

sogar widerwillig Respekt ab.

»Wie viel willst du?«

»Fünftausend.«

Die Antwort kam wie aus der Pistole geschossen. Wahrscheinlich hatte Marco diese Zahl von Anfang an im Kopf gehabt. Kristof lehnte sich zurück und ließ den Blick auf den traurigen Aknenarben in Marcos Gesicht ruhen. Er

wäre bereit gewesen,
wesentlich mehr zu zahlen.
Marco lebte ein völlig
anderes Leben, er kannte
sich mit den
Größenordnungen solcher
Geschäfte nicht aus.

»Okay«, sagte er
gedehnt, rührte sich jedoch
nicht von der Stelle.

Marco wand sich unter
seinem Blick.
Schweißperlen hatten sich

auf seiner Oberlippe
gebildet. Als einer der
Hunde aufstand und sich
geräuschvoll schüttelte,
zuckte Marco zusammen
und saß dann wie erstarrt,
bis der Hund sich wieder
niederlegte.

Kristof ging zum Safe in
der Wand und öffnete ihn.
Bislang hatte das nicht zu
seinen Aufgaben gehört.
Seine Füße passten noch

nicht in die Fußstapfen
seines Vaters, das wurde
ihm schmerzlich bewusst.
Ich vermisse dich, dachte
er. Ich brauche dich. Ich
bin noch nicht so weit.

Doch Angst war ein
Luxus, den er sich nicht
leisten konnte.

Augen zu und durch.

Das sagte sein Vater
immer. Es war nicht der
schlechteste Leitspruch.

Und hatte Kristof denn eine Wahl?

Als er sich wieder zu Marco umdrehte, bedauerte er es über die Maßen, gute Miene zum bösen Spiel machen zu müssen, aber er konnte nicht riskieren, diesem schmierigen Typen eine Abreibung zu verpassen und damit die Aufmerksamkeit der Bullen

auf sich zu lenken.

Vielleicht später, dachte er, wenn das alles vorbei ist.

Marco stand auf, um das Geld in Empfang zu nehmen. Seine Hände zitterten. Es war nicht zu erkennen, ob vor Gier oder aus Furcht. Nachdem er Kristof die Adresse gegeben und das Haus verlassen hatte, riss Kristof trotz der

Hitze die Fenster auf.

Zehn Minuten länger und er wäre dem erbärmlichen Denunzianten an die Gurgel gegangen.

Allmählich beruhigte er sich. Beinah feierlich tastete er nach dem Zettel in seiner Hosentasche, um sich zu vergewissern, dass er nicht träumte.

Er hatte Alex gefunden.

Den Zettel würde er

nicht mehr brauchen.
Straße und Hausnummer
hatten sich in sein
Gedächtnis eingebrannt. Er
würde sie in seinem ganzen
Leben nicht mehr
vergessen.



Seit dem verpatzten Date
in Köln war eine Woche
vergangen. Eine sonderbare
Befangenheit hielt uns

davon ab, über das
Erlebnis in der
Fußgängerzone zu
sprechen. Ich hatte es
einmal versucht, doch Luke
war mir ausgewichen.

Manchmal erfüllte er
wirklich das dumme
Klischee vom Mann, der
alles mit sich allein
abmacht, und manchmal
nahm ich ihm das richtig
übel.

Aber etwas an ihm war anders. Jeden Abend kam er jetzt zu mir nach Birkenweiler. Und blieb über Nacht.

Morgens zwinkerte mir Mike verschwörerisch zu und Ilka konnte gar nicht mehr aufhören zu grinsen. Bloß Merle schien es zu stören, dass Luke mit uns am Frühstückstisch saß. Sie richtete das Wort nur an

ihn, wenn es sich nicht vermeiden ließ. Ansonsten zog sie es vor, ihn zu ignorieren. Obwohl er doch genau das tat, was er ihrer Meinung nach viel zu selten getan hatte: Er war bei mir.

Niemanden überraschte das mehr als mich selbst.

Immer wenn ich Luke anschaute, ertappte ich ihn dabei, wie er mich

verstohlen betrachtete.
Jedes Mal wenn ich an ihm
vorbeiging, berührte er
mich zärtlich. Seine Küsse
waren hungrig und voller
Verlangen.

Unsere Nächte waren
viel zu kurz.

»Vergiss das nie«,
flüsterte er mir ins Ohr.

»Versprich es mir.«

»Was?«

»Dass ich dich

liebeliebeliebe.«

»Quatschkopf.«

Ich verschloss seinen
Mund mit einem langen
Kuss.

»Versprich es.«

»Erst sag es noch mal.«

»Was?«

»Dass du mich
liebliebliebst.«

»Ich liebe dich ...«

Im Dunkeln konnte ich
fühlen, wie er mich ansah.

Sacht fuhr ich mit der
Zungenspitze an seinen
Wimpern entlang.

»Okay. Ich versprech's.«

»Vergiss es nie«,
flüsterte er. »Egal was
passiert.«

»Egal was passiert«,
murmelte ich.

»Versprochen.« Ich
lächelte, aber ein ungutes
Gefühl breitete sich in mir
aus.

Als wir endlich
einschliefen, Arme und
Beine ineinander
verflochten, wurde es
draußen schon wieder hell.



Immer wieder musste er
Jette ansehen. Er liebte ihr
Morgengesicht, umrahmt
von dem noch feuchten,
nach Shampoo duftenden
Haar. Liebte ihre Augen,

die einfach weiterträumten.
Ihre Morgenstimme und
ihr Morgenlachen. Und
das, was all das mit ihm
machte.

Verletzlich fühlte er sich.
Und stark.

Und unendlich traurig,
weil es nicht dauern durfte.

Im nächsten Moment
konnte alles vorbei sein.
Und niemand außer ihm
wusste es. Keiner hatte

auch nur eine Ahnung.

Hungrig kostete er jeden gemeinsamen Augenblick aus.

Ich liebe dich, sagte er ihr ohne Worte.

Sie lächelte.

Ihre Wangen waren gerötet. Schon jetzt deutete sich an, dass dieser Tag Höchsttemperaturen erreichen würde. Die Katzen hatten sich ermattet

in den Hof
hinausgeschleppt und
waren in den tiefsten
Schatten gekrochen. Luke
beneidete sie um ihren
klaren, einfachen Instinkt.

Er wich Jettes Blick aus.

Auf Messers Schneide,
dachte er. So leben wir.

Dass sie es nicht wusste,
war gut.



Auch im St. Marien schlug die Hitzewelle zu. Die meisten Heimbewohner hatten unter Kreislaufproblemen zu leiden. Jeden Tag gab es Zusammenbrüche. Die alten Leute aßen zu wenig, vergaßen das Trinken, und statt im Schatten zu bleiben, setzten sie sich viel zu lange der Sonne aus.

»Als hätten sie sich

allesamt vorgenommen,
uns zur Verzweiflung zu
treiben«, schimpfte Frau
Stein, die bei ihrem
Übergewicht die hohen
Temperaturen als reine
Folter empfand.

Es ging drunter und
drüber. Frau Sternberg
spazierte im Unterrock
durch den Park und war
schon ein paar Mal von
Nachbarn, in deren Garten

sie sich am hellichten Tag
schlafengelegt hatte,
zurückgebracht worden.
Auch um den Professor
stand es schlimm. Er war
in ein tiefes,
undurchdringliches
Schweigen gesunken, in
dem ihn nichts und
niemand erreichte. Seit
Tagen verweigerte er die
Nahrung, und wenn er
nicht bald etwas zu sich

nahm, würde er in einer
Klinik zwangsernährt
werden müssen.

Ich pendelte zwischen
ihm und Frau Sternberg hin
und her, den beiden
Menschen, die mir
besonders ans Herz
gewachsen waren.
Zwischendurch ging ich
Frau Stein im Büro zur
Hand, half in der Küche
oder bei der Pflege der

übrigen Heimbewohner.

Lukes Stimme noch im Ohr, die Wärme seiner Hände noch auf der Haut, stürzte ich mich voller Elan in die Arbeit. Vielleicht hatten wir einen Anfang gefunden. Den Anfang von etwas so Flüchtigem wie Glück. Und vielleicht würden wir es halten können.

Ich klammerte mich an

diese Hoffnung. Gerade jetzt. Denn dieser Sommer legte schmerzhaft Erinnerungen frei.

Auch damals war es so heiß gewesen, dass man sich an den Pflastersteinen die Füße verbrennen konnte. Die Erdbeeren hatten zuckersüß geschmeckt, die Luft war voller Versprechungen gewesen, und Merle, Caro

und ich hatten geglaubt,
unser Leben würde immer
so weitergehen.

Und dann war Caro
ermordet worden.

Von einem Tag auf den
andern hatte sich alles auf
den Kopf gestellt. Der Tod
unserer Freundin hatte eine
Lücke in unser Leben
gerissen. Wir waren nicht
mehr unverwundbar
gewesen, erst recht nicht

unsterblich.

Dennoch hatte ich mich verliebt.

Und Caro im Nachhinein verraten, ohne es zu wissen

...

Ich klopfte an die Tür des Professors, aber er antwortete nicht. Also öffnete ich sie vorsichtig und trat ein.

Der Professor saß in seinem Lesesessel und

blickte ins Leere.

»Darf ich mich zu Ihnen setzen?«, fragte ich.

Mit keiner Regung nahm er meine Anwesenheit zur Kenntnis. Er trug schon seit Tagen dieselben Sachen. Sein Kinn und seine Wangen waren von weißen Bartstoppeln bedeckt. Anscheinend hatte er sich nicht gekämmt, denn sein feines weiches

Haar, das er sonst mit einem seitlichen Scheitel trug, fiel ihm in die Stirn, was sein Aussehen völlig veränderte.

Seine Brillengläser waren so verschmiert, dass er unmöglich etwas erkennen konnte. Als hätte er meine Gedanken gespürt, nahm er die Brille ab und behielt sie in der Hand, den Blick weiterhin starr geradeaus

gerichtet.

Ich setzte mich auf den anderen Sessel und fing an zu reden. Wie von außen hörte ich mich all den aufmunternden Schwachsinn plappern, den die Schwestern in kritischen Situationen so draufhatten. Erschrocken brach ich ab.

In diesem Moment bewegte er sich und

schaute mich an.

»Sie sind zu jung für dieses Haus«, sagte er leise.

»Ich bin gern hier«, antwortete ich.

»Hier lauert in allen Ecken der Tod«, sagte er.

»Bringen Sie sich in Sicherheit.«

Solche unheimlichen Dinge passierten mir mit dem Professor oft. Gerade

hatte ich an meine tote Freundin gedacht, da redete er über den Tod.

»Kann ich etwas für Sie tun?«, fragte ich.

»Tun Sie etwas für sich selbst«, sagte er rätselhaft.

Ich wusste, dass man nicht nachbohren sollte, wenn der Professor in dieser Stimmung war. Manche seiner Depressionen hatten die

Wucht von Erdstößen. Er brauchte dann seine ganze Kraft, um sie auszuhalten.

»Ihre Augen sind traurig«, sagte er.

Und da kamen mir die Tränen, ohne dass ich sie aufhalten konnte. Sie liefen mir über die Wangen und tropften auf meinen Schoß.

Der Professor hob die Hand, als wollte er mich berühren, aber er hatte

nicht die Kraft, sich weit genug vorzubeugen, um mich zu erreichen. Kraftlos ließ er die Hand wieder sinken.

Angesichts	dieser
hilflosen	Geste
überrumpelten	meine
Gefühle	sämtliche

Abwehrmechanismen, die mich sonst schützten. Zum ersten Mal seit zwei Jahren fragte ich mich, wie es dem

Mann wohl gehen mochte,
der meine erste Liebe
gewesen war.

Und der Mörder meiner
Freundin.

»Ein zweites Mal halte
ich das nicht aus«, flüsterte
ich, obwohl der Professor
gar nicht wissen konnte,
wovon ich sprach.

Ich würde es nicht
ertragen, auch Luke zu
verlieren. Ich ertrug ja

kaum die Angst davor. Und
Luke schürte sie noch mit
seinem sonderbaren
Verhalten und dieser
Fremdheit, von der immer
ein Rest geblieben war.

Und die vergangenen
Abende? Unsere Nächte?

Sie hatten mir einen ganz
anderen Luke gezeigt.

Der Professor griff in
seine Hosentasche und zog
ein Päckchen

Papiertaschentücher
hervor, das er mir reichte.

Er war wieder da. Und
probierte sogar ein
Lächeln.

»Vielen Dank«, sagte ich
und schnäuzte mich laut.

Er nickte und rieb sich
übers Gesicht.

Wir blieben noch eine
Weile so sitzen und
schauten zum Fenster.
Draußen sangen die Vögel,

und eine einzelne weiße Wolke segelte gemächlich über das Blau. Der Professor atmete ruhig und gleichmäßig. Ich nahm seine Hand und hielt sie fest.



Luke stellte den Ordner ins Regal zurück, reckte sich und machte sich auf den Weg ins Erdgeschoss. Er

hatte die neuesten
Rezensionen zu Imke
Thalheims Büchern
geordnet und eingheftet
und zwei Stunden lang
weiter an der Archivierung
ihrer Bibliothek gearbeitet.
Bevor er die Fotos von der
Digitalkamera auf den
Rechner überspielte, wollte
er ihr kurz Bericht
erstatten.

Schon auf der Treppe

stieg ihm der Duft von Erdbeeren in die Nase.

»Ich hoffe, Sie mögen Erdbeertorte?«

Imke Thalheim trug ein Tablett auf die Terrasse hinaus und fing an, den grau verwitterten Holztisch zu decken, der mit einem dicken Strauß Lavendel geschmückt war.

»Sehr gerne. Wie kann ich Ihnen helfen?«

»Indem Sie uns Kaffee holen.«

Luke nahm die Tassen und ging in die Küche. Wie die Espressomaschine funktionierte, wusste er von Jette, denn in ihrer Wohngemeinschaft stand auch so ein Gerät. Er war zwar keiner dieser leidenschaftlichen Kaffeetrinker, die eine Bohne von der andern

unterscheiden und den jeweiligen Röstgrad herausschmecken können, aber dass frisch gemahlener Espresso besonders gut schmeckte, fiel sogar ihm auf.

Die beiden Katzen strichen ihm um die Beine. Er bewegte sich vorsichtig, damit er sie nicht trat. Edgar und Molly hatten ihn in die

Familiengemeinschaft
aufgenommen, und er war
geradezu blödsinnig froh
darüber.

Er kannte Jettes
Vorgeschichte. Nicht in
allen Einzelheiten, doch
dazu drängte er sie auch
nicht. Jetzt von ihrer
Mutter ein Stück
Erdbeertorte auf den Teller
gelegt zu bekommen,
erschien ihm eigenartig.

Stellte sie denn gar keine Beziehung zwischen den Früchten und den Erlebnissen her, die Jette beinah das Leben gekostet hätten?

»Wir leben hier in einem Erdbeerdorf«, beantwortete sie seine unausgesprochene Frage. »Wir sind umgeben von Erdbeerfeldern, auf denen Erdbeerpflücker arbeiten.

Es sind nicht die Früchte,
die mir Angst machen.«

Imke Thalheim sah ihm
in die Augen, und Luke
blinzelte im grellen
Nachmittagslicht, das von
dem grünen Sonnenschirm
nur mäßig gedämpft
wurde. Die
Doppelbödigkeit in ihren
Worten war nicht zu
überhören gewesen.

Sie hatte ihn nie gefragt,

wie es mit ihm und Jette weitergehen sollte. Doch nun wollte sie es wissen.

Vielleicht hätte er vor ein paar Wochen noch versucht, ihre Befürchtungen zu zerstreuen, doch was konnte er ihr zu diesem Zeitpunkt sagen? Er hatte sein altes Leben abgelegt, sich mühsam in einem zweiten eingerichtet und

musste nun befürchten,
auch das zu verlieren.

Sicherheit kannte er
schon lange nicht mehr.

»Verstehen Sie?«

Luke nickte. Er konnte
nicht einfach so tun, als
hätte er die Zweideutigkeit
ihrer Worte nicht erkannt.
Dazu war ihm diese Frau,
für die er arbeitete, zu
wichtig. Er bückte sich zu
Molly hinunter, die zu

seinen Füßen saß und ihn anhimmelte. Ihr flauschiges Fell war warm von der Sonne. Sie schnurrte und ließ sich auf den Rücken fallen, zeigte ihm ihr Vertrauen, indem sie ihm ungeschützt den Bauch darbot.

»Ich würde Jette niemals wehtun«, sagte Luke.

»Das würde ich dir auch nicht raten.«

Imke Thalheim richtete ihre Kuchengabel auf ihn wie den Dreizack Neptuns.

»Wage es nicht, meine Tochter jemals zu verletzen.«

Hatte er sich verhöhrt oder hatte sie ihm gerade das Du angeboten?

»Hast du mich verstanden, Lukas Tadikken?«

»Meine Freunde nennen

mich Luke.«

Er hörte sich diesen abgedroschenen Satz aus Tausenden von Filmen aussprechen und dachte im nächsten Moment daran, dass er überhaupt keine Freunde besaß.

Keinen außer Albert.

Eine ziemlich bescheidene Bilanz.

»Die meisten andern auch«, ergänzte er und sah

erleichtert das amüsierte Lächeln in Imke Thalheims Augen.

Sie stießen mit Kaffee an, und Luke versuchte, nicht an die Zukunft zu denken.

»Auf Jette und dich«, sagte Imke Thalheim.

Wie wunderbar sich das anhörte. Und wie falsch.

Luke schloss für eine Sekunde die Augen. Dann hatte er sich wieder im

Griff.

»Und auf ... dich«, sagte er.

Ein Geräusch ließ Imke Thalheim den Kopf heben. Sie schaute über Lukes Schulter zur Scheune, und ihr Gesicht wurde aufmerksam und still. Luke drehte sich um. Auf dem Dach der Scheune war ein Bussard gelandet und starrte zu ihnen herüber.

»Alle dachten, er sei tot«, erklärte Imke Thalheim, ohne das Tier aus den Augen zu lassen, »doch plötzlich war er wieder da.«

»Ist er zahm?«

Sie schüttelte lächelnd den Kopf.

»Nein. Er ist wild. Und er ist magisch. Er beschützt die Menschen, die mir wichtig sind.«

Als hätte sie damit zu viel von sich preisgegeben, hob sie die Kaffeetasse an die Lippen und senkte den Blick.

Die Stimmung hatte sich verändert, seit der Bussard aufgetaucht war. Imke Thalheim hatte sich verändert. Mit dem Du war sie einen Schritt auf Luke zugegangen, jetzt hatte sie zwei Schritte

rückwärts getan.

Immer wieder wanderte
ihr Blick zum
Scheunendach. Etwas
geschah zwischen dem
Vogel und ihr.

Und etwas war mit Luke
geschehen. Er konnte nicht
so weitermachen, als sei
nichts passiert, denn damit
gefährdete er auch andere.
Imke. Tilo. Jette. Albert.
Die WG.

Er musste sich
entscheiden.



Der DPD-Fahrer setzte das
letzte der zwanzig Pakete
ab, ließ sich den Empfang
quittieren, stieg in seinen
Wagen und fuhr davon.
Merle gab sich einen Ruck
und schleppte das erste
Paket in die Scheune. Es
war nicht besonders

schwer, aber es war groß und unhandlich und die Dinger würden sich schlecht stapeln lassen.

Sie rief nach Mike.

Der kam aus seiner zukünftigen Werkstatt, mit vollen Backen kauend, von oben bis unten mit weißer Farbe bekleckert, den Rest eines Rosinenbrötchens in der Hand.

»Hilfst du mir mal

kurz? «

Mike vertilgte das letzte Stück und wischte sich die Krümel vom Mund.

»Machen wir einen Laden auf für irgendwas?«, fragte er nach einem Blick auf die Lieferung, die die Zufahrt zur Scheune komplett blockierte.

»Nein. Wir machen jemanden fertig.«

Merle grinste ihn breit

an.

»Und das da ist Teil unserer Munition.«

Sie fingerte an einem der Pakete herum, riss das Klebeband ab und klappte den Deckel auf. Dann zog sie einen Plüschfuchs heraus. Mike sah ihr verständnislos dabei zu, wie sie anschließend einen Plüschtiger aus dem Paket hob, danach ein

Kaninchen.

»Außerdem haben wir noch Bären, Leoparden, Wölfe, kleine Seehunde ...«

»Wofür brauchst du die?«

»Für unsere nächste Tierschutzaktion.«

»Ihr klaut Versuchstiere aus einem Labor und setzt Plüschhasen in die Käfige?«

»So ungefähr.« Merle lachte. »Packst du mal

eben mit an?«

Während sie die Pakete in die Scheune transportierten, erzählte Merle von der Aktion.

»Wir nehmen uns die Villa von Gabriel Zumberg vor.«

»Gabriel Zumberg? Ist das nicht dieser Designer ...«

»... der die angesagtesten,

abgedrehtesten
Pelzkollektionen entwirft.
Exakt.«

»Und der wohnt wo?«

»In Emden, Ostfriesland.

Braucht die Inspiration des
Nordens, hat er in
Interviews behauptet.
Inspiration!«

Merle verzog angewidert
das Gesicht.

»Ich bitte dich! Seit
wann braucht man für das

Abschlachten und Häuten
wehrloser Tiere denn
irgendeine Art von
Erleuchtung? «

»Die Felle sind ja bloß
sein Arbeitsmaterial.«
Mike setzte das letzte
Paket in der Scheune nieder
und rieb sich zufrieden die
Hände an seiner
farbverschmierten Jeans
ab. »Die Inspiration
braucht er für seine

Kreationen.«

»In denen dann die Schickimicki-Tussis durch die Gegend stöckeln. Danke für die Aufklärung!«

Merle blitzte ihn wütend an.

»Hallo, Merle. Ich bin's.« Er hob die Hände, als wollte er sich ergeben.
»Der alte Mike.«

»Entschuldige.«

Ein wenig besänftigt,
stopfte Merle die
Plüschtiere in das offene
Paket zurück und klappte
den Deckel wieder zu.

»Aber dieser Zumberg
kurbelt mit seinen
s o g e n a n n t e n Kreationen
das grässliche Pelzgeschäft
wieder an, das in den
letzten Jahren so einen
traumhaften Niedergang
erlebt hat. Tag für Tag

müssen mehr Nerze, Otter und Iltisse für die Modeindustrie ihr Leben lassen. Die meisten werden eigens zu diesem Zweck gezüchtet. Hast du eine Ahnung, unter welchen Bedingungen die ihr armseliges Leben fristen?«

Das war eine rhetorische Frage, denn natürlich hatte Mike eine Vorstellung davon. Der Bauernhof war

für die Tierschutzgruppe zu einem unentbehrlichen Stützpunkt geworden. Sie veranstalteten viele ihrer Treffen hier, lagerten Material in den Nebengebäuden und auf dem Speicher und brachten auch schon mal für ein paar Tage Tiere hier unter, die sie aus Versuchslaboren gerettet hatten.

»Sorry.«

Merle klopfte Mike freundschaftlich auf den Rücken.

»Ich wollte meinen Ärger nicht an dir auslassen. Kommt nicht wieder vor.«

»Klar kommt das wieder vor.«

Mike beugte sich zu ihr hinunter und küsste sie auf die Wange.

»Und das ist gut so. Anders wärest du mir direkt

unheimlich.«

Um nicht vor Rührung zu zerfließen, beeilte sich Merle, ihm weiter von der geplanten Aktion zu berichten.

»Wir werden nach Emden fahren und in einer Nacht-und-Nebelaktion Zumbergs Villa mit roter Farbe besprühen. Es soll aussehen wie Blut, verstehst du?«

»Das ist Beschädigung fremden Eigentums.«

»Scheiß drauf.«

»Und wenn die Polizei ...«

»Bevor die Bullen kommen, sind wir längst wieder über alle Berge.«

Mike schien sich echte Sorgen zu machen. Was war bloß los mit ihm? Er konnte sich doch sonst für jede Aktion begeistern.

»Während die einen das Blutbad veranstalten, hängen die andern die Plüschtiere auf. Wie Lampions. In den Bäumen. An der Regenrinne. An den Gartenmöbeln. Am Sonnenschirm. Als hätte jemand sie abgeschlachtet. So wie für Zumbergs Edelklamotten Tausende von Tieren niedergemetzelt werden.«

»Das ist ja pervers.«

»Dass wir die Tiere aufhängen?«

Mike nickte.

»Total krank.«

»Nein, mein Lieber. Zumbergs Kreationen sind krank. Die Modeindustrie, die sich mit dem Tod unschuldiger Tiere eine goldene Nase verdient, ist krank. Wir stellen Zumberg bloß an den

Pranger. Stellvertretend für alle abartigen Zumbergs dieser Welt.«

»Und ihr glaubt, damit rüttelt ihr die Menschheit auf?«

Merle hob die Schultern.

»Jede Frau, die sich durch unsere Aktion davon abhalten lässt, sich für den nächsten Winter einen Pelzmantel zuzulegen, ist ein Erfolg.«

»Und jeder Mann«, ergänzte Mike, der großen Wert auf Gleichberechtigung legte.

»Und jeder Mann.«

»Diesmal bin ich dabei.«

Überrascht drehten sie sich nach Jette um. Sie hatten ihren Wagen gar nicht gehört.

»Du?«, fragten sie wie aus einem Mund.

»Herzlichen Dank! Ihr

traut mir ja eine Menge zu.«

»Du hast doch noch nie ...«, begann Merle.

Jette hob die Augenbrauen.

»Was? Etwas Illegales getan?«

Das hatte Merle tatsächlich sagen wollen, aber es wäre falsch gewesen. In letzter Zeit hatten die Verbrechen

förmlich an den Füßen der
Freundinnen geklebt. Sie
hatten gar nicht anders
gekonnt, als das eine oder
andere Gesetz zu
übertreten, hatten
ermittlungsrelevante
Informationen
zurückgehalten, einer
Tatverdächtigen
Unterschlupf in ihrer
Wohnung gewährt ...

»Darf ich dich daran

erinnern, wie wir Mina vor der Polizei versteckt haben?«, sagte Jette da auch schon. »Um nur ein Beispiel aus meiner kriminellen Vergangenheit zu nennen.«

»Das erklärt immer noch nicht, warum du plötzlich bei einer unserer Aktionen mitmachen willst.«

»Muss man erst eine Beichte und ein

Glaubensbekenntnis
ablegen, bevor man sich
euch anschließen darf?«,
fragte Jette angriffslustig.

Aha. Daher wehte der
Wind. Wenn Jette aus
heiterem Himmel um sich
schlug, konnte nur eines
dahinterstecken.

»Ärger im Paradies?«

Mike verzog sich diskret.
Merle war ihm dankbar für
sein Feingefühl.

»Nein. Ich muss nur dauernd an ... damals denken.«

Damals.

Merle erstarrte. Wie sehr hatte sie gehofft, Jette würde jemanden finden, der ihr helfen konnte zu vergessen. Wie sehr hatte sie sich gewünscht, dieser Jemand wäre Luke.

»Und dann kommt die Angst, dass sich alles ...

auf irgendeine Weise wiederholt.«

Den letzten Satz hatte Jette bloß geflüstert. Merle zog sie an sich. Mit hängenden Armen ließ Jette es geschehen.

Merle hätte ihr gern den Rat gegeben, Luke zum Teufel zu schicken, auch wenn er seit Kurzem den Geläuterten gab, was sie zur Genüge von Claudio

kannte. Aber solche Appelle hatten, wie sie von sich selbst wusste, wenig Sinn.

Jette war noch lange nicht fertig mit Luke. Im Gegenteil.

»Du darfst dich nicht in solche Gedanken reinsteigern, Jette.«

»Das passiert von ganz allein.«

»Aber im Moment

läuft's doch gut mit euch.«

»Ja.«

»Dann mach es wie unsere Katzen: Genieße den Augenblick und lass dich nicht von der Angst vor morgen zermürben.«

»Ja.«

Ich bin wirklich die ideale Ratgeberin in Liebesdingen, dachte Merle. Wo ich doch selbst ständig bis zum Hals in

Schwierigkeiten stecke. Sie ertrug es kaum, Jette so verzagt zu sehen.

»Mensch, es ist eine Schande, was der Typ dir antut mit seiner komischen Heute-so-morgen-so-Taktik. Wenn er ein paar Jährchen älter wär, könnte man ihn glatt für einen Heiratsschwindler halten.«

Sie hatte die Worte kaum ausgesprochen, als ihr ein

heftiger Schreck durch die Glieder fuhr. Und wenn Luke genau das war? Ein Schwindler? Jette war die Tochter einer berühmten Schriftstellerin. Imke Thalheim war eine wohlhabende Frau.

»Sag das nie wieder!«

Jette war blass geworden. Sie starrte Merle an, als sähe sie die Freundin plötzlich mit

anderen Augen. Dann drehte sie sich um und ging.

Merle hätte sich auf die Zunge beißen können, doch nun war es zu spät.

»Das hast du ja prima hingekriegt«, murmelte sie. »Ein einziges Fettnäpfchen weit und breit, und du musst reinlatschen.«

Dennoch ließ sie der Gedanke nicht los. Was,

wenn mit Lukes Absichten
wirklich etwas nicht
stimmte?

6

Die Auseinandersetzung mit Merle war jetzt drei Tage her. Drei Tage, an denen ich meiner Freundin aus dem Weg gegangen war, obwohl sich das in unserer WG als ziemlich schwierig erwies. Merle hatte ein paar Mal versucht, ein Gespräch

anzufangen, ich war jedoch nicht darauf eingegangen.

Ich hatte mit Frau Stein Überstunden vereinbart, denn ein Sommergrippe-Virus hatte gleich drei Mitarbeiterinnen lahmgelegt, was in einem Heim für Demenzkranke einer mittelschweren Katastrophe gleichkommt. Jedes unvertraute Gesicht kann bei den Patienten

Panikattacken auslösen. Deshalb versuchte Frau Stein, die Lücken so lange mit den vertrauten Angestellten zu stopfen, bis es unumgänglich wurde, mit fremden Kräften zu arbeiten.

Der Professor war wieder auf dem Damm, und auch Frau Sternberg hatte sich erholt, obwohl die hohen Temperaturen

ihr weiter zusetzten. Kein Wunder. Jeder Schritt trieb einem den Schweiß aus den Poren. Die staubige Hitze hatte sich auf jeden Grashalm gelegt und auf jedes Blatt. Die ausgetrocknete Erde war voller Risse, und der Gesang der Vögel klang mutlos und dünn.

Ich deckte gerade im Speisesaal den Tisch für

das Abendessen, als mein Handy vibrierte.

Luke.

Private Telefongespräche waren während der Dienstzeit verboten, und normalerweise hielt ich mich daran, las höchstens einmal eine SMS oder kontrollierte meine Mailbox.

Diesmal machte ich eine Ausnahme. Luke hatte sich

seit drei Abenden nicht
mehr blicken lassen, ohne
Erklärung, einfach so.
Auch telefonisch hatte ich
ihn nicht erreicht.
Stundenlang hatte ich
wachgelegen und mich
gefragt, was das zu
bedeuten hatte.

Ich konnte mir sein
widersprüchliches
Verhalten nicht erklären.

Egal was passiert.

Was hatte er damit gemeint?

»Willst du mich sehen?«, fragte er jetzt, und seine Stimme kroch mir unter die Haut und ließ mich trotz der Hitze frösteln.

Ob ich ...

Ich wünschte ihn zum Teufel.

Und sehnte mich nach ihm.

Nein, dachte ich.

Und sagte: »Ja.«

»Ich hole dich ab«,
schlug er vor. »Wann bist
du fertig?«

»Gegen acht.«

Warum um alles in der
Welt machte mir jedes
Wort von ihm
Herzklopfen? Wieso
zauberte mir allein das
Geräusch seines Atmens
ein geradezu blödsinnig
glückseliges Lächeln aufs

Gesicht?

Das Handy rutschte mir fast aus der schwitzigen Hand, als ich es wieder wegsteckte. Ich wischte sie an meinem T-Shirt ab und beugte mich über den Besteckkasten. Noch zwei endlos lange Stunden bis acht. Wie sollte ich die aushalten?

Luke, sang eine kleine, ungeduldige Stimme in

mir.

Immerzu.

Luke. Luke.

Das Lächeln stahl sich
wieder auf mein Gesicht
und ich sumgte leise mit.



Noch eine letzte Klausur,
dann hatte Luke das
Semester mehr oder
weniger hinter sich. Er
hatte in den vergangenen

Tagen wie ein
Wahnsinniger gearbeitet,
hatte sich hinter den
Büchern verkrochen, um
sein Problem zu
verdrängen, statt sich
damit auseinanderzusetzen,
wie er es hätte tun müssen.

Abends hatte es ihn nach
Birkenweiler gezogen und
für eine Weile hatte er sich
in Jettes Umarmungen
sicher gefühlt. Doch

während sie schlief, hatte er in die Dunkelheit gestarrt und tief im Innern gewusst, dass er sie verlieren würde.

Es war falsch gewesen, diese Nähe zu suchen. Damit fügte er nicht nur sich selbst, sondern auch Jette Schmerzen zu. Er hatte sich wieder von ihr entfernt.

Drei Tage hatte er sie

jetzt nicht mehr gesehen,
und ihm wurde schlecht,
wenn er sich ein ganzes
Leben ohne sie vorzustellen
versuchte.

Er war nicht bereit dazu.

Er wollte keine neue
Identität, keinen neuen
Namen, keine neue Daten,
kein neues Bundesland,
keine neue Stadt und keine
neuen Menschen. Vielleicht
würde die Polizei ihm

sogar raten, sich ins
Ausland abzusetzen.

Und wenn er Jette
einweihte?

Gegen die Regeln und
alle Vernunft?

Wenn er sie mitnahm in
ein neues Leben?

Der Gedanke war noch
nicht zu Ende gedacht, als
ihm auch schon klar
wurde, wie unsinnig er
war. Jette würde nur mit

ihm gehen können, wenn sie selbst eine neue Identität annahm und jeden Kontakt zu allem abbrach, was ihr wichtig war. Unmöglich, das von ihr zu verlangen.

Schlag dir das aus dem Kopf, Junge.

Luke konnte Maurice hören, als stünde er neben ihm.

Maurice.

Seinen Kontaktbeamten.

Den Mann mit den französischen Wurzeln, dessen Mutter in einem kleinen Dorf in der Normandie lebte, in dem sie ihn ohne Vater aufgezogen hatte – falls das wirklich den Tatsachen entsprach und nicht lediglich Teil einer Geschichte war, die Maurice sich ausgedacht

hatte, um Lukes Vertrauen zu gewinnen.

Sein leichter, kaum wahrnehmbarer Akzent sprach dafür, dass er tatsächlich aus Frankreich stammte. Um Luke zu erzählen, wie es ihn nach Deutschland und zur Polizei verschlagen hatte, war nicht genug Zeit gewesen. Sie hatten sich nur ein paar Mal getroffen.

Das würde sich auch in Zukunft nicht ändern, denn es war ausgemacht, dass Luke sich nur im absoluten Notfall mit ihm in Verbindung setzen durfte.

Trotzdem hatte er gelegentlich das Bedürfnis, sich mit Maurice zu unterhalten. Vielleicht weil der Polizeibeamte der einzige Mensch war, der über ihn Bescheid wusste.

Daran hatte Luke sich anfangs geklammert. Dass es wenigstens einen Menschen auf der Welt gab, dem er nichts vorzuspielen brauchte, der beide Seiten von ihm kannte. Es war sein einziger Halt gewesen, nachdem er vor sechzehn Monaten im freien Fall in einer komplett erfundenen Existenz gelandet war.

Luke klappte die Bücher zu und streckte sich. Er war gern in der Bibliothek. Das Arbeiten fiel ihm hier leichter. Draußen schien unermüdlich die Sonne. Ein leichter Wind wehte durch die geöffneten Fenster herein und mit ihm der verlockende Duft eines so langen, heißen Sommers, wie es ihn das letzte Mal vor zwei Jahren gegeben

hatte.

Damals hatte Luke noch in Bautzen gelebt, bei Leo und Maria, in einer eigenen Wohnung in einem der Nebengebäude. Auch Kristof war mit achtzehn in eine eigene Wohnung gezogen. Leo hatte immer darauf bestanden, keinen Unterschied zwischen den Jungen zu machen.

Das schien Lichtjahre her

zu sein.

»Hi.«

Ein Mädchen, das er aus einer Vorlesung über Strafrecht kannte, ging aufreizend langsam an ihm vorbei, einen Stapel Nachschlagewerke auf dem Arm. Luke merkte, dass sie mit ihm ins Gespräch kommen wollte. Sie hatte schon oft seine Nähe gesucht und genau aus

diesem Grund hielt er sich bedeckt. Sie hatte Erwartungen an ihn, die er nicht erfüllen wollte.

»Hi.«

Er schenkte ihr ein unverbindliches Lächeln und brachte die Bücher, die er benutzt hatte, an ihren Platz zurück. Ganz oder gar nicht, dachte er. Nie würde er mit halbem Herzen lieben können.

Draußen raubte ihm die Hitze den Atem. Obwohl sich bereits der Abend ankündigte, brannte die Sonne von einem strahlend blauen Himmel. Die Geräusche der Stadt, unter einer Dunstglocke aus Abgasen gefangen, verschmolzen miteinander.

Mehr denn je wünschte Luke, er könnte Jette alles anvertrauen. Dass er als

Kronzeuge im Prozess
gegen Leo und seine
wichtigsten Männer
aussagen würde. Dass er
Teil eines
Zeugenschutzprogramms
geworden war. Dass er ein
fremdes Leben lebte. Dass
nichts von dem, was sie
über ihn zu wissen glaubte,
den Tatsachen entsprach.
Dass nichts an ihm echt
war.

Außer seiner Liebe zu
ihr.

Dass er Namen und
Daten auswendig gelernt
hatte, wieder, wieder und
wieder, bis er sie im Schlaf
herunterbeten konnte. Dass
er seit seiner Flucht aus
Bautzen keinem Menschen
mehr richtig
nahegekommen war.
Keinem.

Nur ihr.

Im Biomarkt kaufte er ein paar Sachen ein. Als er wieder auf die Straße trat, brauste ein Linienbus an ihm vorbei. Er war über und über mit Werbung bedeckt. Ein riesiger Zeigefinger wies auf Luke. Darunter stand: DU!

Unwillkürlich sah Luke sich um. Alles schien sich plötzlich auf ihn selbst zu beziehen, die Blicke der

Vorübereilenden,
aufgeschnappte Sätze,
flüchtige Berührungen.

DU!

Als wüsste mit einem
Mal jeder, wer Luke
wirklich war. Als stünde
sein eigentlicher Name in
leuchtenden Buchstaben
auf seiner Stirn.

DU!

Luke versuchte, die
aufsteigende Panik

zurückzudrängen. Vor dem
Schaufenster eines
Reisebüros blieb er stehen
und starrte blind hinein.

Du musst eine
Entscheidung treffen.

Das Schaufenster war
dürftig und einfallslos
dekoriert. Zwischen den
auf dunkelblauem Samt
ausgelegten
Reiseprospekten waren
Sand, Muscheln und

Seesterne verstreut. Neben einem roten Wasserball, dem allmählich die Luft ausging, reckte sich eine magere Yuccapalme dem Licht entgegen. An der Scheibe klebten Sonderangebote.

Wegfahren, dachte Luke. So weit weg wie möglich.

Als wäre das eine Lösung.

Langsam ging er weiter.

Er wollte sich etwas Frisches anziehen, bevor er Jette vom St. Marien abholte. Und beim Abendessen ein paar Takte mit Albert quatschen.

Im Treppenhaus empfing ihn eine angenehme Kühle. Es roch nach Farbe und abgestandenem Zigarettenrauch. Wahrscheinlich wurde eine der Wohnungen renoviert.

Bestimmt zog wieder jemand aus. Hier herrschte ein ständiges Kommen und Gehen.

Das Haus war bis unters Dach von Studenten bewohnt, doch Luke kannte die meisten nur flüchtig. Bei manchen, die er auf der Treppe traf, war er sich nicht mal sicher, ob sie überhaupt hier lebten oder vielleicht nur

Besucher waren.

Es war ihm ganz lieb so. Keiner scherte sich um das, was der Nachbar tat. In so einem Haus konnte man Jahre verbringen, ohne mit irgendwem ein Wort zu wechseln. Gefahrlos.

Wenigstens hatte er das geglaubt.

Er schloss die Wohnungstür auf, betrat den Flur und stellte die

Tasche mit den Einkäufen ab.

»Jemand zu Hause?«

Beim Gedanken an die Brötchen und Croissants, den frischen Parmaschinken, den Ziegenkäse, die Trauben und Feigen lief ihm das Wasser im Mund zusammen. Er warf den Rucksack auf sein Bett und schlenderte in die Küche.

Anscheinend hatte Albert denselben Einfall gehabt wie er. Auf dem Brotkasten lag eine Brötchentüte und im Kühlschrank fand er Schafskäse, Oliven und Tomaten.

Erst jetzt merkte Luke, wie hungrig er war.

»Albert?«

Wo steckte der Kerl?

Luke naschte ein paar Oliven undleckte sich das

Ol von den Fingern. Dann klopfte er an Alberts Tür und drückte, als keine Antwort kam, die Klinke herunter.

Das Zimmer war wie immer. Chaotisch, ungeputzt und mit allem möglichen Kram vollgestopft. Alberts Handy lag auf dem Schreibtisch, also konnte er selbst nicht weit sein.

Vielleicht war er in den Keller gegangen, um endlich den platten Vorderreifen seines Fahrrads zu wechseln, was er schon seit Wochen vor sich herschob.

Aber hätte er sein Handy dann nicht mitgenommen?

Albert war praktisch unfähig, ohne sein liebstes Kommunikationsmittel zu existieren. Seine Kinder

würden vermutlich mit klitzekleinen, an den Handballen angewachsenen Mobiltelefonen auf die Welt kommen.

Konnte auch sein, dass er sich mal wieder in die Wanne gelegt hatte.

Das war für Albert das Höchste. Täglich blockierte er das Badezimmer zu den unterschiedlichsten Zeiten für mindestens eine Stunde.

Er behauptete, nichts helfe besser gegen Stress, schlechte Laune und Langeweile. Telefonieren gehörte jedoch auch in der Wanne zu seinen Lieblingsbeschäftigungen.

Wenn er badete, wieso lag sein Handy dann auf dem Schreibtisch? Und wieso hörte man nichts?

Luke horchte.

Es war absolut still.

»Hey, Kumpel, bist du wieder eingepennt?«

Das passierte Albert mit schöner Regelmäßigkeit. Er hatte auf diese Weise schon so manches Buch aus der Bücherei im Wasser versenkt und es dann für viel Geld ersetzen müssen.

»Diesmal hoffentlich ohne Buch.«

Die Stille stürzte sich auf die Worte und verschluckte

sie.

Luke spürte, wie sich die Härchen in seinem Nacken aufrichteten.

»Albert?«

Er sah seiner Hand dabei zu, wie sie sich auf die Klinke der Badezimmertür legte und diese nach unten drückte. Er hörte das schabende Geräusch, das dabei entstand.

Langsam schob er die

Tür auf.

Zuerst registrierte er das rote Wasser, mit dem die Badewanne bis zum Rand gefüllt war. Als Nächstes fiel ihm auf, dass die Oberfläche des Wassers völlig unbewegt war. Dann packte ihn die Angst.

Widerstrebend trat er einen Schritt vor.

Weiß schimmerte Alberts nackter Körper in dem

roten, totenstillen Wasser,
das ihn komplett bedeckte.

Hör auf mit dem
Quatsch, Mann. Das ist
kein Spaß ...

Luke zwang sich, noch
näher heranzugehen. Der
Geruch nach Blut war
erstickend und ließ ihn
würgen. Mit angehaltenem
Atem tauchte er die Finger
der rechten Hand ins
Wasser.

Es war noch warm.

Er sah jetzt, dass Alberts Augen geöffnet waren. Und er bemerkte eine klaffende Wunde an seinem Hals.

Jemand hatte ihm die Kehle durchgeschnitten.

Mit einem Stöhnen wich Luke zurück, rutschte auf den nassen Fliesen aus und fiel hin. Keuchend vor Entsetzen und mit beiden Füßen gegen den

glitschigen Boden ankämpfend, stemmte er sich wieder hoch, floh mit rudernden Armen aus dem Bad, wobei er beinahe ein zweites Mal stürzte, rannte in sein Zimmer, riss die Balkontür auf und rang nach Luft.

Er hatte schon Leichen gesehen. Trotzdem rotierte die Übelkeit in seinen Eingeweiden.

Leo hatte ihn oft mit dieser Schwäche aufgezogen. Dass er den Anblick von Blut nicht ertrug. Dabei war es nie das Blut gewesen, das ihm zu schaffen gemacht hatte.

Es war der Tod gewesen.

Er hatte gehofft, ihn hinter sich gelassen zu haben, doch da hatte er sich getäuscht. Der Tod war ihm schließlich doch

hierher gefolgt.



»Einmal Pizza Spinaci,
einmal Tortellini Al Forno,
einmal Tagliatelle
Salmone, einmal Insalata
Mista und zweimal
Insalata Pomodoro!«, rief
Merle, nachdem sie
aufgelegt hatte.

»Okay.«

Angelo nickte. Er hätte

heute Abend vier Paar Hände gebraucht, um den Ansturm der Bestellungen zu bewältigen. Von Tag zu Tag schien er länger und dünner zu werden. Und sorgenvoller. Angelo trug das Gewicht der ganzen Welt auf seinen Schultern. Für jede Naturkatastrophe fühlte er sich persönlich verantwortlich, vor jeder Wahl zermarterte er sich

das Hirn, um bloß nicht
das Falsche zu tun.

Was ihm jedoch am
meisten zu schaffen
machte, war seine
unerwiderte Liebe zu
Merle.

Merle mochte ihn sehr.
Sie sagte sich immer
wieder, dass Angelo besser
für sie wäre als dieser
sizilianische Schuft, mit
dem sie zusammen war.

Dass er ihr geben könnte,
wonach sie sich sehnte:
inneren Frieden und
Geborgenheit.

Aber ihr Herz hörte
nicht auf Argumente. Nur
einer ließ es schneller
schlagen, da konnte die
Vernunft hundertmal
protestieren.

Merle deponierte den
Zettel mit der Bestellung
auf der Theke und drehte

sich zu Claudio um, der an seinem Schreibtisch saß und schwer beschäftigt tat, während seine Leute um ihn herumwuselten und nicht wussten, wo ihnen der Kopf stand.

Claudio blickte auf und runzelte die Stirn. Diesen Gesichtsausdruck hatte Merle einmal sehr männlich und anziehend gefunden. Inzwischen

nervte er sie bloß noch.

»Was ist?«, fragte sie,
doch dann fiel es ihr
wieder ein.

»Sechsenddreißig,
zweiundfünfzig,
fünfundfünfzig, drei und
zweimal sieben!«, rief sie
Angelo mit übertriebener
Betonung zu, doch der
winkte müde ab.

Claudios Versuche, die
Arbeitsschritte zu

optimieren, liefen oft in die falsche Richtung. Es mochte ja schneller gehen, bloß die Nummern der Gerichte zu nennen, doch Merle liebte den Klang der Worte viel zu sehr. Und niemand hatte ein Problem damit, wenn sie sie gern aussprach.

Niemand außer Claudio, der jetzt zufrieden nickte und sich wieder über

irgendwelche Listen
beugte, die er für die Steuer
anlegte.

Während Angelo den
nächsten Rutsch Pizza aus
dem Ofen holte, klappte
Merle schon mal Kartons
auf, um sie zu verpacken.
Francesca portionierte
Salat in durchsichtige
Plastikschalen und setzte
sie behutsam in die
bereitgestellte Thermobox,

während einer der Fahrer
schlüsselklimmernd und
Kaugummi kauend neben
der Tür an der Wand
lehnte und das Mädchen
mit seinen Blicken auszog.

Claudio beschäftigte für
den Transport meistens
Schüler oder Studenten, ob
Mann oder Frau, das war
ihm egal. Sie waren
unkompliziert und nicht zu
teuer, hatten jedoch einen

gravierenden Nachteil:
Kaum hatte man sie
eingearbeitet und sich an
ihre Namen gewöhnt, da
hörten sie auch schon
wieder auf.

Dieser hier würde noch
vor seiner Zeit von Claudio
gefeuert werden. Der Chef
sah es nicht gern, wenn
jemand in seinem Revier
wilderte, und zu seinem
Revier gehörte nicht nur

Merle, sondern jede Frau,
die für ihn arbeitete.

Merle packte eine
Portion noch dampfender
Pizzabrötchen zu der
Lieferung, als wieder das
Telefon klingelte.

»Pizza Service Claudio.
Guten Abend.«

Sie hielt das Telefon
zwischen Kinn und
Schulter geklemmt und
angelte sich Stift und

Papier.

»Hallo?«

Niemand meldete sich.
Im Hintergrund konnte
Merle eine gedämpfte
Geräuschkulisse hören. Es
klang wie Straßenverkehr.

»Pizza Service Claudio«,
wiederholte sie. «Was kann
ich für Sie tun?«

Keine Reaktion, aber
Merle spürte die
Anwesenheit des Anrufers

deutlich. Nachdem sie noch ein paar Sekunden gewartet hatte, legte sie auf. Irritiert starrte sie das Telefon an.

Wieder hob Claudio fragend den Kopf.

»Irgend so 'n Blödmann«, erklärte Merle schulterzuckend und legte die nächsten Pizzakartons bereit.

In diesem Raum

herrschte eine gefühlte
Temperatur von
mindestens fünfzig Grad.
Merle sah, wie Angelo sich
das glänzende Gesicht mit
dem Geschirrtuch
abwischte, das an seiner
Schürze baumelte.
Francesca trug einen
dermaßen kurzen Rock und
ein derart knapp
geschnittenes Trägershirt,
dass es gerade noch als

jugendfrei durchging. Ihr schien kein bisschen heiß zu sein. Merle selbst rann der Schweiß den Rücken hinunter und ihre Haare waren im Nacken und an den Schläfen klatschnass.

Dieser sonderbare Anruf war nicht der erste. In den vergangenen Tagen hatte ihr Handy ein paar Mal geklingelt, ohne dass sich jemand gemeldet hatte. Sie

war nicht der Typ, der die Flöhe husten hörte, aber die Erfahrung hatte sie gelehrt, auf merkwürdige Vorkommnisse zu achten, sonst hätte sie ihr Engagement für den Tierschutz gleich an den Nagel hängen können oder säße längst mit der halben Gruppe im Knast.

Die Arbeit für Tiere in Not hatte ihnen eine

Menge Feinde beschert und manche davon verfügten über glänzende Verbindungen. Man brach nicht ungestraft in Versuchslabore ein und befreite die Tiere. Solche Aktionen waren Tiefschläge für die Forschung, denn ganze Versuchsreihen wurden dadurch über Nacht bedeutungslos und mussten

abgebrochen werden.

Mit einem Teil ihrer Arbeit bewegten sich die Tierschützer im Rahmen der Legalität. Bewusst nutzten sie die Öffentlichkeit, um Gehör zu finden. Gleichzeitig war das öffentliche Auftreten die Maske, unter der sie ihre illegalen Aktionen versteckten.

Öffentlichkeit bedeutete

jedoch auch, dass man sie finden konnte. Immer wieder kam es vor, dass sie angepöbelt, beschimpft oder sogar tätlich angegriffen wurden. Oder dass man versuchte, ihnen durch Telefonterror Angst einzujagen. Ihre Autos wurden beschädigt, ihre Fahrräder gestohlen, und manchmal fanden sie tote Tiere in ihrem Briefkasten,

einen Hühnerfuß auf der Fensterbank oder das fast noch warme Herz eines Hundes auf ihrer Fußmatte.

Merle hatte sich daran gewöhnt, dass ihr Leben sich krass von dem der meisten Menschen unterschied. Sie wollte es auch gar nicht anders, aber auf die feindseligen Übergriffe hätte sie gern

verzichtet.

Diesmal allerdings glaubte sie nicht, dass die anonymen Anrufer mit dem Tierschutz zu tun hatten. Ihre Gegner gaben sich in der Regel nicht mit Schweigen zufrieden. Sie beschimpften und bedrohten sie, spuckten Gift und Galle.

Aber wer war dann der Anrufer?

Wieder klingelte das Telefon. Für einen Moment spürte Merle, wie ihr trotz der Hitze eiskalt wurde. Dann streckte sie die Hand aus.

»Pizza Service Claudio. Guten Abend.«

Erleichtert registrierte sie die angenehme Stimme des Mannes. Und dass er ganz normal bestellte. Sich selbst belächelnd, schrieb

sie alles auf und gab es an Angelo weiter. Sie freute sich über die wohlklingenden italienischen Worte, und es war ihr egal, ob es Claudio ärgerte oder nicht.

7

Als ich aus dem Haus trat, war ich aufgeregt wie bei meinem ersten Treffen mit Luke. In meinem Magen schlingerte es, ich konnte keinen klaren Gedanken fassen, meine Hände waren eiskalt und ich musste dringend aufs Klo. Ich fragte mich, warum etwas

so unerhört Großes und
Schönes wie die Liebe mit
so mickrigen, unschönen
Empfindungen verbunden
war.

Im St. Marien leistete die
Klimaanlage
Schwerstarbeit und die
Luft in den Räumen war
relativ angenehm.
Nachdem ich mich den
ganzen Tag dort
aufgehalten hatte, empfing

mich die Hitze draußen wie ein Schock.

Wenn Luke mich von der Arbeit abholte, was leider ziemlich selten der Fall war, stand er meistens gegen die Mauer gelehnt, in seiner typischen, lässigen Körperhaltung und mit diesem Lächeln auf den Lippen, das den Boden unter meinen Füßen schwanken ließ. Er stieß

sich dann von der Mauer
ab und kam mir die letzten
Schritte entgegen,
schlaksig, selbstbewusst
und so quälend langsam,
dass ich mich
zusammenreißen musste,
um nicht loszurennen und
mich ihm in die Arme zu
werfen.

Diesmal stand er nicht
dort.

Ich schaute mich um.

Außer dem hübschen dreifarbigem Terrier-Mischling, der in dieser Gegend herumstreunte, seit ich hier arbeitete, war kein Lebewesen zu erblicken. Der Hund ließ sich an der Stelle nieder, an der Luke hätte stehen sollen, und fing an, sich bedächtig die Pfoten zu lecken.

Die ganze Nachbarschaft war sein Zuhause, und

auch im St. Marien war er
ein gern gesehener Gast.
Die Heimbewohner liebten
ihn und er liebte sie.
Niemandem sonst konnten
sie immer und immer
wieder ihre
Lebensgeschichte erzählen.
Niemand außer ihm hörte
geduldig zu, ohne jemals
nachzufragen oder zu
widersprechen. Dafür
belohnten sie ihn mit

Zärtlichkeit und kleinen
Happen, die sie für ihn
aufgespart hatten.

Sie verwöhnten sich
gegenseitig nach Strich und
Faden.

Kurz nach acht.
Vielleicht war Luke
aufgehalten worden. Im
Sommer fand das Leben in
Bröhl auf der Straße statt.
In den Biergärten und
Kneipen war die Hölle los,

und die Innenstadt, in der sonst um diese Zeit die Bürgersteige hochgeklappt wurden, war voller Menschen, die an den Schaufenstern entlangflanierten. Dann war es schwer, einen Parkplatz zu finden, weil selbst der vorm St. Marien aus allen Nähten quoll.

Ich lief ein bisschen herum und war sofort nass

geschwitzt.

Zwanzig nach acht. Der Hund war eingeschlafen, die Schnauze unter den Pfoten, als wollte er sich die Augen zuhalten. Ich hörte ihn leise schnarchen. Die Sonne blinkte in den Fenstern. Die blauen Hortensien am Eingang ließen die Köpfe hängen.

Die Minuten schleppten sich dahin.

Luke hatte zwar wenig Zeit und war oft schwer erreichbar, aber wenn er ein Treffen verschieben musste, sagte er immer Bescheid. Er hatte unsere Verabredung garantiert nicht vergessen. Und einen Parkplatz musste er mittlerweile auch gefunden haben. Ich checkte meine Mailbox.

Keine Nachricht.

Ich drückte seine Nummer.

Hi, hier spricht Lukas Tadikken. Ich bin unterwegs. Hinterlassen Sie mir doch eine Nachricht, dann rufe ich zurück, sobald ich kann.

»Ich bin's, Jette«, sagte ich, als würde er meine Stimme nicht auch so erkennen. »Wo bleibst du? Wenn du nicht bald hier

aufkreuzt, brenne ich mit einem äußerst attraktiven Nebenbuhler durch.«

Ich hatte mich auf eine der Bänke gesetzt, die überall in der Nähe des St. Marien standen, und der Hund hatte sich neben mir ausgestreckt, den Kopf auf meinem Schoß. Ich kraulte ihn hinter den Ohren und auf der Stirn, was er besonders gern mochte,

und ignorierte entschlossen die Enttäuschung, die sich in mir breitmachte.

Und wenn Luke etwas zugestoßen war?

In mir war plötzlich alles still.

Der Hund regte sich und seufzte im Schlaf.

Wieder wählte ich Lukes Handynummer.

Hi, hier spricht Lukas
Tadikken. Ich bin

unterwegs ...

Seine Stimme tat mir auf einmal weh. Ich hatte schreckliche Angst, sie nie mehr anders zu hören als auf seinem Anrufbeantworter.

Zehn vor neun. Fünf vor neun. Neun Uhr.

Hi, hier spricht Lukas Tadikken ...

Hi, hier spricht ...

Hi ...

Ich wählte seine Nummer immer wieder. Der Text bohrte sich in meinen Kopf. Ich hielt mir die Ohren zu, doch ich hörte ihn trotzdem.

Um Viertel nach neun hielt ich es nicht mehr aus. Luke hatte mich zwar nie mit in seine Wohnung genommen, die aus irgendeinem Grund tabu zu sein schien, aber ich kannte

natürlich seine Adresse.

Ich lief zu meinem
Wagen. Etwas stimmte
nicht. Ich würde
herausfinden, was es war.



Eine faszinierende Stadt.
Kristof hätte Köln gern
näher erkundet, aber er
war nicht zum Vergnügen
hier. Obwohl er durchaus
so etwas wie Freude

empfand.

Die Jagd hatte begonnen.

Nun musste er abwarten.

Man konnte nie im Voraus sagen, wie ein Opfer reagierte. Die einen

verloren die Nerven, die andern handelten überlegt.

Manche nötigten ihm

Respekt ab, andere

erzeugten mit ihrem

Gewinsel nichts als Ekel in

ihm.

Kristof war gespannt, wie Alex sich verhalten würde.

Oder Luke, wie er sich jetzt nannte.

Er ging davon aus, dass Alex ein würdiger Gegner war. Er hoffte auf einen harten Kampf. Einen auf Leben und Tod.

Daran, dass er selbst ihn gewinnen würde, hatte er keinen Zweifel. Er war der

Jäger, Alex der Gejagte. Es war klar, auf wessen Seite der Vorteil lag.

Als Kinder hatten sie im Wald oft Schnitzeljagden veranstaltet. Nachdem die Jungs aus der Nachbarschaft längst aufgegeben hatten, waren sie immer noch umhergestreift, Alex und er, abwechselnd Jäger und Gejagter, und es war

vorgekommen, dass Leo nach Einbruch der Dunkelheit einen seiner Männer geschickt hatte, um sie nach Hause zu holen.

Keiner von ihnen hatte aufgeben können.

Sie waren einander so ähnlich gewesen. Der gemeine Verrat hatte ihre Symbiose mit einem brutalen Schnitt

durchtrennt.

Dafür wirst du jetzt endlich bezahlen, dachte Kristof, während er in seinem Wagen saß und die gegenüberliegende Straßenseite beobachtete. Er hatte ein Stück unterhalb des Hauses geparkt, in dem Alex wohnte. Die Jungs standen auf Abruf bereit, was Alex gegenüber unfair war, wie

Kristof fand, aber so war das Leben.

Sie waren keine Kinder mehr.

»Wie wirst du dich entscheiden?«, murmelte Kristof, dabei wusste er ganz genau, wozu Alex sich entschließen würde.

Er würde untertauchen. Zumindest würde er es versuchen.

»Du wirst deine kleine

Freundin aufgeben.«

Die Jungs hatten so gut recherchiert, wie es in der kurzen Zeit möglich gewesen war.

Jette Weingärtner, Tochter der Schriftstellerin Imke Thalheim, wohnhaft in Bröhl-Birkenweiler, seit vier Monaten mit Alex – Luke – zusammen, arbeitet übergangsweise im St. Marien, einem Heim für

Demenzkrankte, fährt einen
metallicgrünen Peugeot
2 0 6 CC, geriet vor zwei
Jahren in die Schlagzeilen,
als sie sich in einen
Serienmörder verliebte, der
auch ihre Freundin Carola
Steiger, genannt Caro,
getötet hatte, lebt in einer
WG ...

Und so weiter und so
weiter.

Kristof hatte sich die

Biografie einer jeden Person eingeprägt, die in irgendeiner Weise mit Alex in Verbindung stand. Gründlichkeit zahlte sich letztlich immer aus.

»Oh ja, aufgeben wirst du sie. Und das nicht, um deine eigene Haut zu retten. Oh nein. Du wirst alles tun, um mich von dem Mädchen wegzulocken.«

Kristof grinste. Es würde Alex ebenso wenig gelingen, wie es ihm gelingen würde, sich selbst in Sicherheit zu bringen.

»Aber ich kann dich beruhigen«, murmelte er. »Deine Liebste ist noch nicht an der Reihe.«

Schon nach neun und die Hitze war noch immer unerträglich. Er wischte sich den Schweiß von der

Stirn und trank von dem Wasservorrat, den er bei sich hatte. Der Sommer hatte das Zeug dazu, ein Jahrhundertsommer zu werden. Schon jetzt hatte er alle Rekorde gebrochen.

Kristof fühlte sich in seine Kindheit zurückversetzt. Viele Sommer waren mit ihrem Lieblingsspiel vergangen.

»Lauf«, flüsterte er.

»Lauf und versuch, dich vor mir zu verstecken.«

Das Sommerspiel.

»Ich werde dich fangen. Wie damals. Ganz genau so.«

Sommerfänger.

Das Wort gefiel ihm und er sprach es ein paar Mal leise aus.

»Los, Alex«, flüsterte er.
»Lass uns anfangen. Lauf!«



Ein Beobachter hätte Luke nicht angemerkt, wie sehr ihm die Panik zusetzte. Während er konzentriert das Nötigste in eine Reisetasche packte, tobte in ihm das Chaos. Vor Jahren hatte er gelernt, seine Gefühle zu kontrollieren, solange es notwendig war. Diese

Fähigkeit hatte ihm schon einige Male das Leben gerettet.

Und die Fähigkeit zu warten.

Wäre er seinem ersten Impuls gefolgt, hätte er sofort die Flucht ergriffen. Das war der Fehler, den die meisten Menschen in einer solchen Lage begingen. Sie nahmen sich nicht die Zeit, zur Ruhe zu

kommen, bevor sie handelten.

Und liefen direkt in ihr Verderben.

Allmählich ließ die schützende Wirkung des Schocks nach, und Luke war dem Ansturm seiner Gefühle ausgeliefert. Aber wenigstens war er jetzt wieder bei klarem Verstand, und das war unbedingt notwendig, denn

auf nichts anderes konnte er sich verlassen.

Er hatte sich in der Küche Alberts Blut vom Körper gewaschen und frische Sachen angezogen. Die blutgetränkten Kleidungsstücke und Schuhe und das Geschirrtuch, das er benutzt hatte, um sich zu säubern und anschließend aufzuwischen, hatte er, in

einer Mülltüte
verschlossen, in das
Außenfach seiner
Reisetasche gestopft, um
sie später zu entsorgen. Er
zurrte den Reißverschluss
zu und sah sich prüfend im
Zimmer um.

Alles in Ordnung. Er
hinterließ nichts von
Wichtigkeit, nichts, womit
die Polizei etwas anfangen
konnte. Das Spülbecken

hatte er gereinigt, den Fußboden von den blutigen Spuren, die er überall verteilt hatte, befreit. Das Handy steckte ausgeschaltet in seiner Hosentasche.

Im Bad hatte er nichts angerührt.

Kurz verspürte er den Impuls, wenigstens das Wasser aus der Wanne ablaufen zu lassen, doch er

brachte es nicht fertig, das Badezimmer noch einmal zu betreten. Aus diesem Grund ließ er auch seinen Rasierapparat und sämtliche Toilettenartikel zurück.

Um nichts in der Welt wollte er seinem Freund noch einmal in die toten Augen blicken.

Die Wohnungstür lehnte er nur an, damit Albert

bald gefunden wurde.

Im Treppenhaus
begegnete ihm niemand.
Gut so. Er war sich nicht
sicher, ob er noch lange die
Fassung wahren konnte,
und er hatte noch einen
Besuch bei der Bank vor
sich, wo er einen Safe
gemietet hatte, in dem er
sein Notfallpaket
aufbewahrte:
Ausweispapiere,

Sparbücher, Scheckkarten.

Ab heute war er völlig auf sich gestellt. Er konnte sich nicht bei Maurice melden, denn möglicherweise war auch der aufgefliegen. Luke wusste, was Alberts Tod bedeutete: Er war eine Kampfansage. Es hatte Kristof nicht gereicht, Luke aufzuspüren und ihn zu töten. Er hatte ein

mörderisches Spiel
begonnen.

Katz und Maus.

Luke wusste, wie in der Organisation gearbeitet wurde. Er hatte schließlich selbst dazugehört. Kristof hatte Informationen gesammelt. Er hatte sich gründlich über Lukes Leben informiert und über die Menschen, die darin eine Rolle spielten. Von

Tag zu Tag würde das Material, das ihm zugetragen wurde, umfangreicher werden.

Nicht mehr lange, und Kristof würde mehr über Luke wissen als Luke selbst.

Alberts Tod war sorgfältig inszeniert worden. Er war der Anfang eines Theaterstücks, dessen Regisseur Kristof war.

Nicht eine Sekunde lang hatte Luke geglaubt, dass ein anderer Albert umgebracht haben könnte.

Von jetzt an war jeder, der mit Luke zu tun hatte, in Lebensgefahr.

Vor allem Jette.

Luke öffnete die Haustür und blickte sich aufmerksam um. Ihm fiel nichts Ungewöhnliches auf, und doch musste Kristof in

der Nähe sein oder
zumindest jemanden
geschickt haben, um Luke
zu observieren.

Okay, dachte er und biss
die Zähne zusammen. Er
schulterte die Reisetasche
und lief los.



Ich fand auf Anhieb einen
Parkplatz und das direkt in
der Palanterstraße.

Manchmal muss der Mensch auch Glück haben, dachte ich, während ich ausstieg und mich zu orientieren versuchte. Mir war ziemlich flau, denn ich hatte keine Ahnung, was mich erwartete, wenn ich Luke plötzlich gegenüberstand.

Falls ich ihn überhaupt zu Hause antraf.

Ich machte mir

mittlerweile große Sorgen um ihn, denn er hätte mich niemals versetzt, ohne abzusagen. Mehr als einmal hatte ich das Bedürfnis gehabt, Merle anzurufen, wie ich das immer tat, wenn ich Probleme hatte. Doch ich beherrschte mich. Sie hatte mir nur zu deutlich gezeigt, was sie von Luke hielt.

Als ich endlich vor dem

Haus stand, in dem er wohnte, hätte ich am liebsten auf dem Absatz kehrtgemacht. Ich war hierhergekommen, um zu erfahren, was mit Luke los war, doch jetzt war ich mir auf einmal nicht mehr so sicher, ob ich es wirklich wissen wollte.

Nun fischte ich doch mein Handy aus der Tasche.

»Ich liebe dich auch«,
meldete sich Merle. »Wo
bist du?«

Es tat so gut, ihre
Stimme zu hören. Ich
lehnte mich mit dem
Rücken an die Hauswand
und erzählte ihr alles.

»Und jetzt traust du dich
nicht, bei ihm zu klingeln«,
schloss sie messerscharf.

»Genau.«

Merle besaß einen

ähnlichen Röntgenblick
wie meine Großmutter.
Sogar durchs Telefon.

»Weil du unangemeldet
bei ihm auftauchst? Oder
weil du glaubst, dass ihm
etwas ... äh ... dass er ...«

»Ich hab so ein Gefühl
...«

Merle traute meinen
Ahnungen. Ich musste ihr
nichts erklären.

»Soll ich kommen, um

dich zu unterstützen?«, fragte sie.

»Wenn du Lust auf eine Weltreise hast.«

Mein Wagen war der einzige in unserer WG. Mit Bus und Bahn wäre Merle von Birkenweiler aus um diese Uhrzeit fast zwei Stunden unterwegs. Selbst ein Taxi würde zu lange brauchen, falls Luke tatsächlich in

Schwierigkeiten steckte
und schnell Hilfe
benötigte.

»Pass auf«, sagte Merle.
»Du klingelst jetzt und
gehst rein und lässt dein
Handy eingeschaltet. Dann
bin ich die ganze Zeit bei
dir, okay?«

Das war ein vernünftiger
Vorschlag.

»Okay.«

Als ich auf den

Klingelknopf neben Lukas
Tadikken und Albert Kluth
drückte, zitterte mein
Finger.

»Ich habe geklingelt«,
flüsterte ich.

»Braves Mädchen«, sagte
Merle.

Es passierte nichts.

»Keine Reaktion«,
flüsterte ich.

»Hör auf zu flüstern und
läute noch mal«, schlug

Merle vor.

Wieder nichts.

»Und?«, fragte Merle.

»Ich könnte woanders klingeln.«

»Tu das.«

Ich entschied mich für den untersten Klingelknopf.

Ein dunkles Summen ertönte, die Tür sprang auf und ich betrat den dunklen Hausflur. Mit einem

Klacken schaltete sich die Beleuchtung ein, und ein Mädchen in meinem Alter guckte aus der Wohnungstür auf der rechten Seite. In der einen Hand hielt sie eine neongrüne Plastikschaale, in der andern einen Schneebesen. Ihre Haare sahen aus wie zerrupftes, fast gelbes Stroh.

»Ich möchte zu Lukas

Tadikken«, erklärte ich, worauf sie nickte und wieder in der Wohnung verschwand.

»Das war einfacher, als ich dachte«, sagte ich leise.

»Na siehst du«, antwortete Merle.

»Ich glaub, ich brauch dich jetzt nicht mehr. Allmählich komme ich mir albern vor.«

»Untersteh dich, mich

abzuhängen! Gerade jetzt, wo es spannend wird.«

Ihre Bemerkung sollte witzig und unbefangen klingen, aber ich konnte deutlich den alarmierten Unterton hören. Das machte mich wieder nervös.

»Sag mal«, flüsterte ich.
»Wovor haben wir eigentlich Angst?«

»Haben wir doch gar

nicht.«

»Oh Gott ... Übrigens
flüstere ich lieber weiter,
damit nicht alle aus ihren
Wohnungen kommen, um
nachzusehen, wer da
durchs Treppenhaus
schleicht.«

»Süße, da wohnen lauter
Studenten. Die haben
anderes zu tun, als mit dem
Ohr an der Tür zu kleben,
weil es sie interessiert, was

die Nachbarn so treiben.«

»Trotzdem. Ich hab keinen Bock, mich auf der Polizeiwache wiederzufinden.«

»Wieso schnaufst du denn so?«

»Luke wohnt im zweiten Stock.«

In Wahrheit war es die Aufregung, denn ich hatte gerade mal die ersten Stufen genommen.

»Deine Kondition ist unter aller Sau, Jette.«

»Ich weiß.«

Es half mir enorm, mit Merle zu reden. Ich hatte dadurch wirklich das Gefühl, nicht allein in diesem dunklen, muffigen Haus zu sein, und als auf halber Treppe das Licht ausging, hielt sich mein Erschrecken in Grenzen.

Erst als ich den nächsten

Lichtschalter gefunden
hatte, kam mir der
Gedanke, dass die ganze
Aktion sinnlos war.

»Wenn einer von beiden
zu Hause wäre, dann hätte
er doch auf mein Klingeln
reagiert und mir
aufgemacht, oder?«

Merle antwortete nicht
sofort.

»Stimmt«, sagte sie
schließlich. »Außer ...«

Mein Magen zog sich zusammen.

Außer, er war nicht in der Lage, auf den Türöffner zu drücken.

Die letzten Stufen stürmte ich hoch.

Dann blieb ich abrupt stehen.

»Merle ...«

»Was?«

Ihre Stimme klang jetzt beinah so atemlos wie

meine.

»Die Tür ...«

»Was ist mit der Tür?«

»Sie ist bloß angelehnt.«

»Jette?«

Ich gab der Tür einen leichten Schubs und sie schwang einen Spaltbreit auf.

»Jette! Geh nicht da rein, hörst du?«

Ich schob die Tür noch ein paar Zentimeter weiter

auf. Sie öffnete sich
geräuschlos.

»Jette! Bitte!«

»Irgendwas stimmt hier
nicht«, flüsterte ich.

»JETTE!«

Ich ließ das Handy
sinken. Merle hatte so in
mein Ohr gebrüllt, dass es
sich anfühlte, als wäre
mein Trommelfell geplatzt.
Außerdem konnte ich jetzt
unmöglich mit ihr

diskutieren.

Ich hatte den kleinen Flur schon betreten. Es gab keinen Weg zurück.



Merle presste das Handy ans Ohr. In ihrer Handfläche sammelte sich Schweiß. Sie konnte Mike und Ilka in der Küche lachen hören.

»Jette?«, fragte sie leise.

»Rede mit mir!«

Es klopfte. Ilka steckte den Kopf herein.

Merle bedeutete ihr mit einer Handbewegung, still zu sein. Ilka blieb eine Weile auf der Türschwelle stehen und zog sich dann geräuschlos wieder zurück.

Unruhig lief Merle vor ihrem Fenster auf und ab. Sie warf einen Blick auf das Display. Das Gespräch

war nicht unterbrochen.
Also blieb sie dran.

Hätte sie Jette doch bloß
davon abgehalten, dieses
unheimliche Haus zu
betreten, statt sie auch
noch dazu anzutreiben!
Wenn jetzt etwas
Schlimmes passierte, war
sie daran schuld.

Melde dich endlich,
dachte sie. Sag was, um
Himmels willen!

Sie hörte Jette nicht mal mehr atmen. Wenn die Verbindung wirklich noch stand, dann hatte die Freundin das Handy ...

Der Schrei ging ihr durch Mark und Bein.

Er hörte überhaupt nicht mehr auf.

Merle blieb wie angewurzelt stehen. Sie spürte, wie der Schrei jede Zelle ihres Körpers

auffüllte. Ihre Nerven flatterten.

Sie hörte ein Poltern. Offenbar rannte Jette die Treppen hinunter.

»Jette«, flüsterte Merle tonlos. »Sag doch was ...«

Geräusche, die Merle nicht einordnen konnte. Schließlich etwas, das wie eine Autohupe klang. Stimmen. Ein Rauschen.

Bitte, betete Merle zu

einem Gott, an den sie
nicht glaubte, bitte lass
Jette nach draußen
gelaufen sein.

Dann hörte sie die
Freundin schluchzen.

8

Kriminalhauptkommissar Bert Melzig wandte den Blick ab. Angeblich gewöhnte man sich mit den Jahren an die Begegnungen mit dem gewaltsamen Tod, doch bei ihm war das nicht der Fall. Er hatte im Gegenteil das Gefühl, dass es ihm von Jahr zu Jahr

schwerer fiel, in allen brutalen Einzelheiten vorgeführt zu bekommen, zu was Menschen fähig waren.

Auch das Gesicht seiner jungen Kollegin Tessa Wiefinger hatte eine ungesunde Farbe angenommen. Mit knapp dreißig traf einen der Anblick misshandelter toter Menschen wie ein

Keulenschlag. Man glaubte vielleicht, so gut wie alles gesehen zu haben, was Menschen einander antun konnten, doch dann erkannte man, dass das ein Irrtum war. Bei Mord gab es ungezählte grausige Varianten.

Doktor Badorf, die Rechtsmedizinerin, untersuchte den Toten noch in der Badewanne.

Das blutige Wasser war, nachdem sie die Temperatur gemessen hatte, abgelaufen und hatte seine traurige Handschrift in der ehemals weißen Wanne und auf dem Körper des Toten hinterlassen.

Es war sehr eng in diesem Raum, und Bert und Tessa blickten von der Tür aus stumm auf den

Rücken der Arztin, die sich über die Wanne beugte. Unter ihrer transparenten Schürze trug Doktor Badorf einen leichten, brombeerfarbenen Leinenanzug. Ihr langes rotbraunes Haar, in dem sich erste graue Fäden zeigten, war zu einem Zopf geflochten, der üppig und schwer zwischen ihren Schulterblättern lag.

Unförmige Schoner
schützten ihre dunklen
Schuhe mit dem matten,
teuren Glanz.

Tessa atmete flach. Bert
spürte, dass seine
Partnerin, mit der er zum
ersten Mal
zusammenarbeitete, den
Geruch und die
Anwesenheit des Todes
nicht länger ertrug. Er
selbst hielt es auch kaum

noch aus.

»Schauen Sie sich schon mal in den übrigen Räumen um?«, fragte er wie beiläufig.

Tessa nickte eilfertig und war schon verschwunden. Bert hörte, wie sie in einem der Zimmer hustete, ein Versuch, ihre Empfindungen wieder unter Kontrolle zu bekommen. Oft war es die

einzigste Möglichkeit, ein Erbrechen zu vermeiden.

Doktor Badorf drehte sich zu Bert um. Sie entledigte sich der Gummihandschuhe und der Schutzkleidung und beugte sich zu ihrer Tasche hinunter. Als sie sich wieder aufrichtete, war ihr schönes schmales Gesicht genauso verschlossen wie die große schwarze Tasche

an ihrer Hand.

Bert erwiderte ihren Blick aufmerksam.

»Der junge Mann scheint in der Wanne überrascht worden zu sein«, äußerte sie sich endlich. »Darauf deuten die Druckstellen an Schultern und Armen und das Fehlen solcher Druckstellen an anderen Körperteilen hin.«

Dafür sprechen auch die

sorgsam auf dem Hocker abgelegten Kleidungsstücke sowie die Tatsache, dass der Tote sich überhaupt in der Badewanne befindet, dachte Bert.

»Man hat ihm die Kehle durchgeschnitten. Daran ist er wahrscheinlich verblutet.«

»Kann er auch ertrunken sein?«

»Das glaube ich nicht.«

Sie schüttelte den Kopf.

»Dazu hat er zu viel Blut verloren. Aber letzte Sicherheit wird die Obduktion erbringen.«

»Was können Sie mir sonst noch sagen?«

»Der Tote hat sich massiv gewehrt.«

»Was man ...«

»... vor allem an den Druckstellen an seinen Armen erkennen kann, wo

der Täter ihn festgehalten hat. Und an der fürchterlichen Sauerei hier drinnen.«

Mit einer Kopfbewegung wies Doktor Badorf auf die Wände, die voller Blutspritzer waren, und auf die nassen, schmutzigen Bodenfliesen.

»Wann?«, fragte Bert, dem allmählich jedes Wort Mühe bereitete.

»Der Tod muss vor etwa vier, fünf Stunden eingetreten sein.«

Bert blickte auf seine Armbanduhr.

Zweiundzwanzig Uhr dreißig. Also lag der Zeitpunkt des Todes zwischen siebzehn Uhr dreißig und achtzehn Uhr dreißig.

Die Spurensicherung wartete schon darauf, mit

der Arbeit anfangen zu können. Bert

verabschiedete sich von der Ärztin und verließ das Badezimmer. Er fand Tessa in der Küche, wo sie sich Notizen machte.

»Schon was gefunden?«

Bert verspürte das dringende Bedürfnis, sich den Geruch des Todes abzuwaschen, der sich wie eine zweite Haut auf seinen

Körper gelegt zu haben schien.

»Der Name des Toten ist Albert Kluth«, fasste Tessa das bisher Bekannte zusammen. »Ich habe seine Briefftasche mit sämtlichen Papieren in seiner Schreibtischschublade gefunden. Außer ihm wohnt noch ein Lukas Tadikken in dieser Wohnung. Beide Namen

stehen unten auf dem Klingelschild und an der Wohnungstür. Albert ist – Entschuldigung: war – zwanzig Jahre alt und studierte Jura hier in Köln.«

»Und sein Mitbewohner?«

Seit er den Namen Tadikken auf dem Schild neben der Haustür gelesen hatte, fragte Bert sich

vergeblich, woher er ihn kannte.

»Das ist höchst eigenartig. Man stolpert hier auf Schritt und Tritt über Informationen zu Albert Kluth, während es über diesen Lukas Tadikken, mal abgesehen von den Toilettenartikeln im Bad, so gut wie gar nichts zu geben scheint. Zwei Typen wie Feuer und

Wasser.«

Tessa verzog schmerzlich das Gesicht, als ihr bewusst wurde, wie unpassend das Wort Wasser in dieser Situation war.

»Das Zimmer des Toten ist eine einzige Rumpelkammer. Das seines Mitbewohners dagegen ist picobello sauber und aufgeräumt. Da

liegt nichts rum, das Bett ist gemacht und der Schreibtisch wirkt quasi unbenutzt. Kein Foto, kein Brief, keine Notiz. Nichts. Nicht mal ein Bild an der Wand.«

»Hat er die Leiche gefunden?«

»Nein. Das war ein Mädchen. Die Kollegen von der Schutzpolizei sind aus ihrer Geschichte nicht

so recht schlau geworden. Offenbar steht sie noch unter Schock.«

»Wo ist sie?«

»Die Kollegen haben sie gebeten, sich zur Verfügung zu halten. Sie sitzt gleich vor der Tür in unserem Wagen.«

Tessa angelte ihr Handy aus der Hosentasche.

»Wiefinger hier. Bringt ihr die Kleine mal hoch?«

Bert hob die Hand.

»Wir gehen nach unten.«

Tessa verstand sofort.

»Wir kommen runter«, sagte sie zu dem Kollegen.
»Gebt ihr dem Mädchen Bescheid?«

Tessa war wohl noch immer ziemlich durch den Wind, sonst wäre ihr dieser Fehler nicht unterlaufen. Es waren vermutlich schon genug Leute ohne

zwingenden Grund durch den Tatort gelatscht und hatten wichtige Spuren vernichtet.

Bert wusste nicht, was sie da unten erwartete.

Manche Menschen waren wie betäubt, nachdem sie eine Leiche gefunden hatten, andere verloren völlig die Fassung. Es gab welche, die so verstört waren, dass sie auf

keine Frage antworten konnten, und andere, die nahezu hysterisch plapperten. Man konnte sich auf nichts einstellen, weil sich jeder Mensch anders verhielt. Bert hoffte, dass dieses Mädchen zu der besonnenen Sorte gehörte.

Im Treppenhaus war es angenehm kühl. Eine verirrte Wespe surrte ihnen angriffslustig um die

Ohren. Die Wände waren mit Rauputz bedeckt, an denen Flecken von jeder Menge totgeschlagener Fliegen erzählten.

In der offenen Haustür stand ein Kollege, der sich leise mit einem Mädchen unterhielt. Das Mädchen wandte Bert und Tessa den Rücken zu.

»Das wird die Zeugin sein«, sagte Tessa leise.

Im selben Moment drehte das Mädchen sich zu ihnen um.

Bert fand sein eigenes Erstaunen auf ihrem blassen, erschöpften Gesicht gespiegelt.

»Herr Kommissar«, sagte sie und trat mit ausgestreckter Hand auf ihn zu. In ihrer Stimme schwang Erleichterung mit. »Wie gut, dass Sie da

sind.«

In diesem Augenblick wurde Bert klar, woher er den Namen Lukas Tadikken kannte.

*

Luke hatte sich für ein Hotel entschieden, in dem kein Wert auf Formalitäten gelegt wurde, ein unansehnliches Haus mit vielleicht zwanzig

Zimmern, ohne
Restaurant, ohne Bar und
ohne richtige Rezeption.

Zuerst hatte er
vorgehabt, seinen alten
Volvo in der Nähe vom
Europaplatz abzustellen,
auf den die Autobahn
mündete, doch dann hatte
er sich für eine beliebige
Straße im Industriegebiet
am anderen Ende von
Aachen entschieden, wo

man ihn vielleicht weniger schnell entdecken würde.

Erst jetzt kam ihm richtig zu Bewusstsein, dass er bald von zwei Gegnern verfolgt werden würde, von Kristof und dessen Leuten und von der Polizei. Die Chance, beiden zu entkommen, war gering, aber er würde sie nutzen.

Die gelangweilte junge Frau, die ihm an einer Art

Theke die Schlüssel aushändigte, warf ständig begierige Blicke auf ein Fernsehgerät, das in einem abgetrennten Kabuff hinter ihr auf einem Schreibtisch flimmerte.

»Erster Stock, Zimmer elf«, leierte sie lustlos herunter. »Der große Schlüssel ist für die Zimmertür, der kleine für die Haustür. Das Büro ist

über Nacht nicht besetzt.
Frühstück ab sieben im
Frühstücksraum.«

Sie wies auf eine
schwarze Glastür, hinter
der man mehrere Tische
mit Stühlen erahnen
konnte.

»Sie haben Glück gehabt,
dass ich noch hier bin«,
fügte sie hinzu und zupfte
an ihren dünnen blonden
Haaren, die vom ständigen

Bleichen spröde und glanzlos geworden waren. »Fünf Minuten später und ich wär weg gewesen.«

Luke nickte dankbar. Er war froh, dass er auf Anhieb eine Unterkunft gefunden hatte. Fasziniert beobachtete er, wie die junge Frau ein loses Haar zutage förderte, es aufmerksam musterte und dann mit spitzen Fingern

zu Boden fallen ließ, um gleich darauf wieder an ihren Haaren zu zippeln.

Ihre Haut war mit Make-up zugekleistert, trotzdem konnte er erkennen, wie unrein sie war. Ihre geröteten Augen wirkten müde und klein, als würden die Lider von dem Zuviel an Mascara, Kajal und Lidschatten niedergedrückt.

Aus dem Kabuff drang
der Geruch nach dem
Rauch unzähliger
Zigaretten. Erst jetzt
entdeckte Luke den Hund
mit dem zerknitterten
Gesicht und der schwarzen
Schnauze, der auf einem
zerschlissenen alten Sessel
lag.

»Ein Mops«, erklärte die
junge Frau, die seinen Blick
bemerkt hatte. »Er bringt

mich immer zum Lachen.«

Dabei hätte Luke sie
angesichts ihrer
herabhängenden
Mundwinkel eher für den
Typ Frau gehalten, der zum
Lachen in den Keller geht.

»Bei uns ist
Vorauszahlung üblich.«

Sie zog einen
Quittungsblock hervor.

»Das wären dann
siebenundfünfzig Euro

inklusive Frühstück.«

Im Voraus zu bezahlen, war Luke ganz lieb. Dann konnte er verschwinden, wann immer er wollte, notfalls mitten in der Nacht. Er zog seine Geldbörse aus der Jackentasche und legte sechzig Euro auf die Theke.

Die junge Frau öffnete die Kasette, die neben dem Telefon stand, und wollte

das Wechselgeld
herausnehmen.

»Stimmt so«, sagte Luke.

Er war fix und fertig. Er hatte auch keine Lust, an diesem hell erleuchteten Ort länger als nötig eine Zielscheibe abzugeben. Jeder da draußen auf der Straße konnte ihn durch die gläserne Eingangstür erkennen. Er streifte sich den Riemen seiner

Reisetasche über die
Schulter und griff nach den
Schlüsseln.

»Quittung?«, rief die
junge Frau ihm halbherzig
nach, den Blick schon
wieder auf den Fernseher
gerichtet.

»Nicht nötig. Gute
Nacht.«

Wenig später stand Luke
in seinem Zimmer.

Bett, Schrank,

Schreibtisch, Stuhl, alles
aus dunklem Holz. Ein
schmuddeliger
Teppichboden von
unbestimmbarer Farbe. Die
Wände gelb gestrichen.
Über dem Bett ein billig
gerahmter Druck von
Chagall, an der Wand
gegenüber ein
Fernsehgerät, so klein und
so weit entfernt, dass man
Augen wie ein Luchs haben

musste, um etwas auf dem Bildschirm zu erkennen.

Luke stellte die Tasche ab, warf seine Jacke über den Stuhl und trat ans Fenster. Hinter der Gardine verborgen blickte er auf die stille Straße hinunter. Wenn ihm jemand gefolgt war, dann hatte er das gut gemacht, denn Luke hatte nichts bemerkt. Auch jetzt konnte

er niemanden entdecken,
der das Haus beobachtete.

Die am Straßenrand
geparkten Wagen waren
alle leer, in keinem
Hauseingang verbarg sich
eine verdächtige Gestalt.
Nur eine Katze huschte
geduckt an den Häusern
entlang und verschwand
unter einem schiefen Zaun.

Trotzdem war Luke
nicht beruhigt. Irgendwo

lauerte Kristof oder einer seiner Männer. Sie würden ihn kein zweites Mal entkommen lassen.

Auf dem Schreibtisch stand eine Flasche Mineralwasser, lauwarm, doch das machte Luke nichts aus. Er setzte sie an die Lippen und trank, dann fischte er das Handy aus der Hosentasche und schaltete es ein.

Die Mailbox war voll.

Alle Nachrichten waren von Jette.

Er hörte nur die letzte ab.

Luke, wo bist du? Ich sitze vor deinem Haus in meinem Wagen und warte auf die Polizei. Dein Freund ... oh, Luke, ich hab ihn gefunden ...

Luke ließ das Handy sinken. Jetzt erst hatte der

Albtraum richtig
angefangen. Indem er
versucht hatte, Jette aus
der Sache rauszuhalten,
hatte er sie nur weiter mit
reingezogen.

An ihre Verabredung
hatte er in seiner Panik
überhaupt nicht mehr
gedacht, sonst hätte er ihr
eine SMS geschickt, um ihr
abzusagen, und Jette wäre
nicht auf die

schwachsinnige Idee
verfallen, zu seiner
Wohnung zu fahren.

Er dachte eine Weile
nach, dann wählte er ihre
Nummer.

Auch sie hatte ihr Handy
ausgeschaltet.

»Was immer sie dir
erzählen werden«, sprach
er auf ihre Mailbox, »ich
habe nichts damit zu tun.
Das musst du mir

glauben.«

Er zögerte.

»Du warst das Beste in meinem ganzen Leben.«

Wieder hielt er inne.

»Aber wir dürfen uns nicht mehr sehen.«

Letzte Worte, dachte er bitter, als er das Handy wieder ausschaltete und aufs Bett fallen ließ. Und ich hab sie noch nicht mal klug gewählt. Er wünschte,

er könnte alles rückgängig machen, nicht nur seine letzten Worte.

Wieder bei Null anfangen.

Hätte er besser aufgepasst, wäre er diesem Widerling von Marco Theben nicht in die Arme gelaufen. Hätte er sich mit Jette woanders verabredet. Wäre er ...

Albert könnte noch

leben.

Und Jette wäre nicht in Gefahr.

Es hatte keinen Sinn, sich mit solchen Überlegungen zu quälen. Er musste sich auf Kristof konzentrieren. Solange der ein freier Mann war, hatten sie kaum eine Chance. Doch ausgerechnet gegen ihn hatte Luke so gut wie nichts in der Hand.

Leo hatte stets dafür gesorgt, dass seine beiden Jungen bei den Aufgaben, die sie für ihn erledigten, eine weiße Weste behielten. Jedem, nicht nur der Polizei gegenüber.

Nicht einmal Luke wusste definitiv, ob Kristof mit Jozefinas Tod zu tun gehabt hatte.

Er rieb sich die brennenden Augen und

wischte die Erinnerung fort, die sich in seinen Kopf schleichen wollte.

Mit Jozefinas Tod hatte alles angefangen.

Das Erschrecken. Das Grauen.

Und schließlich der Hass.

Luke hatte über manches hinweggesehen, selbst über seine Skrupel, die immer größer geworden waren. Doch dass sie ihm Jozefina

genommen hatten, das konnte er ihnen nicht verzeihen.

Er griff nach der Fernbedienung und machte den Fernseher an. Dann streckte er sich müde auf dem Bett aus und zappte durch die Programme. Er blieb bei einer Talkshow hängen, ohne zu begreifen, über was die Leute da eigentlich redeten.

Mit dem bitteren Gedanken daran, dass Kristof ihm nach Jozefina nun, auf eine andere Weise, auch Jette genommen hatte, schlief er schließlich angezogen ein.



Mit Mühe hatte ich den Kommissar davon überzeugen können, dass ich durchaus in der Lage

war, selbst nach Hause zu fahren. Es ging auf Mitternacht zu. Es war ein schöner, lauer Sommerabend. Windlichter flackerten auf den Tischen der Restaurants, an denen Menschen saßen und sich ihres Lebens erfreuten. So hätte dieser Abend auch für Luke und mich verlaufen sollen, so hatten wir es geplant.

Ich schaltete das Radio ein und sofort wieder aus, weil ich die Musik nicht ertragen konnte. Meine Gedanken flatterten hin und her, und ich musste mich zwingen, mich auf die Straße zu konzentrieren.

Der Kommissar war sehr rücksichtsvoll gewesen. Er hatte mir Zeit gelassen, seine Fragen zu beantworten, und mir

sogar angeboten, eine Psychologin hinzuzubitten.

»Das ist nicht nötig«, hatte ich ihm versichert.

»Ich komme schon damit klar.«

»Es ist nicht so einfach, den Anblick eines ermordeten Menschen zu verkraften«, hatte seine Kollegin sich eingemischt.

»Lassen Sie's gut sein, Tessa.« Der Kommissar

hatte die junge Frau leicht an der Schulter berührt.

»Jette weiß, wovon sie spricht.«

Wusste ich das wirklich? Mir war schlecht, der Kopf tat mir weh, und der Anblick des Toten hatte sich mir auf die Netzhaut gebrannt. Je mehr ich mich abzulenken versuchte, desto mehr musste ich an ihn denken.

Er war Lukes Freund
gewesen.

Am Manderscheider
Platz fiel mir ein, dass ich
mein Handy ausgeschaltet
hatte. Als ich sah, dass
Luke mir eine Nachricht
geschickt hatte, stolperte
mein Herzschlag vor
Aufregung.

Es überwältigte mich,
endlich seine Stimme zu
hören. Felsbrocken fielen

mir von der Seele.

Was immer sie dir erzählen werden, ich habe nichts damit zu tun. Das musst du mir glauben.

Nicht eine Sekunde lang hatte ich daran gedacht, dass Luke seinen Freund ermordet haben könnte. Dazu wäre er nicht imstande. Ich hätte alles dafür ...

Du warst das Beste in

meinem ganzen Leben.

Das Lächeln, das sich auf meine Lippen getraut hatte, erstarb. Wieso warst? Was zum Teufel meinte er damit? Wieso sprach er in der Vergangenheit?

Aber wir dürfen uns nicht mehr sehen.

Es dauerte, bis dieser Satz in meinem Gehirn angekommen war. Und selbst da begriff ich ihn

nicht. Weil Luke ihn unmöglich gesagt haben konnte.

Ich hörte mir die Nachricht ein zweites und ein drittes Mal an.

Die Worte blieben die gleichen.

Aber sie waren falsch.

Immer wieder spielte ich die Nachricht ab. Jetzt fielen mir die Pausen zwischen den Sätzen auf,

Lukes Zögern und wie
traurig seine Stimme klang.
Als hätte ihn irgendwas
oder irgendwer gezwungen,
mir solche Lügen
aufzutischen.

Es konnte nicht sein.
Luke würde mich nicht
verlassen. Erst recht nicht
so sang- und klanglos.

Ich hielt das Handy
umklammert, als könnte
ich die Wahrheit aus ihm

herauspressen. Ich wusste nicht, wie ich mit dem Chaos in mir zurande kommen sollte. Ich wusste nur eines: Luke hätte mich niemals freiwillig aufgegeben.

*

Bert betrat das Haus und war sich der nächtlichen Stille deutlich bewusst. Er war hundemüde und

gleichzeitig überreizt. Seine Augen tränten vor Erschöpfung, und er hatte Sehnsucht nach einem Menschen, der ihn erwartet, ihm ein Glas Wein eingeschenkt und ihn gefragt hätte, wie sein Tag gewesen war.

Doch Margot schlief schon. Sie hatte bereits vor langer Zeit damit aufgehört, nachts mit ihm

aufzustehen, wenn er zu einem Tatort gerufen wurde, oder gar bis zu seiner Rückkehr wach zu bleiben.

Was war mit ihnen passiert? Ihre Träume waren zerbrochen und ihre Hoffnungen zu Lügen verkommen. Irgendwann hatten sie einander in die Augen geschaut, ohne eine Regung darin zu entdecken,

und waren dennoch
zusammengeblieben, der
Kinder wegen.

Als Bert den Korken zog,
ging ihm das Geräusch
durch Mark und Bein. So
hörte sich Einsamkeit an.

Das erste Glas trank er
im Stehen in der Küche und
viel zu schnell. Mit dem
zweiten setzte er sich ins
Wohnzimmer. Das Licht
der Lampe ließ den roten

Wein erglühen. Bert
widerstand dem Bedürfnis,
den Fernseher anzumachen
und sich noch eine Weile
berieseln zu lassen. Er
musste nachdenken.

Knapp eine Million
Menschen lebten in Köln
und ausgerechnet Jette
Weingärtner musste den
Toten finden! Der Anblick
des Mädchens hatte
Erinnerungen in ihm

angestoßen, die er mühsam
zuzuschütten versucht
hatte.

Schmerzhaft klar sah er
das Gesicht ihrer Mutter
vor sich.

Imke Thalheim.

Ein Name, den er nie
wieder hatte aussprechen
wollen, der ihn aber
verfolgte, wohin er auch
ging. Er las ihn in
Zeitschriften, auf Büchern

und Plakaten, hörte ihn im Fernsehen und im Radio, er schien allgegenwärtig zu sein, denn gerade war ein neuer Roman der Schriftstellerin auf den Markt gekommen. Bert hatte sich geschworen, ihn nicht zu lesen, aber er ahnte bereits, dass er die Verweigerung nicht durchhalten würde. Erst kürzlich hatte er ihn in

einer Buchhandlung schon in der Hand gehalten.

Rasch nahm er einen Schluck Wein, um den Kloß im Hals loszuwerden. Er war mit einer Frau verheiratet, die er nicht mehr liebte, hatte sein Herz an eine Frau verloren, die einen andern liebte, und fand diesen andern auch noch ausgesprochen sympathisch. Tilo

Baumgart war ein
ausgezeichneter
Psychologe, ein
hochanständiger Mensch
und hätte unter anderen
Umständen vielleicht sogar
ein Freund werden können.

Bert gab sich einen Ruck,
stellte das Glas auf dem
Couchtisch ab und zog sich
Notizbuch und
Kugelschreiber heran. Er
hatte es mit einem neuen

Fall zu tun und der Tote hatte das Recht auf eine sorgfältige Ermittlung. Bert würde nicht wieder den Fehler machen, Privates und Berufliches zu vermischen.

Er hatte sich vor ein paar Wochen nach Köln versetzen lassen, um wenigstens beruflich so etwas wie einen Neuanfang zu wagen. Es war ein

Sprung ins kalte Wasser gewesen und hatte den Verlust von Vertrautheit bedeutet, die schmerzhaft Trennung von seinen Arbeitskollegen und eine Menge zusätzlichen Stress durch das tägliche Pendeln.

Das Gefühl von Befreiung jedoch, das er sich erhofft hatte, war ausgeblieben. Die neue Lebensweise unterstrich

eigentlich bloß seine innere
Zerrissenheit.

Seine Ehe hatte unter
dem Wechsel noch mehr
gelitten. Statt der früheren
Kälte und Schweigsamkeit
gab es nun ständige
Auseinandersetzungen mit
Margot. Sie konnte seine
Entscheidung nicht
verstehen und warf ihm
vor, dadurch noch weniger
Zeit für die Kinder zu

haben.

Dass es dringend nötig war, die Distanz zu Imke Thalheim zu vergrößern, hatte er ihr verschwiegen. Nicht um Margot zu schonen oder zu retten, was von ihrer Ehe noch übrig war, sondern um seine Kinder nicht zu verlieren.

Er wagte nicht, sich auszumalen, zu was eine

zurückgewiesene Margot
fähig war.

Bert klappte das
Notizbuch auf und strich
die Seiten glatt.

Freitag, 30. Juli, schrieb
er. Jette Weingärtner.

Er hatte sich erst daran
gewöhnen müssen, dass
Jette einen anderen
Nachnamen trug als ihre
Mutter. Imke Thalheim
hatte nach der Scheidung

ihren Mädchennamen,
unter dem sie immer schon
geschrieben hatte, auch
offiziell wieder
angenommen. Diese
Konsequenz hatte Bert vom
ersten Moment an
imponiert.

Den Kugelschreiber
zwischen den Fingern
drehend, rekapitulierte er
das Gespräch mit dem
Mädchen.

Jettes Angaben waren glaubwürdig. Sie war mit ihrem Freund Lukas Tadikken verabredet gewesen und hatte, nachdem der junge Mann nicht erschienen war, seine Wohnung aufgesucht. Sie hatte die Tür nur angelehnt gefunden und den Flur betreten. Im Badezimmer war sie auf den Toten gestoßen.

Sonderbar war nur, dass sie die Wohnung ihres Freundes noch nie von innen gesehen hatte und dass sie Albert Kluth nicht kannte. Merkwürdig war auch, dass Lukas Tadikken die Verabredung nicht abgesagt hatte. Und natürlich, dass er seither nicht mehr aufgetaucht und weiterhin unerreichbar war.

Bert hatte Jette als ruhig und vernünftig kennengelernt. Sie war nicht der Typ, der die Nerven verlor. Diesmal hatte sie anders auf ihn gewirkt. Sie war nervös und ängstlich gewesen und hatte ihre schlanken Hände während des Gesprächs fest ineinander verschränkt, um ihr Zittern zu verbergen.

Schließlich hatte er sie darauf angesprochen.

»Ich mache mir Sorgen«, hatte sie ihm mit dünner Stimme erklärt. »Luke ist absolut zuverlässig. Er hätte mich niemals einfach versetzt.«

Dazu hatte Bert seine eigene Meinung. Es gehörte zur Liebe, dass man den Auserwählten idealisierte und auf einen Sockel hob.

Und dass man alles Erdenkliche anstellte, um ihn nicht stürzen zu sehen.

Lukas Tadikken hatte sich aus dem Staub gemacht. Davon zeugten die geplatzte Verabredung, das penibel aufgeräumte Zimmer, die blitzsaubere Küche und insbesondere die Tatsache, dass er sich noch immer nicht bei der Polizei gemeldet hatte.

»Warum sollte er Albert ermorden?« Jette hatte ihren Oberkörper mit beiden Armen umschlungen, als wollte sie sich selbst stützen. »Sie waren doch Freunde.«

Tessa hatte Bert einen Blick zugeworfen, in dem er seine eigenen Gedanken gelesen hatte: Mütter und Väter brachten ihre Kinder um, Söhne und Töchter

ihre Eltern, Freunde
wurden von Freunden
ermordet, Liebende von
Geliebten, Frauen
entledigten sich ihrer
Männer ...

Im Grunde wusste
niemand besser als Jette
selbst, zu was Menschen
fähig waren, denn sie hatte
es am eigenen Leib
erfahren und wäre fast
daran gestorben. Es war

ein gutes Zeichen, dass sie wieder an Unschuld glauben konnte. Es zeigte, dass ihre Wunden angefangen hatten zu heilen.

Bert notierte seine weiteren Überlegungen.

Albert Kluth hatte offenbar in der Wanne gelegen, als er von seinem Mörder überrascht worden war. Es gab keinerlei

Spuren eines gewaltsamen Eindringens, also besaß der Täter vermutlich einen Schlüssel oder Albert selbst hatte ihm die Tür geöffnet.

Eine Reihe von Menschen konnte einen Schlüssel besitzen, Freundinnen, Freunde, Nachbarn, Familienangehörige. Vielleicht wusste jemand aus dem Haus darüber

Bescheid.

Hatte Albert Kluth seinen Mörder selbst hereingelassen (ob vor oder während des Bads, würde die genaue Untersuchung der Fußabdrücke zeigen), musste es jemand gewesen sein, den er sehr gut kannte. Man badete nicht in der Gegenwart Fremder.

In den nächsten Tagen würden sie sich im Umfeld

des Toten umhören. Aber der Mitbewohner Lukas Tadikken war und blieb verdächtig. Bert schrieb seinen Namen auf und unterstrich ihn zweimal.

Selbstverständlich konnte auch eine Frau die Tat begangen haben. Es war nicht viel Körperkraft erforderlich, um einen in der gefüllten Wanne Liegenden zu überwältigen.

Jette Weingärtner,
schrieb Bert widerstrebend.

So schwer es ihm fiel
und so absurd es ihm
vorkam, er musste ihre
Version der Geschehnisse
überprüfen, bevor er sie als
reine Zeugin betrachten
durfte.

Mädchen, Mädchen,
dachte er, in was hast du
dich da nur wieder
reingeritten?

Er machte sich Notizen,
bis die Worte vor seinen
Augen verschwammen. Als
er sich übers Gesicht rieb,
fühlte er die Bartstoppeln.
Er kam sich übernachtigt
und schmutzig vor.
Während er ins
Badezimmer ging, streifte
er ächzend die Schuhe von
den Füßen und kickte sie
achtlos zur Seite.

Im Spiegel über dem

Waschbecken sah er einen Mann, der dringend ein paar Stunden Schlaf brauchte. Er putzte sich die Zähne, tappte im Dunkeln ins Schlafzimmer und ließ die Klamotten auf dem Weg zum Bett einfach vom Körper gleiten.

Margot atmete leise und regelmäßig, dennoch störte ihn das Geräusch und er wünschte sich

woandershin. Ihm fiel ein, dass er nicht nach den Kindern gesehen hatte, wieder ein Punkt auf der langen Liste seiner Versäumnisse. Sein halbes Leben schien aus verpassten Gelegenheiten zu bestehen, und wenn es nach Margot ginge, müsste er die nächste Hälfte seines Lebens damit verbringen, Buße zu tun.

Das Bettzeug war angenehm kühl auf der nackten Haut und Bert schloss seufzend die Augen. Während er in den Schlaf sank, bildete sich in seinem Kopf eine Frage: Warum war das Zimmer Lukas Tadikkens so penibel aufgeräumt? Doch er hatte nicht die Kraft, noch einmal aufzustehen, um sie aufzuschreiben oder gar

nach einer Antwort zu
suchen.

9

Merle hatte den Frühstückstisch gedeckt und Mike hatte Brötchen geholt. Ilka lag noch im Bett. Sie hatte die ganze Nacht an einer neuen Collage gearbeitet, auf der Großstadt und Dschungel miteinander verschmolzen und Businessfrauen mit

Katzenköpfen nackte
Männer an der Leine
führten.

Überall roch es nach
Farbe.

»Habt ihr Probleme?«,
fragte Merle und musterte
Mike mit schmalen Augen.

»Nö. Wieso?«

»Kann man Ilkas
neuestes Lieblingsthema so
interpretieren, dass sie im
Grunde dich an der Leine

führt?«

»Und dann noch nackt ...« Mike verkniff sich ein Grinsen. »Merle, Merle. In dir schlummert ein zweiter Sigmund Freud.«

»Entschuldige mal, ich frag ja nu ...«

In diesem Moment kam Jette in die Küche. Sie sah müde aus und war ziemlich blass. Sie betrachtete den Tisch und lächelte

dankbar.

»Lieb von euch.«

»Ist doch keine große Sache.«

Mike war tatsächlich ein bisschen rot geworden. Um seine Verlegenheit zu überspielen, stand er auf, schnappte sich die Tassen und trug sie zur Espressomaschine.

Sekunden später erfüllte aromatischer Kaffeeduft

den Raum.

»Wie fühlst du dich?«

Merle setzte sich der Freundin gegenüber an den Tisch. »Konntest du ein bisschen schlafen?«

Jette schüttelte den Kopf. Sie nahm die Tasse, die Mike ihr reichte, und nippte vorsichtig am Kaffee.

»Immer noch nichts von Luke gehört?«, fragte

Mike.

Jette antwortete nicht. Sie riss die Augen auf, damit die Tränen, die darin schimmerten, nicht überliefen.

»Lass sie doch erst mal essen.« Merle legte ihrer Freundin ein Brötchen auf den Teller. »Das wird sich alles aufklären, ihr werdet sehen.«

Jette rührte das Brötchen

nicht an.

»Luke hat das nicht getan. Er ist kein Mörder.«

»Das behauptet doch auch keiner«, sagte Mike besänftigend.

»Der Kommissar schon. Ich hab es an der Art gespürt, wie er mich angeguckt hat, so mitleidig und schonungsvoll.«

»Luke ist nun mal verdächtig.« Merle

beschmierte eine
Brötchenhälfte mit
Frischkäse. Sie fand es
furchtbar, dass sie in dieser
Situation Hunger hatte,
aber so war es nun mal.
»Ihr wisst doch, wie das
bei den Bullen läuft: Luke
teilte mit dem Opfer die
Wohnung, er hatte die
Gelegenheit und ist, das
vor allem, abgehauen.«

»Und wenn er gar nicht

freiwillig gegangen ist?«
Jette sah sie so flehend an,
dass Merle Blick senkte.
»Kann es nicht sein, dass er
entführt worden ist?«

»Wie erklärst du dir
dann seine Nachricht auf
deiner Mailbox?«, fragte
Mike.

»Man hat ihn dazu
gezwungen.«

»Und sein Entführer ist
der Mörder von diesem

Albert?« Merle wiegte zweifelnd den Kopf. »Warum sollte er ihn denn umgebracht haben?«

»Um einen Zeugen zu beseitigen.« Jettes Wangen hatten ein wenig Farbe bekommen. »Klingt doch plausibel oder nicht?«

»Hat Luke denn reiche Eltern?« Mike holte sich einen zweiten Kaffee. »Ich meine, bei Entführungen

geht es doch in der Regel um Lösegeld.«

»Oder um Politik«, wandte Merle ein.

»Luke hat nie von seiner Familie erzählt«, sagte Jette zögernd. »Und ob er sich politisch engagiert ...«

»... weißt du nicht«, beendete Merle ihren Satz. »Kann mir mal einer erklären, warum dieser Kerl so ein Geheimnis aus

allem macht? «

Endlich schnitt Jette ihr Brötchen auf. Merle beobachtete erleichtert, wie sie es mit Quark und Pflaumenmus bestrich und davon abbiss.

»Eigentlich weiß ich nichts über ihn.« Jette schob ihren Teller weg. »Warum habe ich ihn nicht gezwungen, über sich selbst zu reden? «

»Wie hättest du das denn anstellen sollen?« Merle schaute Mike nach, dessen Handy geklingelt hatte. Leise telefonierend verließ er die Küche. »Ihn an einen Stuhl fesseln und ihm die Pistole auf die Brust setzen?«

»Ich hätte ihn einfach mit Fragen löchern sollen.«

»Hast du doch! Und er ist dir immerzu

abgewichen. Darüber hast du dich oft genug beklagt.«

»Ich weiß.«

Jette ließ den Kopf hängen.

»Ich wollte sogar schon Schluss machen, weil ich dachte, ich halte das nicht aus, immer wieder zurückgewiesen zu werden.«

Ihre Stimme wurde brüchig und kippte.

Merle stand auf, ging um den Tisch herum, beugte sich zu ihrer Freundin hinunter und nahm sie in die Arme.

Eine Weile verharrten sie so, dann putzte Jette sich die Nase und Merle kehrte an ihren Platz zurück. Ihr Kaffee war kalt geworden, doch sie hatte keine Lust auf einen neuen.

»Danke, dass du mir

nicht vorschlägst, Luke zu vergessen.«

Dabei hätte Merle nichts lieber getan. Sei froh, dass du ihn los bist, hätte sie am liebsten gesagt und Jette kräftig geschüttelt. Solche Windhunde findest du an jeder Straßenecke. Oder willst du ihm auch noch verzeihen, dass er dich ohne Vorwarnung verlassen hat? So blöd

kannst du doch gar nicht
...

»Luke hat mich nicht verlassen«, sagte Jette, als hätte Merle ihre Gedanken laut ausgesprochen. »Er würde mich niemals aufgeben.«

»Hör mal ...«

»Er muss einen guten Grund dafür gehabt haben, dass er ... gegangen ist.«

Und ob er den hatte,

dachte Merle. Man schlitz
seinem Freund nicht die
Kehle auf und wartet dann
neben der Leiche geduldig
auf die Bullen.

Allmählich machte es sie
wütend, dass dieser
Mistkerl nicht einfach still
und leise das Weite gesucht
hatte. Nein, er musste sich
mit großem Tamtam und
Trara aus dem Staub
machen und auch noch

schwülstige
Abschiedsworte auf Jettes
Mailbox hinterlassen.

»Jette ...«

»Du bist meine beste
Freundin, Merle.«

Merle nickte. Der Hals
war ihr eng geworden. Sie
wusste, was nun kam, und
sie brauchte keine Sekunde
darüber nachzudenken.
Wenn Jette sie um Hilfe
bat, würde sie ihr helfen,

egal wann, egal wieso, egal wobei. Das war schon immer so gewesen und das würde auch jetzt nicht anders sein.

»Du willst ihn suchen«, sagte sie.

Jette sah ihr in die Augen.

»Hilfst du mir dabei?«

Es war nicht richtig. Wahrscheinlich würde es Jette noch unglücklicher

machen und sie beide in Gefahr bringen, und Merle hatte keine Ahnung, wo sie überhaupt mit der Suche anfangen sollten. Aber sie würde ihre Freundin nicht im Stich lassen.

»Glaubst du dummes Huhn denn tatsächlich, ich lasse dich das allein durchstehen?«

Jette grinste und fiel hungrig über ihr Brötchen

her. Auf einmal strahlte alles an ihr Kraft und Zuversicht aus.

Als Mike wieder in die Küche zurückkehrte, taten sie so, als hätten sie nicht eben erst einen Pakt geschlossen. Mike erzählte von dem Anruf, und je länger sie ihm zuhörten, ohne ihn zu unterbrechen, desto unmöglicher wurde es, ihn einzuweihen.

Es passierte einfach so.

Zum ersten Mal hatten sie ein Geheimnis vor ihren Freunden, und nicht nur das bereitete Merle Bauchschmerzen.



Luke hatte sich in den vergangenen Jahren antrainiert, seinen Schlaf zu manipulieren. Er konnte zu jedem beliebigen

Zeitpunkt aufwachen, ohne einen Wecker zu benutzen, und es gelang ihm sogar, die Tiefe seines Schlafs zu beeinflussen. Er konnte sich vornehmen, nur an der Oberfläche zu schlummern, dann reagierte er auf jedes noch so feine Geräusch und jede Bewegung in seiner Nähe. Trotzdem war er am folgenden Morgen ausgeruht.

Nichts hatte ihn in der Nacht gestört, dennoch fühlte Luke sich an diesem Morgen wie zerschlagen. Er war nicht zur Ruhe gekommen, und er war mit dem Gedanken aufgewacht, dass er sich keinen Fehler erlauben durfte.

Kristof hatte ihn im Visier.

Er lag auf der Lauer und

hatte so viel Unterstützung, wie er brauchte.

Als Luke zum ersten Mal untergetaucht war, hatte er das Überraschungsmoment auf seiner Seite gehabt. Heute war es anders. Er konnte nur auf sein Glück vertrauen.

Er beschloss, das Hotelfrühstück in Anspruch zu nehmen. Wäre es Kristofs Plan gewesen,

ihn sofort zu erledigen, hätte er das längst getan. Dazu hätte sich die Nacht bestens geeignet. Es lag nicht in Kristofs Interesse, Aufsehen zu erregen. Also war es relativ ungefährlich, im Frühstücksraum hinter der schwarzen Glasscheibe zu frühstücken.

Nach einem prüfenden Blick entschied Luke sich für den Tisch, der am

weitesten von den Fenstern
entfernt war und den man
von der Tür aus nicht
sofort sehen konnte. Dann
musterte er die Personen.

Drei befreundete
Touristenpaare im
Rentenalter unterhielten
sich an zwei
zusammengestellten
Tischen angeregt im
breitesten Schwäbisch,
während sie riesige

Portionen Rührei mit Schinken verdrückten. Ein übergewichtiges Ehepaar in Wanderkluft diskutierte die heutige Tour und schmierte Brote für das Lunchpaket. Eine elegant gekleidete Frau, die eine vage Ähnlichkeit mit Imke Thalheim hatte, löffelte ihr Müsli und las dabei Zeitung.

Mitten im Raum und

allen im Weg lag träge
ausgestreckt der Mops vom
Abend zuvor. Wenn man
das Frühstücksbüfett
erreichen wollte, musste
man über ihn
hinwegsteigen. Er reagierte
überhaupt nicht, sondern
schnarchte einfach weiter.
Sein Frauchen absolvierte
ohne erkennbare
Begeisterung den
Frühstücksdienst. Aus der

kleinen Küche drang das
Programm von WDR 4.

Ein stechender Schmerz
zuckte durch Lukes Kopf.

Er war so allein wie
lange nicht mehr.

Jeder seiner Muskeln,
jede Sehne, jeder Nerv war
zum Zerreißen gespannt.
Nichts entging seiner
Aufmerksamkeit, nicht der
Getränkeliieferwagen, der
auf der gegenüberliegenden

Straßenseite hielt, nicht der Bankertyp mit Aktenkoffer, der lachend einen anderen Bankertypen mit Aktenkoffer begrüßte, und nicht die junge Frau, die gleichzeitig rauchte, telefonierte und einen Kinderwagen schob.

Wo zum Teufel steckst du, Kristof?

Das Hotel befand sich im Randgebiet von Aachen.

Luke kannte sich in dieser Stadt nicht aus. Er war ein einziges Mal hier gewesen, vor vier Wochen, als er einen Dauerparkplatz gemietet und einen Wagen dort abgestellt hatte. Im Kofferraum waren Klamotten, Geld, ein Laptop und mehrere Handys zum Wechseln verstaut.

Luke hatte sich

geschworen, nichts dem Zufall zu überlassen. Er hatte Stadt und Parkplatz alle drei Monate gewechselt. Leo hatte ihm beigebracht, wie man Spuren verwischt. Das kam ihm jetzt zugute.

Ohne Eile beendete er sein Frühstück und orientierte sich. Das Hotel besaß einen Hinterausgang, der jedoch auf einen Hof

hinausführte, den eine hohe Mauer umgab. In der hintersten Ecke war allerlei Gerümpel gestapelt – Kisten, Stühle, Lattenroste und ausrangierte Elektrogeräte.

Luke schlenderte hinüber, wobei er sich mehrmals wachsam umschaute, und machte dann einen Satz auf die Kühltruhe, die ihm als

Stufe zu einem überaus
hässlichen, verwohnten
und unter seinem Gewicht
bedenklich schwankenden
alten Vertiko diente. Von
dort aus konnte er das
hinter der Mauer liegende
Grundstück überschauen,
an das sich weites,
unbebautes Land anschloss.

Das verwilderte
Grundstück war mit
hüfthohem Unkraut

bewachsen und gehörte zu
einem offenbar
unbewohnten
Mehrfamilienhaus, das
gerade renoviert zu werden
schien. Bauschutt lag auf
der kaputten Terrasse, eine
Betonmischmaschine stand
verloren im Gras, die
Fensterscheiben waren gelb
von Staub.

Heute war Samstag. An
Wochenenden arbeiteten

Handwerker nicht, außer
sie taten es schwarz.
Glaubte Luke zumindest.
Er horchte. Aus dem Haus
drangen keine
Arbeitsgeräusche. Es war
einen Versuch wert.

In den Häusern rechts
und links vom Hotel waren
hauptsächlich Büros
untergebracht, das hatte
Luke am Abend schon
ausgekundschaftet.

Auch dort passierte an Wochenenden wenig.

Luke kniff die Augen zusammen und suchte das Gelände ab, so weit sein Blick reichte.

Er entdeckte keine Menschenseele.

Geschmeidig glitt er wieder auf den Boden und kehrte zum Hotel zurück, lässig, als hätte er sich bloß kurz die Beine vertreten.

Dabei betrachtete er aufmerksam die Fenster. Keine der Gardinen bewegte sich, niemand schien ihn zu beobachten.

Und selbst wenn – in ein paar Minuten wäre er auf und davon.

Luke holte die fertig gepackte Reisetasche aus seinem Zimmer und lief rasch und geräuschlos die Treppe hinunter. Er wollte

das Haus gerade wieder durch den Hinterausgang verlassen, als er eine Hotelangestellte auf dem Hof bemerkte, die mehrere zugebundene Müllbeutel in einen Container stopfte. Luke zog sich unter die Treppe zurück und wartete, bis die junge Frau wieder hinter einer der Türen verschwunden war.

Blitzschnell überquerte er

Sekunden später den Hof. Er kletterte auf das kipplige Vertiko, warf die Tasche über die Mauer, sprang hinterher und duckte sich ins Gras. Es war von der langen Hitze vergilbt und wimmelte nur so von summenden, wispernden Insekten. Luke rieb sich die Nase, blickte sich aufmerksam um und wartete.

Als sich nichts rührte, klemmte er sich die Tasche unter den Arm und lief geduckt über das Grundstück. Es war am Ende durch einen Bauzaun von der Straße getrennt, der zum Glück so nachlässig montiert war, dass Luke problemlos eine Stelle fand, durch die er hinausschlüpfen konnte.

Schwer atmend blieb er

stehen und blickte sich um. Er befand sich am Ende einer unbefestigten kleinen Straße, hinter der das platte Land begann. Ein durchdringender Geruch nach Katzenpisse lag in der Luft. Die Erde am Wegrand war staubig und grau.

Luke klopfte sich Unkrautsamen und knisternde Blätter von der

Hose. Seine Haut juckte
wie verrückt.
Wahrscheinlich war er
gegen irgendwas allergisch.
Hier tanzten die Pollen ja
nur so durch die Gegend.

Ein paar Krähen staksten
über die trockene Erde,
kleine schwarze
Totengräber.
Schmetterlinge taumelten
durch die Luft. Ein leichter
Wind trug die Geräusche

der Stadt herbei.

Kein menschliches Wesen
weit und breit.

Luke hängte sich die
Tasche um und ging mit
großen Schritten davon. In
seiner Hosentasche steckte
ein Stadtplan. Von wo aus
Kristof ihn auch immer
beobachten mochte, Luke
würde eine Spur kreuz und
quer durch die Stadt
ziehen, bevor er sich

seinem wirklichen Ziel näherte, dem Parkhaus, in dem der neue Wagen wartete.



Imke Thalheim warf einen Blick auf ihre Armbanduhr. Seltsam. Luke verspätete sich doch sonst nicht. Sie hatten sich für heute verabredet, um neues Material für Imkes

Homepage
zusammenstellen.

Luke war längst mehr als
eine Bürohilfe. Er verfügte
über eine rasche
Auffassungsgabe und eine
respektable
Allgemeinbildung, war
intelligent und einfühlsam,
hatte einen Blick für die
Dringlichkeit von
Aufgaben und war auch
bereit, am Wochenende zu

arbeiten, wenn es
erforderlich war.

Er war ein Juwel.

Der einzige Makel, den
sie bisher an ihm feststellen
konnte, war die Tatsache,
dass er ihre Tochter nicht
glücklich machte.

»Woher willst du das
wissen?«, hatte Tilo sie
neulich gefragt.

»Eine Mutter weiß so
was«, hatte sie sich sagen

hören wie in einer alten deutschen Heimatschnulze. Sie hätte sich selbst ohrfeigen mögen. Stattdessen hatte sie mit Angriff reagiert. »Und dir sollte es auch auffallen. Du bist doch hier der Psychologe.«

Tilo hatte sie an sich gezogen und sanft geküsst, und sie hatte sich entwaffnet gefühlt und war

den Tränen nahe gewesen. Sah er denn wirklich nicht die durchscheinende Haut unter Jettes Augen? War ihm entgangen, wie dünn sie geworden war?

»Es ist nicht einfach für Jette, ihren Gefühlen wieder zu vertrauen«, hatte Tilo dicht an ihrem Ohr gesagt. »Geschweige denn einem Mann. Sie muss das Schritt für Schritt lernen.«

Der schreckliche
Sommer.

Damals.

Über den Jette nicht
sprach. Jedenfalls nicht mit
ihrer Mutter.

Abermals schaute Imke
auf die Uhr. Sie ging zur
Haustür, öffnete sie und
blickte hinaus. Hell
strahlte der Kies auf der
langen, gewundenen
Auffahrt in der

Morgensonne. Von Lukes
altem Volvo keine Spur.
Man hörte den
asthmatischen Motor
immer schon lange, bevor
der Wagen um die Kurve
bog.

Imke ließ den Blick
schweifen. Es erfüllte sie
mit tiefer Dankbarkeit,
dass sie die alte
Wassermühle gefunden
hatte. Die Restaurierung

des zweihundert Jahre
alten Gebäudes hatte ein
Vermögen verschlungen,
doch es hatte sich gelohnt.
Was für ein Privileg,
mitten im
Landschaftsschutzgebiet
wohnen zu dürfen,
umgeben von Wiesen, auf
denen Schafe grasten und
durch die sich ein kleiner
Bach schlängelte.

Schönheit, wohin man

blickte.

Und Einsamkeit.

Imke liebte es, allein zu sein, das Haus, die Landschaft und ihre Zeit mit niemandem teilen zu müssen. Sie liebte es, weil sie sich darauf freuen konnte, dass am Ende des Tages Tilo zu ihr heimkehren würde. Das Alleinsein war die eine Quelle ihrer Kraft, das

Leben mit Tilo die andere.

Langsam zog sie sich in die Kühle der Eingangshalle zurück. Wasser des angezapften Bachlaufs plätscherte in einer schmalen Rinne durch den Raum, eine geniale Idee des Architekten, für die sie ihm heute noch die Füße küssen könnte. Sie machte sich einen Kaffee und stieg

damit die Treppe hinauf.

Nicht zum ersten Mal kam ihr der Gedanke, dass die Mühle im Lauf der Jahrhunderte schon so manches erlebt hatte. Freude und Glück, Tod und Schmerz. Dem Sonnenlicht, das durch die Fenster fiel und friedliche Muster auf Fußböden und Wände malte, war das nicht anzusehen, aber Imke

würde in ihrem ganzen Leben nicht vergessen können, dass inmitten dieser Mauern ein Mord geschehen war.

Regina Bergerhausen, ihre Putzfrau, einer der zuverlässigsten Menschen, die sie je kennen gelernt hatte, war hier von einem Stalker, der Imke nachgestellt hatte, getötet worden. Das war jetzt

einige Monate her, und Imke hatte es immer noch nicht fertiggebracht, sich eine neue Putzhilfe zu suchen.

Es wäre ihr vorgekommen wie Verrat.

Imke zog die Schultern zusammen und betrat ihr Arbeitszimmer. Sie setzte sich an den Schreibtisch und blickte aus dem Fenster. Das dunstige Blau

des Himmels versprach
einen weiteren heißen
Sommertag, an dem selbst
die Schafe in den Schatten
flüchten würden, zu müde,
um das sommerdürre Gras
zu fressen. Wenn es so
weiterging, würde der
Bauer zufüttern müssen.

Obwohl sie wusste, dass
sie keinen einzigen Satz
zustande bringen würde,
solange sie auf Luke

wartete, fuhr Imke den Computer hoch. Während sie ihren Kaffee trank, klickte sie sich durch die neuesten Schlagzeilen, schaute dann nach, ob E-Mails angekommen waren und registrierte erleichtert, dass keine dabei war, die sie sofort beantworten musste.

Sie rief den neuen Roman auf, an dem sie

gerade schrieb, und las die letzten Seiten noch einmal durch, um sich in Stimmung zu bringen, doch sie merkte, dass es ihr nicht gelang. Schließlich gab sie auf und beschloss, Jette anzurufen.

Wenn einer wusste, wo Luke stecken könnte, dann sie.

Mehrere Tage schon hatte sie nichts von ihrer

Tochter gehört, und dass
ihr das nicht
schwergefallen war,
machte sie stolz.
Allmählich schaffte sie es,
sich aus Jettes Leben
herauszuhalten.

»Hi, Mama.«

Jettes Stimme klang
anders als sonst, irgendwie
vorsichtig. Als wollte sie
etwas verbergen, dachte
Imke, und ihre innere

Alarmglocke schlug
augenblicklich an. Sie
unterdrückte ihre bösen
Ahnungen und bemühte
sich um einen lockeren
Tonfall.

»Hoffentlich habe ich
dich nicht geweckt.«

»Nein. Wir sitzen noch
beim Frühstück.«

Im Hintergrund hörte
Imke Stimmen. Das
beruhigte sie sofort.

»Ist Luke zufällig bei euch? Ich warte auf ihn. Er wollte heute eigentlich zwei, drei Stunden für mich arbeiten.«

Das Zögern ihrer Tochter dauerte entschieden zu lange.

»Mama ...«

»Was ist los?«

Imke hätte sich am liebsten in eine Ecke verkrochen und sich die

Ohren zugehalten, wie es Jette früher getan hatte, wenn sie etwas absolut nicht an sich heranlassen wollte.

»Luke ist ... weg.«

»Weg? Was soll das heißen, Luke ist weg?«

»Mama, reg dich bitte nicht auf.«

»Was meinst du mit aufregen? Wieso sollte ich mich denn ... Jette, kannst

du vielleicht endlich
aufhören, so
herumzudrucksen? «

»Lukes Mitbewohner ist
... ermordet worden und
Luke ist verschwunden.«

Imke sog scharf die Luft
ein. Dann atmete sie
langsam wieder aus.

»Seit wann? «

»Seit gestern Abend. Er
wollte mich um acht von
der Arbeit abholen, und als

er nicht kam, bin ich zu seiner Wohnung gefahren.«

»Du bist zu ... Etwa allein?«

Imke merkte selbst, wie unsinnig ihre Frage war. Wenn jemand nicht zu einer Verabredung erschien, gab es dafür in der Regel tausend harmlosere Erklärungen als die, dass sein Mitbewohner umgebracht worden war.

»Die Tür stand offen und dann ...«

Oh Gott, dachte Imke.
Bitte nicht.

»... dann bin ich rein und hab ihn gefunden. Albert. Er lag in der Wanne und ...«

Du musst es mir nicht erzählen, dachte Imke.
Quäl dich nicht.

Aber sie wollte es hören, unbedingt. Sie musste es

wissen, um abzuschätzen, in welcher Gefahr ihr Kind sich befunden hatte und vielleicht noch befand.

»... und überall war Blut. Und ich bin raus und hab die Polizei angerufen, und ein Beamter hat mit mir geredet und mich beruhigt, und dann ist der Kommissar gekommen.«

Der Kommissar.

Imkes Herz tat einen

kleinen Hüpfen. Sie verabscheute sich sofort dafür.

Sie hatte sehr bedauert, dass Bert Melzig sich nach Köln hatte versetzen lassen, und sie ahnte, dass sie selbst einer der Gründe dafür gewesen war. Als er es ihr erzählt hatte, waren sie mit keinem Wort darauf zu sprechen gekommen, aber beide

hatten daran gedacht.

Wie sie ihn vermisste.

Köln ist eine
Millionenstadt, dachte sie.
Es wäre ein geradezu
unheimlicher Zufall, wenn
ausgerechnet Bert Melzig
...

»Welcher Kommissar?«,
hörte sie sich dennoch
fragen.

»Bert Melzig«, sagte
Jette leise. »Ich war so

erleichtert, als er auf mich zukam, ich ...«

Egal wie erwachsen ihre Tochter inzwischen auch sein mochte, ihre Stimme klang so armselig und so tapfer, dass Imke das Bedürfnis hatte, sie sofort in die Arme zu nehmen und mit sanften Lauten zu trösten.

Wie früher.

»Möchtest du reden?«,

fragte sie. »Soll ich nach Birkenweiler ...«

»Nein.«

Imke sah förmlich, wie Jette sich einen Ruck gab.

»Nicht nötig, Mama.«

»Und was ist mit Luke?«, fragte Imke.

»Weißt du, wo er ...«

»Er hat ... mit mir Schluss gemacht.«

»Wie bitte?«

»Er hat mich verlassen.«

»Luke? Dich verlassen?«

Die Schriftstellerin in Imke registrierte, wie dramatisch sie die Frage aufgebaut hatte. Die Mutter spürte, dass sie der Tochter alles andere als eine Unterstützung war.

»Das kommt schon wieder in Ordnung«, sagte sie, ohne wirklich daran zu glauben und ohne einzugrenzen, worauf sie

damit anspielte, auf Lukes Verschwinden, die Ermordung seines Freundes oder beides zusammen.

»Er hat mir eine Nachricht auf meiner Mailbox hinterlassen.«

»Und?«

»Er sagt, dass er nichts mit Alberts Tod zu tun hat. Und dass wir uns nicht mehr sehen dürfen.«

Imke blieb an einem

Wort hängen.

»Dass ihr euch nicht mehr sehen dürft? Was kann das bedeuten?«

»Er steckt in Schwierigkeiten.«

»In welchen Schwierigkeiten denn?«

»Ich weiß es nicht.«

Plötzlich war eine kalte Entschlossenheit in Jettes Stimme.

»Aber ich werde es

herausfinden.«

Sie machte keinen Hehl aus ihrer Absicht, sich erneut in einen Mordfall einzumischen, und das zeigte Imke mit brutaler Deutlichkeit, dass aus Mutter und Tochter zwei gänzlich voneinander unabhängige Wesen geworden waren.

Etwas in ihr zersprang, und sie wusste, es würde

niemals mehr ganz werden.

10

Selten war Luke für seine bemerkenswerte Kondition so dankbar gewesen wie heute. Jiu-Jitsu erforderte regelmäßiges, konsequentes und hartes Training, das er vom ersten Tag an durchgehalten hatte. Es hatte seine Muskeln und seinen Willen gestählt und

ließ ihn Strapazen
überstehen, vor denen die
meisten Menschen
kapitulierten.

Er lief durch die
Aachener Straßen wie eine
Figur in einem
Computerspiel. Rauf und
runter, hin und her, kreuz
und quer. Gelegentlich zog
er den Stadtplan zurate,
damit er sein Ziel nicht aus
den Augen verlor. Jede

Einbahnstraße, jeden Laden und jedes Café mit Hintertür nutzte er, um den – oder die – möglichen Verfolger abzuschütteln.

In der Altstadt angelangt, fühlte er sich sicherer. Touristen bummelten durch die Straßen und Gassen, gaben sich in den Geschäften die Klinke in die Hand und stritten sich um die besten

Plätze unter den
Sonnenschirmen der Lokale
und Eissalons. Luke hielt
sich dicht an den Häusern.
Dann und wann blieb er
stehen, um sich
umzusehen.

Niemand erschien ihm
verdächtig.

Doch er durfte noch
nicht aufatmen. Kristof
war gefährlich und er war
gut. Luke konnte sich an

keinen Auftrag erinnern,
den er verpatzt hätte.

Trotzdem wirst du mich
nicht kriegen, dachte er.

Ihm war klar, dass er
mit solchen Gedanken
lediglich sein
Durchhaltevermögen und
seinen Mut beschwor, denn
nur ein Irrer konnte
ernsthaft glauben, Kristof
und der Organisation
entkommen zu können.

Die Reisetasche wurde immer schwerer. Luke gestattete sich eine kurze Rast in einem der Straßencafés. Er saß mit dem Rücken zur Hausmauer, sodass ihn niemand von hinten überraschen konnte. Umgeben von schwatzenden, lachenden Menschen trank er einen schwarzen Tee, aß dazu ein

Baguette und merkte, wie er sich allmählich entspannte.

Die blutgetränkten Kleidungsstücke hatte er unterwegs in dem Container eines Supermarkts entsorgt. Das Handy würde er später austauschen. Er ließ es sicherheitshalber ausgeschaltet, damit es nicht geortet werden

konnte.

Es kam ihm so vor, als wäre die Hitze heute noch schlimmer als in den vergangenen Wochen. Das T-Shirt klebte ihm wie eine zweite Haut am Rücken, und aus den Haaren tropfte ihm der Schweiß. Die Menschen waren leicht bekleidet, ihre Bewegungen sparsam und träge.

Im Schatten eines

Hauseingangs sang ein
großer, dünner Mann
russische Lieder. Sie
klangen traurig und
sehnsuchtsvoll und trafen
Luke mitten ins Herz. Er
wandte sich ab und richtete
seine ganze
Aufmerksamkeit auf die
Menschen in seiner Nähe.

Sie alle wirkten harmlos.
Niemand vermied
demonstrativ Blickkontakt,

keiner beobachtete Luke aus den Augenwinkeln. Doch der Schein konnte trügen. Selbst die beiden Mädchen am Nebentisch, die unverhohlen mit Luke flirteten, waren unter Umständen von Kristof bezahlt. Kristof arbeitete gern mit Frauen. Sie waren wandlungsfähiger als Männer und besaßen oft mehr Fantasie.

Beinah Mittag. Immer mehr Menschen drängten in die Altstadt. Das kam Luke sehr gelegen. Er zog den Stadtplan hervor und prägte sich den Weg zum Parkhaus ein. Dann zahlte er, gab der Serviererin ein großzügiges Trinkgeld in der Hoffnung, dass es ihm Glück bringen würde, schnappte sich seine Tasche und tauchte in der Menge

unter.

Eine Stunde später brachte er die Tasche an dem eigens dafür freigelassenen Platz im Kofferraum eines schwarzen Golfs unter, setzte sich ans Steuer und verließ das Parkhaus.

Die Fahrt durch die Innenstadt verlief schleppend und zäh. Luke versuchte, das Beste daraus

zu machen. Er wechselte die Spur, wendete mitten auf der Fahrbahn, kurvte durch jedes Nebengässchen, hielt an, fädelte sich wieder in den Verkehr ein und wandte sich dann endlich Richtung Norden.

Er war froh, diesen Wagen zu haben, zwei Jahre alt, vierzigtausend Kilometer gefahren, gut in

Schuss, ausgestattet mit
einem Navigationssystem,
verschiedenen
Nummernschildern und der
Grundausrüstung für sein
neues Leben.

Ein Leben ohne Jette.
Irgendwo.

*

Bert hatte sich für das
Wochenende
vorgenommen, endlich

einmal sein Arbeitszimmer zu entrümpeln. Seine Schreibtischplatte war unter lauter abgelegten Briefen, Notizzetteln und Zeitschriften kaum noch zu erkennen. Doch nicht das war der eigentliche Grund für Berts Eifer. In Wirklichkeit hatte er vermeiden wollen, das Wochenende mit Margot und den Kindern bei den

Schwiegereltern zu
verbringen.

In Margots Familie
fanden ständig
irgendwelche
Feierlichkeiten statt. Es gab
immer einen guten Grund
dafür. Geburtstage,
Namenstage, Verlobungen,
Hochzeiten,
Einschulungen, bestandene
Prüfungen. Und wenn es
mal keinen Grund gab,

gelang es garantiert
irgendwem, einen zu
erfinden.

Bert hatte sich schon oft
gefragt, wie ein Mensch,
der aus einer so notorisch
fröhlichen, feierwütigen
Familie stammte, so kalt
und abweisend werden
konnte wie Margot.
Vielleicht, hatte er sich
gedacht, waren all die
Partys und Feste aber auch

bloß Versuche, ihre innere
Unberührbarkeit zu
überdecken.

Am Vormittag hatte er
erste Ermittlungsarbeiten
im Fall Albert Kluth
durchgeführt, aber er war
nicht weit gekommen.
Bisher führten alle Spuren
ins Leere – bis auf die von
Lukas Taddiken, der
weiterhin nicht aufzufinden
war.

Mittags hatte er mit dem Aufräumen begonnen. Er hatte sämtliche Rollos heruntergefahren, um die Hitze auszuschließen. Lediglich in seinem Arbeitszimmer hatte er ein paar Ritzen offen gelassen, weil er es absurd fand, am hellichten Tag bei künstlichem Licht zu arbeiten. Mit ein bisschen Fantasie konnte er sich in

eine mallorquinische Finca
versetzt fühlen. Fast spürte
er die kühlen
Terrakottafliesen unter
seinen nackten Füßen, roch
er den Duft von
Strandkiefern und
Rosmarin.

Sein Elan ließ sehr bald
nach. Er konnte sich
schlecht von Sachen
trennen, selbst wenn es
Ballast war, und er redete

sich gern ein, der Grund
dafür sei seine
Sparsamkeit. Tatsächlich
jedoch war es wohl
mangelnde Entschlusskraft
oder einfach eine Art von
Sentimentalität, die ihn
bewog, Briefe
aufzubewahren und
Zeitschriften zu horten.

Er war deshalb froh, als
ihn der Klingelton seines
Handys von der

unliebsamen Arbeit erlöste.
Nach sieben, acht
Sekunden hatte er das
Handy unter einem
Papierberg geortet und
hechtete quer durchs
Zimmer, um zu
verhindern, dass sich die
Mailbox einschaltete.

Sein Herz schlug heftig,
als er Imke Thalheims
Namen auf dem Display
erkannte. Er meldete sich

betont förmlich.

»Melzig.«

»Imke Thalheim. Guten Tag, Herr Melzig.«

»Frau Thalheim. Was kann ich für Sie tun?«

Wie ängstlich sie Distanz wahrten. Wie sehr sie sich scheuten, den andern auch nur mit Worten zu berühren.

»Entschuldigen Sie bitte, dass ich Sie am

Wochenende störe, aber ich habe eben mit meiner Tochter telefoniert ...«

»Ich hätte ihr den Anblick gern erspart, aber sie hat das erstaunlich gut weggesteckt.«

Was redete er denn da? Das Mädchen würde vom Anblick des Toten noch jahrelang heimgesucht werden und schweißgebadet aus

Albträumen aufschrecken.

»Für den Moment«, entgegnete Imke Thalheim da auch schon. »Sobald der Schock nachlässt, wird sie durch die Hölle gehen.«

Bert nickte, ohne zu bedenken, dass sie sein Nicken nicht sehen konnte. Als es ihm einfiel, redete Imke Thalheim bereits weiter.

»Ich bin froh, dass Sie da

waren, um sie aufzufangen.
Danke.«

Er begann vor Verlegenheit zu schwitzen und machte das Fenster ein Stück weiter auf. Die Luft draußen war jedoch so schwül und drückend, dass sie ihn nicht erfrischte.

Warum rief Imke Thalheim ihn an? Nur um sich zu bedanken?

Natürlich, du Träumer,

oder was glaubst du?

Er kriegte sie nicht aus dem Kopf, egal was er anstellte, egal, wohin er sich versetzen ließ, egal wie viele Überstunden er machte, um bloß nicht zu grübeln.

»Da ist noch etwas, Herr Melzig.«

Noch etwas ...

Sein Herz flatterte wie ein gefangener Vogel.

»Jette wird ihren Freund suchen.«

Alter Narr! Diese Frau war niemals für dich bestimmt. Kapiert das endlich!

»Ich dachte, das sollten Sie wissen.«

Er seufzte. Übersetzt hieß das: Passen Sie auf meine Tochter auf. Und das würde er zwangsläufig tun, denn das Mädchen würde

ihm bei den Ermittlungen
wieder ins Handwerk
pfuschen, wie sie das schon
mehrmals getan hatte.

»Sind Sie sicher?«

»Sie hat es mir selbst
gesagt.«

»Hat sie schon etwas
unternommen?«

»Meine Tochter lebt ihr
eigenes Leben. Sie weiht
mich längst nicht mehr in
ihre Pläne ein.«

Das ist Jettes gutes Recht, dachte Bert. Es reizte ihn, sich darüber ein bisschen mit Imke Thalheim zu streiten, doch dazu war die Lage zu ernst.

»Ich kann nicht zulassen, dass sie wieder Miss Marple spielt«, sagte er.

»Das weiß ich.«

»Es war ein ungemein brutaler Mord.«

Sie fragte nicht nach.

Bert konnte sich vorstellen,
was in ihrem Kopf vorging.

»Lukas Tadikken hat
doch für Sie gearbeitet,
Frau Thalheim. Wie
würden Sie ihn
beschreiben?«

»Als Mensch?«

»Ja.«

»Er ...« Sie stockte. »Sie
wollen wissen, ob ich ihm
einen Mord zutraue.«

»Tun Sie das?«

»Ich ... fürchte, ich kenne ihn zu wenig, um das zu beurteilen. Wem traut man schon eine solche Ungeheuerlichkeit zu? Luke ist intelligent und zuverlässig, so viel kann ich sagen. Ein Mord? Nein, das glaube ich nicht.«

»Wissen Sie etwas über seine Familie, seine Freunde?«

»Leider nicht. Er gehört

zu den Menschen, die immer eine gewisse Distanz wahren. Genau das mag ich an ihm.«

»Und die Wohngemeinschaft mit Albert Kluth? War das ein rein zweckmäßiges Bündnis oder echte Freundschaft?«

»Ich habe den Namen Albert heute zum ersten Mal gehört.«

Bert fragte sich, ob das

Leben dieses Lukas
Tadikken genauso
aufgeräumt war wie sein
Zimmer. Würden alle
anstehenden Befragungen
bei diesem Fall zur
Einbahnstraße werden?

»Wie schätzen Sie die
Beziehung zwischen Lukas
Tadikken und Ihrer
Tochter ein?«

Es folgte ein langes
Schweigen. Bert überlegte

schon, ob er noch einmal nachfragen sollte, als Imke zögernd antwortete.

»Sie war nicht glücklich mit ihm.«

»War?«

»Er hat Schluss gemacht.«

»Davon hat Jette mir nichts erzählt. Heißt das, dass sie nach unserem Gespräch Kontakt zu ihm hatte?«

»Er hat sie mit einer Nachricht auf ihrer Mailbox abserviert.«

»Wann war das?«

»Das müssen Sie meine Tochter fragen.«

Bert spürte, wie sie sich zurückzog. Ganz

unvermittelt waren sie in die Beziehung Polizist – Befragte gerutscht. Was immer auch vorher zwischen ihnen gewesen

sein mochte, es war unterbrochen, wenn nicht sogar vorbei. Imke Thalheim fühlte sich in die Enge getrieben. Sie sah ihn in seiner Funktion als Ermittler und wollte ihre Tochter vor jedem möglichen Verdacht schützen.

Ihm war hundeelend zumute.



Merle und ich saßen in unserem Innenhof und überlegten, wie wir bei der Suche nach Luke vorgehen sollten. Ilka und Mike waren nach Düsseldorf gefahren. Sie wollten sich ein bisschen in der Stadt umsehen, in der Ilka ab Oktober wahrscheinlich studieren würde.

Wir alle hatten ihr bei der Auswahl der Arbeitsproben geholfen, die sie mit ihrer Bewerbung eingereicht hatte. Keiner von uns zweifelte daran, dass die Kunstakademie unsere Freundin mit Kusshand aufnehmen würde. Wenn die Professoren nicht auf beiden Augen blind waren, dann war Ilkas Zulassung

reine Formsache.

»Also«, sagte Merle und legte Papier und Kugelschreiber zurecht.

»Wo könnte Luke sich aufhalten? Bei wem könnte er sich verstecken?«

»Keine Ahnung.« Ich hob hilflos die Schultern. »Der einzige Mensch, von dem er je geredet hat, war Albert.«

»Und der ist tot.«

Merle schrieb Alberts
Namen auf und strich ihn
durch. Zimmerlich war sie
jedenfalls nicht.

»Was ist?«

Angriffslustig starrte sie
mich an.

»Nichts. Das ist nur
ziemlich ... äh ...
drastisch.«

Merles Haare klebten an
Stirn und Schläfen.
Winzige Schweißperlen

standen auf ihrer
Oberlippe.

Siebenunddreißig Grad im
Schatten hatten sogar
unsere Katzen in die
kühlsten Winkel des
Kellers kriechen lassen.

»Auch Mord ist
drastisch«, sagte Merle.

Ich betrachtete den
durchgestrichenen Namen.

Und wenn Luke ebenfalls
etwas zugestoßen war?

Wenn er irgendwo lag,
allein, übel zugerichtet,
tödlich verletzt,
möglicherweise sogar ...

Rasch schob ich die
Bilder beiseite.

»Wir sollten uns in der
Uni durchfragen«, schlug
ich vor. »Luke ist doch in
Vorlesungen gegangen, hat
in der Bibliothek gearbeitet
und in der Mensa gegessen.
Du bewegst dich auf dem

Campus nicht wie in einem
luftleeren Raum. Da sind
Professoren und
Assistenten,
Bibliotheksangestellte und
was weiß ich nicht alles.
Vor allem laufen da jede
Menge Studenten rum. Es
muss welche geben, die
Luke kennen.«

Uni, notierte Merle und
sah mich nachdenklich an.

»Wir sollten uns in dem

Haus umhören, in dem Luke gewohnt hat.« Sie korrigierte sich sofort. »... in dem er wohnt, meine ich.«

Ich spürte, wie sämtliche Farbe aus meinem Gesicht wich.

»Mensch, Jette!« Merle legte mir die Hand auf den Arm. »Du glaubst doch nicht ...«

Ich schüttelte heftig den

Kopf.

Merle musterte mich aufmerksam, dann beugte sie sich wieder über ihren Zettel.

Hausbewohner, schrieb s i e . Lukes Zimmer durchsuchen.

Eine gute Idee, nur war mir nicht klar, wie wir sie in die Tat umsetzen sollten. Die Wohnung war ein Tatort und die Polizei hatte

sie abgesperrt.

»Das kriegen wir hin«, beantwortete Merle meinen Gedanken. »Es wird schon keiner vor der Tür Wache stehen.«

Uni.

Hausbewohner.

Lukes Zimmer durchsuchen.

Mehr fiel uns nicht ein, solange wir uns auch das Hirn zermarterten. Luke

war verschwunden, ohne
irgendeine Spur zu
hinterlassen.

Als hätte es ihn nie
gegeben.



Am liebsten hätte Kristof
sich geteilt, doch weil das
nicht möglich war, hatte er
Alexejs Verfolgung
schweren Herzens Ron und
Mirko überlassen.

Ron war ein Freund seit Kindertagen, nicht sehr helle, dafür aber von einer unerschütterlichen Ergebenheit. Auch Mirko gehörte zu Kristofs engsten und treuesten Mitarbeitern. Im Gegensatz zu Ron hatte er ein bisschen was im Kopf, und weil er mit seiner Goldrandbrille aussah wie ein Gelehrter, hatten die Jungs ihm den

Spitznamen Doc verpasst.

Jemanden zu beschatten, war eigentlich eine der leichtesten Übungen. Nicht so bei Alex. Er war einer von ihnen gewesen und kannte sich mit den Tricks und Winkelzügen bestens aus. Was die Jagd noch aufregender gestaltete.

Kristof hatte beschlossen, für eine Weile im Hintergrund zu bleiben,

um Alexejs neues Leben bis in die tiefsten Tiefen auszuloten. Er war geradezu besessen davon. Alles, was er in Erfahrung bringen konnte, würde ihm helfen, Alex zu durchschauen. So würde er mit der Zeit jede seiner Reaktionen berechnen können und ihm immer einen Schritt voraus sein.

Alex hatte wenig

Kontakt gehabt. Das war der Preis gewesen, den er für seinen Verrat hatte zahlen müssen. Ein Leben im Geheimen, in der ständigen Angst, entdeckt zu werden. Der reine Horror. Und für die einzige Freundschaft, die er riskiert hatte, war er auf eine Weise bestraft worden, die er nie vergessen würde.

Ab jetzt musste er mit dieser Schuld leben.

Und mit dem Verlust seiner Liebe.

Kristof hatte sich mit der Geschichte dieser Jette Weingärtner vertraut gemacht, hatte sämtliche Zeitungsartikel von damals studiert und sich durchs Internet gegraben. Hard stuff. Das Mädchen imponierte ihm, und fast

tat es ihm leid, ihr den
nächsten Schlag zu
versetzen.

Ihr zu suggerieren, dass
ihre Geschichte sich
wiederholte.

Dass sie schon wieder in
einen Mörder verliebt war.

»Arme Kleine«,
murmelte Kristof. »Das
Leben ist nun mal kein
Zuckerschlecken.«

Er konnte sich Mitleid

nicht leisten. Das Mädchen war seine Trumpfkarte. Sie war der einzig sichere Weg, Alex endgültig zu zerstören.

Aber schön langsam, dachte er.

Erst sollte Alex durch die Hölle gehen.

Was er nicht verstehen konnte, war die Tatsache, dass Alex sich seinen Unterhalt selbst zu

verdienen schien. Bestimmt war er im Rahmen des Zeugenschutzprogramms finanziell abgesichert worden. Darüber hinaus verfügte er über ein beträchtliches Vermögen. Bevor er untergetaucht war, hatte er ein paar Konten leer geräumt. Leo schäumte immer noch vor Wut, wenn das Gespräch darauf kam.

Alex arbeitete für das Maklerbüro Kerres und Söhne. Für einen Hungerlohn, wie Kristof herausgefunden hatte. Er hatte noch andere Jobs gehabt, diese jedoch aufgegeben, nachdem er die Stelle bei Imke Thalheim gefunden hatte. Als Bürohilfe eingestellt, hatte er sich in kürzester Zeit offenbar unentbehrlich

gemacht.

Ja. Alex war begabt.

Nicht nur in seinen Jobs.

Auch als Verräter.

Kristof lehnte sich in seinem Sitz zurück und drehte Außen- und Rückspiegel in die richtige Position. Er hatte sich in einer Bäckerei ein paar belegte Brötchen und einen großen Kaffee gekauft. Damit war er für die

nächsten Stunden versorgt.
Kauend sah er sich um.

Ein winziges Nest, dieses Birkenweiler. Der Hof war ein wenig heruntergekommen, wirkte jedoch freundlich und einladend. Offenbar waren nur Jette und Merle zu Hause. Kristof war es recht. Er hatte schon ein so klares Bild von den Mädchen gewonnen, dass

er sich problemlos in sie hineinversetzen konnte. Er würde es mit beiden zu tun haben, denn keine würde die andere im Stich lassen.

Wahre Freundschaft.

Kristofs Lippen
kräuselten sich verächtlich.

Mal sehen, ob diese Verbindung hielt, was sie versprach, oder ob sie sich letztlich ebenso als Illusion entpuppte wie die

angebliche Freundschaft,
die ihn selbst mit Alex
verbunden hatte.

»Komm, Süße«, sagte er
leise. »Zeig mir das
Entsetzen auf deinem
Gesicht. Immerhin habe
ich mir mit dem
Arrangement in der
Badewanne alle Mühe
gegeben.«

Grinsend verspeiste er
das zweite Brötchen und

genoss den immer noch heißen, starken Kaffee aus dem Thermobecher.

Selbst wenn die Jungs Alex aus den Augen verlieren sollten – das Mädchen würde Kristof zu ihm führen. Irgendwann.

Alex konnte sich nennen, wie er wollte. Jakob, Armin, Boris oder Luke. Er würde doch immer Alex bleiben und nichts würde

ihn härter treffen als die
Wiederholung von
Jozefinas Geschichte.



Am Autobahnkreuz Köln-
West machte Luke das
Radio an, um nicht von
seinen Gefühlen
überwältigt zu werden.
Wie gut er diese Gegend
kannte. Im Schlaf hätte er
sich hier zurechtgefunden.

Die flache Landschaft, der weite Himmel und mitten in all dem Grün und Blau die Stadt, in der er Schutz gefunden hatte. Er war in diesem Augenblick keine dreißig Kilometer von Jette entfernt, und alles in ihm sträubte sich dagegen, die Fahrt fortzusetzen.

Frechen.

Pulheim.

Leverkusen.

Allein

die

Namen

wollten ihn halten.

Luke drehte den Ton des Radios so laut, dass die Bässe gegen sein Trommelfell wummerten.

Queen. Friends will be friends.

Luke kämpfte gegen die Tränen an. Ungeschickt wischte er sich mit dem Handrücken über die Augen und umklammerte das Lenkrad, bis seine

Finger schmerzten.

Er würde nie wieder zurückkommen.

Die Fahrbahn
verschwamm ihm vor den
Augen. Ein Schluchzen
stieg in seiner Kehle hoch.
Es brachte ihn fast um.

Am Kamener Kreuz ließ
er die A 1 mit ihren
endlosen Baustellen hinter
sich und wechselte auf die
A 2. Sie war heute

ungewöhnlich schwach
befahren und Luke trat
aufs Gaspedal. Er fegte die
Wagen von der linken Spur
und zog den Motor hoch,
bis er die Musik nicht
mehr hören konnte und in
seinem Kopf nur noch der
Rausch der
Geschwindigkeit war.

Irgendwann hatte er sich
wieder halbwegs gefangen.
Er behielt den Verkehr im

Auge, versuchte sich zu erinnern, ob er einen der Wagen, die ihn überholten, bereits wahrgenommen hatte, merkte sich genau, wer sich vor ihn setzte und wer hinter ihm blieb.

Ihm fiel nichts Ungewöhnliches auf.

Dennoch entspannte er sich nicht. Wahrscheinlich war es nicht ein einziger Mann, der ihn beschattete.

Kristof hatte garantiert mindestens zwei auf ihn angesetzt, die miteinander in Kontakt standen und ihr Vorgehen aufeinander abstimmen konnten.

Dadurch waren sie klar im Vorteil.

An mehreren Rasthöfen und Parkplätzen bog Luke ab und beobachtete bei laufendem Motor, ob ihm jemand folgte. Mehrmals

schoß er im letzten Moment mit quietschenden Reifen in eine Ausfahrt, quälte sich ein paar Kilometer über Land und fuhr wieder auf die Autobahn auf.

Er wandte sie alle an, die Tricks, die Leo ihm beigebracht hatte. Alle bis auf einen. Er hatte sich dagegen entschieden, einen Anhalter mitzunehmen.

Zwar hätte ein potenzieller Zeuge ihm einen gewissen Schutz geboten, doch er konnte nicht beurteilen, wie sich die Situation entwickeln würde, und wollte niemanden in Gefahr bringen.

Kurz vor Hannover beschloss er spontan, nach Hildesheim zu fahren. Er hätte das nicht begründen können. Er vertraute

einfach seiner Intuition.

Vor einer kleinen Pension am Kalenberger Graben hielt er an. Er musste sich ausruhen, nachdenken.

Entscheidungen treffen, die nicht nur von heute bis morgen reichten. Er stieg aus und sah sich um.

Eine ruhige Gegend, obwohl sie nicht weit vom Zentrum entfernt war. Alte

Villen und Bürgerhäuser mit kleinen schattigen Vorgärten, in denen weiße und rote Hortensien blühten. Eine Hummel summte durch die stille, heiße Luft. Kinder hatten mit bunter Kreide das Pflaster bemalt. Dachfenster blinkten in der Sonne.

Luke spürte, wie ihm dünne Schweißtropfen über

die Schläfen rollten. Bevor er das Haus betrat, überprüfte er die Parkmöglichkeiten. Den kleinen Abstellplatz, der zur Pension gehörte, würde er nicht nutzen, damit er nicht zugeparkt werden konnte, aber auf der Straße gab es genügend Möglichkeiten, den Wagen unterzubringen.

In dem geräumigen

Windfang, der zu einer Art
Rezeption ausgebaut war,
roch es nach Möbelpolitur
und spätem Nachmittag.
Durch eine hölzerne
Pendeltür gelangte Luke in
eine dämmrige Halle, in
der auf einem abgenutzten
Perserteppich ein antiker
runder Couchtisch mit
zwei dazu passenden
kleinen Sesseln stand.
Durch ein Mosaikfenster

auf halber Treppe fiel
buntes Licht in den Raum
und brach sich auf dem
Parkett und den mit
dunklen Holzpaneelen
verkleideten Wänden.

Eine offene Tür auf der
linken Seite gab den Blick
in einen Frühstücksraum
frei. Auf den drei Tischen
lagen blitzweiß gestärkte
Decken. Jeder war mit
einem Strauß blasser Rosen

geschmückt. Auf einer antiken Anrichte mit einem verbeulten silbernen Samowar waren eine Auswahl an Tees und ein reichhaltiges Angebot an Cornflakes, Haferflocken, Müslis, Trockenobst und Nüssen in durchsichtigen Vorratsdosen aufgereiht.

»Hallo?«

Luke hörte das Blut in seinem Kopf brausen. Er

verspürte einen
unangenehmen Druck
hinter der Stirn und atmete
tief ein und aus. Er konnte
sich jetzt keine Migräne
leisten.

Ein feines Geräusch von
der Rezeption her ließ ihn
aufhorchen.

Als er die Schwingtür
aufstieß, sah er sich einer
alten Frau gegenüber, die
ihn zittrig anlächelte.

»Meine Tochter ist im Garten«, sagte sie.

»Ich wollte mich nur erkundigen, ob Sie noch ein Zimmer frei haben«, sagte Luke, und als sie die Hand hinters Ohr legte und ihn fragend anschaute, wiederholte er seine Frage lauter.

»Ich hole sie«, versprach die alte Dame mit ihrem Greisenlächeln und

verschwand durch eine Tür hinter der Holztheke.

Luke fragte sich, ob es eine gute Idee war, in einem Haus einzuchecken, in das Hinz und Kunz ungehindert hereinspazieren konnten. Nachdenklich betrachtete er die Wand hinter dem Telefon, an der lauter Ansichtskarten angepinnt waren, auf denen sich

Gäste für den angenehmen Aufenthalt und die außergewöhnliche Gastfreundschaft bedankten.

Eine Uhr schlug fünfmal.

Luke fühlte sich um Jahrzehnte zurückversetzt. Der Geruch nach altem Holz, Möbelpolitur und Teppichstaub juckte ihn in der Nase, aber er mochte ihn. Er war wie etwas, an

dem er sich festhalten konnte, etwas, das einen schützenden Zauber ausübte.

Die grauhaarige Frau, die schließlich vor ihm stand, musterte ihn unverhohlen. Ihr Gesicht war wettergegerbt und unter ihren kurzen, kräftigen Fingernägeln saß frischer Schmutz von der Gartenarbeit.

»Wir sind leider belegt«, erklärte sie ihm und zog die Stirn in Falten.

Etwas an der Art, wie sie das sagte, ließ Luke abwartend stehen bleiben.

»Allerdings könnte es sein, dass meine Nichte ...«

Nachdenklich kratzte sie sich am Hals, wo sich ein Insektenstich böse entzündet hatte.

»Sie wohnt vier Häuser weiter und vermietet ein kleines Ferienapartment. Frühstück könnten Sie, wenn Sie mögen, hier bei uns ...«

Fünf Minuten später besichtigte Luke ein modernes, sparsam möbliertes Apartment mit fröhlichem Blümchenbettzeug und einer kleinen, hellen

Küchenzeile. Es lag unterm Dach und war von außen über eine nachträglich angebaute, leichte Treppe aus Aluminium zu erreichen.

Das gab den Ausschlag.

Er drehte sich zu der jungen Frau um, die ein kleines Mädchen an der Hand hielt, das offenbar noch nicht allein laufen konnte. Wacklig hing es an

der Hand seiner Mutter,
starrte Luke mit runden
Augen an und nuckelte
konzentriert an einem
pinkfarbenen Schnuller.

»Ich nehme es.«

Die junge Frau lachte ihn
offen und freundlich an.

»Für wie lange?«

»Das weiß ich noch
nicht. Vielleicht muss ich
schon morgen weiter,
vielleicht kann ich aber

auch länger bleiben.«

Er hoffte, die Unterkunft ein paar Tage behalten zu können. Er brauchte einen Ort, um Ruhe zu finden.

Das Mädchen spuckte den Schnuller aus. Weil er mit einem Band am Träger ihres Kleidchens befestigt war, fiel er nicht zu Boden, sondern baumelte vor ihrem Bauch.

»Na du?«, fragte Luke

lächelnd, weil die Kleine darauf zu warten schien, dass er sie ansprach, und kam sich augenblicklich wie ein Tölpel vor. Er hatte keinerlei Erfahrung im Umgang mit Kindern.

Sie gab aufgeregte, fröhliche Laute von sich. Speichel rann ihr über das Kinn mit dem Grübchen.

»Sie liebt es, wenn wir Gäste haben«, erklärte die

Mutter und hievte das Kind auf ihre Hüfte. »Aber dass sie sich so sehr freut, ist ungewöhnlich.«

Luke nahm den Schlüssel in Empfang und winkte dem kleinen Mädchen nach. Liebend gern hätte er ein ebenso normales Leben geführt wie diese Frau mit ihrer Tochter. Von draußen erklang das Brummen eines Rasenmähers.

Wahrscheinlich nutzte ihr Mann den Samstag für die Gartenarbeit, die während der Woche liegen blieb.

Hildesheim.

Luke hatte keine Beziehung zu dieser Stadt. Vielleicht war das seine Rettung. Wenn es ihm gelungen sein sollte, seine Verfolger abzuschütteln, würde Kristof nie im Leben darauf verfallen, ihn hier

zu suchen.

Er setzte sich auf das Sofa und versuchte, das Gefühl von Fremdheit abzuschütteln.

Dann richtete er das neue Handy ein.

Damit war die letzte Verbindung zu seinem Leben in Köln abgeschnitten.

Sei froh, Jette, dachte er. Ich bin eine tickende

Zeitbombe. Ohne mich bist
du besser dran.

11

Es war mitten in der Nacht, als wir aufbrachen. Ohne uns verabredet zu haben, hatten wir uns wie das Klischee von Dieben angezogen. Schwarze Hose, schwarzes T-Shirt, schwarze Schuhe. Ich musste an Über den Dächern von Nizza

denken, den Film, in dem die wunderschöne junge Grace Kelly sich in Cary Grant verliebt.

»Wie die Katze«, sagte Merle da auch schon.

Wir hatten ein Faible für alte Filme, vor allem für die von Alfred Hitchcock. Diesen hatten wir uns mindestens zehnmal angeguckt, ausgerüstet mit ausreichend Schokolade,

Chips und gesalzenen
Nüssen.

Cary Grant spielt in dem
Film John Robie, die
Katze, einen berüchtigten
Juwelendieb. Wir hingegen
hatten nicht vor, etwas zu
stehlen. Wir wollten nur in
Lukes Wohnung
einbrechen, um uns nach
Informationen umzusehen.

Nur ...

Mein Herz klopfte wie

verrückt.

Auf der Fahrt nach Köln sprachen wir kein Wort. Merle schnippte die ganze Zeit über mit den Fingern. Es machte mich wahnsinnig, aber ich bat sie nicht, damit aufzuhören. Wenn es sie beruhigte, war es in Ordnung. Sie war der Profi von uns beiden. Sie durfte auf keinen Fall die Nerven

verlieren.

Merle war für den Tierschutz schon so oft in Versuchslabore eingestiegen, dass diese Aktion ein Klacks für sie war. Das sagte ich mir immer wieder. Allerdings würden wir nicht einfach in eine Wohnung einbrechen – wir würden trotz polizeilicher Versiegelung einen Tatort

betreten. Ich hatte mich ganz bewusst nicht darüber informiert, welche Art von Straftat wir damit begingen und was darauf stand.

Um uns herum war es dunkel und ruhig. Selbst die Vögel schliefen. Hin und wieder zerschnitten die Scheinwerfer eines anderen Wagens die Nacht, dann waren wir wieder allein unterwegs.

Mir war vor Aufregung schlecht.

Der Himmel über Köln leuchtete. Es sah aus, als läge die Stadt unter einer Glocke aus schimmerndem Licht. Irgendwie beruhigte mich das. Endlich hörte Merle auf, mit den Fingern zu schnippen.

»Okay«, sagte sie und sog tief die Luft ein, als hätte sie beim Anblick der

Stadt eine Entscheidung getroffen.

Ich parkte um die Ecke von Lukes Wohnung, in der Gustavstraße, damit mein Wagen später nicht mit dem Einbruch in Verbindung gebracht werden konnte. Eine reine Vorsichtsmaßnahme, denn hier schien noch jede Menge los zu sein, und die Autos parkten kreuz und

quer. Aus einem der Fenster drang laute Technomusik. Auch in der Palanterstraße wurde gefeiert. Man hörte die Leute lachen und grölen.

Die meisten Fenster standen weit offen, obwohl es kaum abgekühlt hatte. Auf einer Fensterbank schlief eine Katze, deren Farbe nicht auszumachen war. In der Nacht sind alle

Katzen grau. Ich fragte mich, ob das wirklich stimmte.

Ein Liebespaar kam uns entgegen. Eng umschlungen und selbstvergessen. Sie nahmen uns überhaupt nicht wahr. Ich dagegen konnte mich nicht sattsehen an ihnen, obwohl ihr Anblick mir Schmerzen bereitete.

Luke, dachte ich. Luke

...

Und wenn er eine andere hatte?

Ich tastete nach Merles Hand. Sie warf mir einen verwunderten Blick zu.

»Hast du es dir anders überlegt?«

Ich schüttelte den Kopf und hielt ihre Hand fest.

»Hey«, sagte sie sanft.
»Wir können es auch auf ein andermal verschieben,

wenn dir das lieber ist.«

Wieder schüttelte ich den Kopf.

Sie blieb stehen und musterte mich besorgt. Ich ließ ihre Hand los und marschierte weiter.

»Angst ist was für Feiglinge«, sagte ich über die Schulter, ohne das wirklich zu meinen. Nur dumme Menschen kennen keine Furcht, weil sie zu

blöd sind, Gefahren zu erkennen.

»Wow.« Merle hakte sich bei mir ein. »Hast du noch ein paar solcher Erkenntnisse auf Lager?«

Ich grinste von einem Ohr zum andern, doch da standen wir schon vor dem Haus. Wie eine Festung ragte es vor uns auf, ein schwarzer Block, stumm und unverrückbar. Alle

anderen Häuser weit und breit kamen mir weniger unheimlich vor.

Ein einziges Fenster war erleuchtet.

Merle streifte sich Einweghandschuhe über und reichte mir auch ein Paar. Sie rüttelte vorsichtig am Türgriff. Dann öffnete sie ihren Rucksack.

»Zuerst versuchen wir den guten alten

Scheckkartentrick«, erklärte sie. »Die härteren Geschütze fahren wir nur im Notfall auf. Behalte die Straße im Auge, ja?«

Niemand zu sehen. Irgendwo rauschte eine Wasserspülung. Dann hörte ich ein Klicken, und als ich mich umdrehte, befand Merle sich schon im Treppenhaus.

»Worauf wartest du?«

Im Haus war es
wohltuend kühl. Wir
blieben eine Weile im
Dunkeln stehen und
horchten. Dann setzte
Merle sich in Bewegung.
Geschmeidig lief sie die
Treppe hinauf. Ihr ganzer
Körper war angespannt.

Gelernt ist gelernt,
dachte ich und folgte ihr.

Die Tür zu Lukes
Wohnung war mit

Klebeband versiegelt.
Merle hielt sich nicht lange
mit Überlegungen auf. Sie
zog ein Taschenmesser aus
ihrem Rucksack, zerschnitt
das Band und machte sich
am Schloss zu schaffen. Ich
stand am Treppengeländer
und passte auf, dass uns
niemand überraschte.

»Bingo«, raunte sie.
»Komm.«

Ich schlüpfte zu ihr in

die Wohnung, und Merle
schloss leise die Tür. Sie
knipste eine kleine
Taschenlampe an und gab
mir ebenfalls eine.
Gespenstisch glitt das Licht
über Boden und Wände.

Die Knie wurden mir
weich, als mein Blick auf
die Badezimmertür fiel,
doch ich riss mich
zusammen.

»Wir müssen uns

beeilen«, warnte Merle mich leise. »Ich glaube zwar nicht, dass die Bullen das Haus groß kontrollieren, aber vielleicht hat der Mord die Leute hier aufgerüttelt, und die Nachbarn gucken doch mal genauer hin.«

In Gedanken sah ich maskierte, bis an die Zähne bewaffnete Polizisten die Wohnung stürmen. Ich

drängte das Bild beiseite und schaute mich um.

Die Spurensicherung hatte ganze Arbeit geleistet. Schubladen waren hervorgezogen und nicht wieder zurückgeschoben worden. Klamotten und Gegenstände lagen achtlos auf dem Boden verstreut. Die Bücher in den Regalen waren zur Seite gekippt. In der Küche standen die

Schränke offen.

Merle warf einen Blick ins Bad und zog sich rasch wieder zurück.

»Oh Gott!«

Sie rang um Fassung. Ihr Gesicht war ein bleicher Fleck im geisterhaften Licht der Taschenlampen.

Mir war schnell klar, welches Zimmer Luke gehörte. Ich erkannte einige seiner

Kleidungsstücke. Der Raum wirkte kühl und unpersönlich und so, als hätte niemals jemand darin gelebt. Das andere Zimmer war das genaue Gegenteil. Man konnte seinen Bewohner förmlich spüren, obwohl er doch tot war.

Merle tastete mit dem Strahl ihrer Taschenlampe umher.

»Was wollen wir hier

noch finden? Die Bullen haben anscheinend jedes einzelne Staubkörnchen umgedreht.«

Diese Befürchtung hatte ich auch, aber im Gegensatz zu mir kannte die Polizei Luke nicht. Ihnen war möglicherweise etwas entgangen, was mir auffallen würde.

Im Gegensatz zu dir?

Meine innere Stimme

lachte mich aus.

»Lass es uns wenigstens versuchen«, flehte ich Merle an. »Wir können doch nicht unverrichteter Dinge wieder umkehren.«

»Umkehren? Willst du mich beleidigen?«

Konzentriert machten wir uns an die Arbeit.

Es gab keine Pflanzen, keine Nippes, keine Erinnerungsstücke in Lukes

Zimmer, nicht mal ein Bild an der Wand. Und nirgendwo war ein Foto zu finden. Erst recht keins von mir.

»Jeder besitzt doch ein Fotoalbum«, sagte ich.

»Und jeder normale Mensch hat irgendwo eine benutzte Tasse, einen Teller oder ein Glas rumstehen.« Merle drehte sich ratlos um sich selbst.

»Wovon hat dieser Typ gelebt? Von Luft und Lie...«

Erschrocken starrte sie mich an.

»Behandle mich nicht wie ein rohes Ei, Merle.«

»Entschuldige.«

»Und hör auf, dich zu entschuldigen.«

»Entschul...«

»Merle!«

Sie bückte sich unter

Lukes Schreibtisch und richtete ihre Taschenlampe auf den Papierkorb. Ich hatte mir den Schrank vorgenommen und kramte in Lukes Pullis herum. Sie rochen nach ihm. Als wär ein Teil von Luke in diesem Schrank zurückgeblieben. Ich schloss die Augen und steckte die Nase in eines seiner T-Shirts.

»Besitzt Luke einen

Computer?«, fragte Merle.

Seufzend legte ich das Shirt zurück.

»Er benutzt einen Laptop«, erklärte ich.

»Wahrscheinlich hat er ihn mitgenommen.«

»Oder die Bullen haben ihn einkassiert.«

Merles Abneigung gegen Polizisten war geradezu sprichwörtlich. Kein

Wunder bei allem, was sie

schon mit ihnen erlebt hatte.

»Es kommt mir irgendwie falsch vor, so in Lukes Geheimnisse einzudringen«, sagte ich, während ich widerstrebend die Taschen der Sakkos durchsuchte, die er bei seinem Maklerjob tragen musste.

»Welche Geheimnisse?«
Merle hatte recht. Alles,

was sich in diesem Zimmer befand, war absolut neutral und hätte irgendwem gehören können. Nichts davon deutete konkret auf Luke hin.

Nach zwanzig Minuten intensiver Suche sahen wir uns ratlos an. Wir hatten nichts gefunden, mit dem sich etwas anfangen ließ. Keine Notizen, keine

Briefe, keine an den Rand
der Bücher gekritzelten
Anmerkungen.

Nichts.

Ich hatte mich mit dem
Regal beschäftigt und
gehofft, von den
vorhandenen Büchern auf
Lukes Neigungen schließen
zu können.

Es war mir nicht
gelingen.

Ein paar Krimis

(darunter auch einige von meiner Mutter, die sie ihm wohl geschenkt hatte, denn sie hatte Widmungen hineingeschrieben), ein paar Klassiker, ein paar Fachbücher für sein Studium. Aber keine klare Linie, kein Thema, auf das er sich spezialisiert hätte.

Die meisten Bücher waren wie neu. Sie waren nicht abgegriffen, nicht

zerlesen, hatten keine
Eselsohren und keine
Macken. Auch die Möbel
standen da, als hätte Luke
sie kaum benutzt.

Hier war nichts
Lebendiges.

Außer der Handschrift
meiner Mutter.

Wie anders dagegen
wirkte Alberts Zimmer.
Auf der Fensterbank eine
prächtige Zimmerlinde und

ein robuster Drachenbaum,
daneben Windlichter und
einige Modellautos, die
Albert offenbar sammelte.
An den Wänden
Kunstdrucke und
Fotografien. Der
Schreibtisch voller Bücher,
Zettel und Krimskrams.

Alberts PC fehlte. Den
würde die Polizei wohl
gründlich unter die Lupe
nehmen. Der Monitor war

einsam und verloren auf dem Computertisch zurückgeblieben.

Das Bett war nicht gemacht. Auf einem knallroten Hocker, der als Nachttisch fungierte, stand eine Leselampe neben einem Stapel zerfledderter Comics. Auf dem Kopfkissen lag, geöffnet und mit den Seiten nach unten, ein Buch über James

Dean.

Am Kopfende des Betts
klebten Fotos von einem
lachenden blonden
Mädchen und einem
sympathisch aussehenden
Jungen, der vermutlich
Albert war, wenn er auch
mit dem toten Albert in
meiner Erinnerung kaum
Ähnlichkeit hatte.
Schnappschüsse, wie
Verliebte sie machen,

witzige, alberne, zärtliche
Momentaufnahmen einer
glückseligen
Ausschließlichkeit, die
beiden aus den Augen
strahlte.

Und jetzt war Albert tot
und auch in dem Mädchen
war etwas gestorben. Nie
wieder würde ihr Lachen
dieses Leuchten haben.

Wir gingen noch einmal
durch die Räume und

ließen den Strahl unserer
Taschenlampen über
Boden, Wände und
Gegenstände wandern.
Einzig das Badezimmer
sparten wir aus.

Meine Hoffnung, mir
Lukes Verschwinden
erklären zu können, war in
sich zusammengefallen.
Sein Zimmer hatte keine
meiner Fragen
beantwortet. Es hatte nur

neue aufgeworfen.

Warum war er
verschwunden?

Was hatte er mit Alberts
Tod zu tun?

Welche Verbindung hatte
es zu diesem Freund
gegeben, der so
vollkommen anders
gewesen war als er?

Wo befand Luke sich in
diesem Augenblick?

Wie konnte ich ihn

finden?

Und vor allem: WER WAR ER, der Luke, den ich zu kennen geglaubt hatte?

»Komm«, flüsterte Merle. »Wir müssen uns was anderes einfallen lassen.«

Sie sagte das im richtigen Moment. Keine Sekunde länger hielt ich es in dieser Wohnung aus, in der noch immer der Tod zu spüren

war. Eilig folgte ich meiner Freundin ins Treppenhaus.

Dann standen wir in der Nacht und zogen die Handschuhe aus. Das Floppen, mit dem sie uns von den Fingern sprangen, löste ein hysterisches Kichern bei mir aus, in das Merle nervös einfiel. Meine mühsam bewahrte Selbstbeherrschung geriet aus den Fugen. Darunter

kam die nackte Angst
hervor.



Bert war um sechs Uhr
aufgewacht und hatte
sämtliche Türen und
Fenster aufgerissen, damit
das Haus ein bisschen
abkühlen konnte. Eine
Weile hatte er im Garten in
der Hängematte gelegen,
den Vögeln zugehört und

nachgedacht. Dann hatte er sich mit einem Kaffee auf die alte Schaukel gesetzt.

Das Haus, die Terrasse, die Blumenbeete mit den Maulwurfshügeln, die Bäume.

Stell dir vor, du sähest das alles zum ersten Mal.

Er stellte fest, dass es hier nichts gab, auf das er nicht ebenso gut verzichten könnte. Nichts, an dem

sein Herz hing.

Ausgenommen die
Schaukel, auf der er saß.
Vielleicht. Und die
rosafarbene Kletterrose, die
in dornröschenhafter
Üppigkeit zum Balkon
hinauf- und am Geländer
entlangrankte und
angeblich aus Schottland
stammte.

Sein Kopf schmerzte. Er
hatte am Abend eine ganze

Flasche Wein geleert. Aber er fragte sich nicht, ob er ein Alkoholproblem hatte. Er fragte sich, wie er in eine Lage geraten war, in der er es vorzog, allein zu trinken.

Er hatte in Köln noch nicht Fuß gefasst. Die neuen Kollegen waren ihm fremd, auch zu Tessa hatte er noch keinen Zugang gefunden. Er hätte einen

seiner ehemaligen Kollegen zu einem Bier einladen können oder Isa, doch er würde keinen Abstand gewinnen, wenn er immer wieder zu den vertrauten Menschen zurückkehrte. Und Isa als Polizeipsychologin würde ihn sofort durchschauen.

Bert hatte niemandem den wahren Grund für seine Versetzung verraten

und nicht vor, das jetzt zu tun. Später würde er gelöst auf diese Zeit zurückblicken und dann möglicherweise auch darüber reden können.

Er beschloss, seinen strapazierten Magen mit einem Frühstück zu besänftigen, ging in die Küche und schob zwei Scheiben Weißbrot in den Toaster. Als sein Handy

klingelte, war er davon überzeugt, dass seine Kinder ihm einen schönen Tag wünschen wollten, doch es war ein Kollege von der Schutzpolizei, der ihn darüber informierte, dass jemand in die Wohnung Albert Kluths eingedrungen war.

Fluchend stellte Bert sich unter die Dusche. Er aß den kalten Toast, während

er sich die Schuhe anzog,
und holte fünf Minuten
später seinen Wagen aus
der Garage.

Inzwischen war es acht
Uhr und der Bordcomputer
zeigte bereits
zweiunddreißig Grad an.
Das allein reichte aus, um
ihn in Schweiß zu tauchen.
Er stellte die Klimaanlage
auf achtzehn Grad und
lenkte den kalten

Luftstrom direkt auf seinen Körper. Am Ende würde er das mit einer steifen Schulter bezahlen, doch im Moment war es ihm egal.

Der Beamte, der ihn vor der Wohnung erwartete, berichtete, dass eine Studentin, der die defekte Versiegelung aufgefallen war, die Polizei informiert hatte. Langsam ging Bert durch das Zimmer des

Mordopfers, dann durch
das Zimmer des
Mitbewohners.

Vielleicht war Lukas
Tadikken hier gewesen, um
etwas zu holen.

Vielleicht hatten sich
Sensationslüsterne einen
Kick verschafft.

Oder aber der Täter (ein
anderer als Lukas
Tadikken) war
zurückgekommen.

Im nächsten Moment
hatte Bert Isas Nummer
gewählt.

»Ja?«

Ihre Stimme klang
verschlafen.

»Bert hier. Ich habe eine
Frage, Isa. Was bedeutet
es, wenn ein Täter
unmittelbar an einen
Tatort zurückkehrt, also
solange der noch versiegelt
ist?«

»Dir auch einen Guten Morgen, lieber Bert. Ich nehme an, du sprichst von einem deiner Mordfälle?«

»Entschuldige. Guten Morgen, Isa ... Ja.«

Sie unterdrückte ein Gähnen, und Bert wurde bewusst, dass er sie aus dem Bett geworfen haben musste. Es war Sonntag und noch früh. Er hätte verstehen können, wenn Isa

ihn angefaucht hätte. Doch das tat sie nicht.

»Vielleicht möchte er etwas von der Erregung des Tötens wieder spüren«, antwortete sie. »Oder er hat das Bedürfnis, seinem Opfer noch einmal nah zu sein. Möglicherweise ist es ein Spiel mit der Gefahr. Eine an die Polizei gerichtete Provokation. Vielleicht will er aber auch

nur überprüfen, ob er
irgendwas am Tatort
vergessen hat.«

»Was ist am
wahrscheinlichsten?«

»Das hängt vom Mörder,
vom Opfer und der Art des
Mordes ab, Bert. Die Frage
kann ich dir so nicht
beantworten.«

»Aber du könntest eine
Vermutung anstellen.«

»Die Psychologie ist

keine Wissenschaft der
Antworten. Und erst recht
keine der Mutmaßungen.
Es gab Zeiten, da haben
wir uns in jedem zweiten
Gespräch genau darüber
gestritten, erinnerst du
dich? «

Es tat Bert gut, Isas
Stimme zu hören. Für einen
Moment sehnte er sich in
sein altes Leben zurück.
Was hatte er alles

aufgegeben.

»Ich vermisse dich«, sagte er, bevor er es sich anders überlegen konnte.

»Ich dich auch.« Isa klang schon viel wacher. »Dich und deine Fragen und deine Ungeduld.«

»Komm nach Köln«, sagte Bert. »Ich will wieder mit dir arbeiten.«

Ihre Antwort war ein leises Lachen.

»Schon gut.« Bert seufzte theatralisch. »Dann bleib in der Provinz. Du wirst schon sehen, was du davon hast.«

»Da spricht der Mann von Welt.«

Bert konnte ihr Grinsen spüren.

»Du«, sagte er, »ich melde mich wieder. Wenn ich darf.«

»Jederzeit«, erwiderte

Isa und beendete das Gespräch.

Bert schob die Tür zum Badezimmer auf. Abgesehen davon, dass man die Leiche entfernt und in die Gerichtsmedizin transportiert hatte, schien alles unverändert. Die Brutalität, mit der dieser Mord begangen worden war, klebte mit den Blutspritzern an den

Wänden.

Die Erkenntnis traf Bert wie ein Schock. Es gab noch jemanden, der sich hier Zutritt verschafft haben konnte. Er blätterte im Adressbuch seines Handys.

»Ja?«

Sie meldete sich vorsichtig. Da Bert annahm, dass sie seine Nummer ebenso

gespeichert hatte wie er ihre, konnte er sich denken, was der Grund für ihre Vorsicht war.

»Melzig«, sagte er.

»Hallo, Jette.«

»Herr Kommissar ...«

»Ich bin gerade zur Wohnung Ihres Freundes gerufen worden. Können Sie sich denken, warum?«

»N... nein.«

Ihr kurzes Zögern war

ihm nicht entgangen.

»Jemand hat sich hier
unrechtmäßig Zutritt
verschafft.«

Jette antwortete nicht.

»Ich frage mich, ob da
einer seine voyeuristischen
Bedürfnisse befriedigen
wollte oder ob der Täter an
den Ort seines Verbrechens
zurückgekehrt ist.«

Sie holte Luft. Und
schwieg.

»Vielleicht will uns aber auch nur irgendwer ins Handwerk pfuschen.«

Allmählich machte ihr Schweigen ihn wütend.

»Jede falsche Fährte, der wir nachgehen müssen, kostet uns wichtige Zeit, die uns bei der Suche nach dem Mörder fehlen wird. Wir müssen wieder von vorn anfangen. Nach Spuren suchen,

Fingerabdrücke sichern,
überprüfen, was sich in den
Räumen verändert hat ...«

Sie ließ seine Worte ins
Leere laufen.

»Jette, Sie halten sich aus
dem Fall raus. Es sei denn,
Sie haben uns Konkretes
über den momentanen
Aufenthaltort Ihres
Freundes mitzuteilen.
Haben Sie mich
verstanden?«

War sie überhaupt noch da?

»Ob Sie mich verstanden haben!«

»Ja.«

Na also, dachte er, und wusste doch, dass dieses Mädchen nicht einzuschüchtern war. Sie würde exakt das tun, was sie für richtig hielt. Er hasste es, wie sie ihn seine Ohnmacht fühlen ließ.

»Wenn ich Sie oder Ihre
Freunde bei einer
unrechtmäßigen Aktion
erwischen sollte, dann
gnade Ihnen Gott. Ich
verbiете Ihnen ein für alle
Mal ...«

»Tut mir leid«, sagte sie.
»Ich kann Sie kaum
verstehen, Herr
Kommissar. Irgendwie ist
... Hallo? Herr
Kommissar?«

Dann war die
Verbindung abgebrochen.



Merle streckte
anerkennend den Daumen
in die Luft. Manchmal war
Jette schwer auf Zack. Den
Kommissar so auflaufen zu
lassen, ohne dass er einem
ein einziges Wort aus der
Nase ziehen konnte, war
eine Meisterleistung.

Sie waren mit dem Frühstück fertig, räumten den Tisch ab und stellten den Katzen Trockenfutter und Wasser in die Scheune, denn sie wussten nicht, wie lange sie unterwegs sein würden. Dann schlossen sie die Haustür ab und fuhren los.

Merle war saumüde. Sie hatten sich nach ihrer nächtlichen Aktion ein

paar Stunden aufs Ohr
gelegt, doch Merle hatte
nicht einschlafen können
und nur vor sich hin
gedöst. Kurz vor acht war
sie wieder aufgestanden,
hatte geduscht und sich
angezogen und einige
Telefonate erledigt. Unter
anderem hatte sie Alice
Morgenstern angerufen, die
ihnen damals, bei der
Vermittlung des

Bauernhofs, auch ihre Privatnummer gegeben hatte.

Es hatte sie große Überredungskunst gekostet, bis Alice zugestimmt hatte, sich in ihrem Büro mit ihnen zu treffen, und das an einem Sonntagmorgen und sofort.

Die Freundinnen hatten keine Ahnung, was sie dort zu finden hofften. Sie

hatten einfach nicht
gewusst, wo sie sonst mit
ihren Nachforschungen
anfangen sollten. Alice
Morgenstern hatte mit
Luke zusammengearbeitet.
Wahrscheinlich hatte sie
dabei mehr über ihn
erfahren als die meisten
anderen.

Außer Imke Thalheim
natürlich, für die Luke
ebenfalls gearbeitet hatte.

Aber die würde ihnen wohl kaum mit Informationen weiterhelfen.

Schon jetzt spannte sich die Hitze über dem Land. Die Felder waren ausgetrocknet und von tiefen Rissen durchzogen, die Blätter der Zuckerrüben erschlafft und zu Boden gesunken. Das Gras auf den Wiesen war vergilbt. Die Kühe

drängten sich in den Schatten der Bäume. Matt schlugen sie mit den Schwänzen nach den Fliegen, die in Schwärmen aufstoben und sich wieder fallen ließen.

Merle mochte den Sommer, aber allmählich war sie die ewige Hitze leid. Man musste sich nicht mal bewegen, um zu schwitzen. Ihr war ein

bisschen übel und der Kopf tat ihr weh. Stöhnend griff sie nach der kleinen Flasche Apfelschorle, die sie eingepackt hatte.

»Hier.« Sie hielt Jette die Flasche hin. »In einer Stunde ist das Zeug lauwarm.«

Nachdem Jette getrunken hatte, setzte Merle die Flasche an die Lippen. Sie trauerte diesem Sonntag

nach, den sie gern genutzt hätte, um mal richtig abzuhängen. Die Arbeit im Tierheim war in letzter Zeit sehr anstrengend gewesen.

In den Urlaubsmonaten entledigten sich die Leute gern der Tiere, die sie sich zu Weihnachten übereilt und gedankenlos angeschafft hatten und die ihnen lästig geworden

waren. Hunde wurden am Rand der Autobahnen festgebunden, Katzen in zugeklebten Kartons ausgesetzt, Krokodile, Schildkröten und Schlangen an Badeseen freigelassen.

Die Auffangräume der Tierheime platzten aus allen Nähten, ebenso wie die Quarantänestationen. In der Hitze vermehrten sich Bakterien und Viren

ungehemmt, Wunden
schlossen sich langsamer,
bei den älteren Tieren
brach der Kreislauf
zusammen.

»Woran denkst du?«,
fragte Jette.

»Hmm.«

Zu den Eigenschaften,
die Merle an ihrer
Freundin schätzte, gehörte
auch Jettes Taktgefühl. Sie
spürte, dass Merle nicht

zum Reden zumute war,
und hatte kein Problem
damit, das zu akzeptieren.
Schweigend legten sie den
Rest der Fahrt zurück.

Alice Morgenstern trug
eine naturweiße Leinenhose
und darüber ein
honigfarbenes Top mit
weitem Ausschnitt. Ihre
hellen Schuhe bestanden
lediglich aus einer dünnen
Ledersohle mit zwei

schmalen hellbraunen
Riemchen. Die gepflegten
Fußnägel waren im selben
Rot lackiert wie die langen,
extravagant gemusterten
Fingernägel, die Merle
schon bei der ersten
Begegnung bewundern
durfte. Eine zarte
Goldkette war der einzige
Schmuck, den Alice
angelegt hatte.

In ihrem klimatisierten

Büro herrschte eine angenehme Temperatur. Als Schreibtisch diente eine große weiße Kunststoffplatte, die auf vier Chrombeinen lag. Davor stand ein schlichter weißer Ledersessel. Die linke Wand wurde von einem glänzenden weißen Aktenschrank eingenommen. Am Fenster umrahmten fünf rote

Lederstühle einen runden
Tisch aus milchigem Glas.

An den Wänden hingen
Edelfotografien von
besonders schönen
Häusern, die das
Maklerbüro Kerres und
Söhne vermittelt hatte. Das
jeweilige Datum am Rand
zeigte, wann das Geschäft
getätigt worden war.

Alice Morgenstern bot
ihnen einen Platz am

Glastisch an, verschwand in einem Nebenraum und kehrte mit einer Flasche Wasser und drei Gläsern zurück.

»Habe ich das am Telefon richtig verstanden?«, kam sie ohne Umschweife zur Sache. »Lukes Mitbewohner ist ermordet worden?«

Die Mädchen nickten.

»Und nun ist Luke

verschwunden? «

»Ja«, sagte Merle.

»Und Sie wollen ihn finden? «

»Ja«, antwortete Jette.

»Die Polizei verdächtigt ihn? «

»Es spricht nicht gerade für ihn, dass er abgehauen ist«, sagte Merle.

Alice Morgenstern lehnte sich zurück und schlug die schlanken Beine

übereinander.

»Luke mag ja ein Hallodri sein, aber er ist kein Mörder«, sagte sie ohne die Spur eines Zweifels, und brachte zugleich ihre Verärgerung darüber zum Ausdruck, dass Luke sich entgegen allen geschäftlichen Gepflogenheiten in eine Kundin verliebt hatte. »Was immer ihn dazu

bewogen haben mag zu
verschwinden, hat
garantiert nichts damit zu
tun, dass er seinen Freund
umgebracht hätte.«

»Haben Sie an Luke in
letzter Zeit irgendeine
Veränderung bemerkt?«,
fragte Jette und ließ den
Hallodri großzügig unter
den Tisch fallen.

Alice Morgenstern
dachte intensiv nach und

leerte dabei ihr Glas bis auf den letzten Tropfen. Sie behielt es in der Hand und fuhr mit der Fingerkuppe mehrmals beinah zärtlich über seinen Rand, als wollte sie das Glas zum Klingen bringen.

»Ich habe ihn am ... Moment ...«

Sie stand auf, ging zum Schreibtisch und blätterte in einem Kalender.

»... am 21. Juli das letzte Mal gesehen. Das war ein Mittwoch. An dem Tag haben wir ein Millionenobjekt unter Dach und Fach gebracht. Die Kundin war eine Fabrikantenwitwe, die sich einen Kindheitstraum verwirklichen wollte, ein Chalet am Wasser, sehr elegant, sehr hochklassig. Luke hat seinen ganzen

Charme spielen lassen. Das kann er ja gut. Damit wickelt er jede ... oh.«

Sie setzte sich wieder an den Tisch und wich betreten Jettes Blick aus.

»Verzeihung. So habe ich das nicht gemeint.«

»Das ist ja fast zwei Wochen her.«

Jette ignorierte Alice Morgensterns Fauxpas völlig.

»Wie kommt das? Ich dachte, er hat regelmäßig für Sie gearbeitet.«

»Luke hatte in den vergangenen Wochen wenig Zeit, weil er sich auf seine Klausuren vorbereiten musste. Sie wissen ja, wie ernst er sein Studium nimmt.«

Merle sah Jette an, dass sie keine Ahnung hatte, ob Luke ein Musterstudent

oder das Gegenteil davon war. Sie sah auch, dass die Finger der Freundin sich unwillkürlich ineinander verkrampften.

Jette stand unter Strom.

»Wo ist denn sein Arbeitsplatz?«, fragte Merle, um abzulenken.

»Er hat ein kleines Büro für sich«, erklärte Alice Morgenstern. »Insgesamt haben wir vier. Eins für

den Chef, eins für den
Juniorchef, eins für mich
und eins für unsere
jeweiligen freien
Mitarbeiter. Möchten Sie
Lukes Zimmer sehen?«

Als Alice Morgenstern
sich von ihrem Stuhl erhob,
breitete sich der Duft ihres
Parfüms wie eine Aura um
sie aus. Es war frisch und
leicht und gehörte
bestimmt in die

alleroberste Preisklasse, wie das gesamte Outfit dieser Frau.

Lukes Büro war gerade groß genug für einen Schreibtisch und zwei Meter Regal. Auch hier war alles weiß, bis auf den mattsilbernen Monitor des Computers.

Die peinliche Ordnung sprang Merle sofort ins Auge. Kein Brief, kein

Prospekt, kein Parkbeleg,
der Schreibtisch blank
geputzt. Es war nichts da,
was auf Luke als Person
schließen ließ, nicht mal
ein Kalender. Das hier
hätte der Arbeitsplatz eines
jeden x-beliebigen
Ordnungsfanatikers sein
können.

»Mir ist ja schleierhaft,
wie jemand so arbeiten
kann.« Alice Morgenstern

betrachtete den
Schreibtisch mit
unverhülltem Misstrauen.
»Selbst im heftigsten Stress
liegt hier nicht mal eine
Büroklammer herum.«

»Darf ich?«

Jette wies auf das Regal.
In diesem Moment meldete
sich Alice Morgensterns
Handy.

»Hi, Darling«,
zwitscherte sie,

beantwortete Jettes Frage mit einer einladenden Handbewegung, die das gesamte Zimmer umfasste, und zog sich zum Telefonieren in ihr eigenes Büro zurück.

Während Jette das Regal inspizierte, beugte Merle sich über den kleinen Rollschrank neben dem Schreibtisch und zog nacheinander die

Schubladen heraus.
Kugelschreiber und
Tintenroller in passgenauen
Kästchen. Bleistifte,
Anspitzer, Textmarker.
Kanariengelbe und
kiwigrüne Post-its. Ein
Stadtplan von Köln.
Visitenkarten von Kerres
und Söhne. Briefumschläge
in sämtlichen Größen.
Briefmarken. Die
Speisekarte eines

chinesischen Take-aways.
Ein billiges
Einwegfeuerzeug aus
Plastik.

»Das ist ja fast schon
unheimlich.«

Merle richtete sich auf
und ließ das Zimmer in
seiner Gesamtheit auf sich
wirken.

»Würde mich nicht
wundern, wenn dein Luke
beim Arbeiten

Gummihandschuhe
getragen hätte.«

Jette blätterte in einem
blauen Aktenordner.

»Kann ich dir helfen?«,
fragte Merle.

Jette schüttelte den Kopf.

»Ich bin durch«, sagte
sie und stellte den Ordner
wieder an seinen Platz.

»Nichts gefunden?«

»Nicht ein Haar.«

Merle unterdrückte den

Impuls, Jette in die Arme zu nehmen.

»Enttäuscht?«

»Nein. Dieser Besuch hat uns durchaus weitergebracht.«

Verständnislos starrte Merle sie an.

»Die Ordnung bei Luke zu Hause konnte Zufall sein. Vielleicht hatte er gerade aufgeräumt und ausgemistet, was weiß ich.

Aber nach dem hier ...«

Sie schaute sich um und schüttelte den Kopf.

»... nach dem hier wissen wir definitiv, dass Luke einen Grund gehabt haben muss, so konsequent Ordnung zu halten.«

»Wieso?«

»Luke ist kein engstirniger Kleingeist, Merle. Das hier passt überhaupt nicht zu ihm. Er

hat Phantasie und
Einfühlungsvermögen, ist
warmherzig und
freundlich. Nichts davon
findest du in seiner
Umgebung wieder. Hier
sieht es aus, als hätte
jemand beschlossen, ein
Büro einzurichten und
dann eine Liste der
Gegenstände abgearbeitet,
die landläufig in ein Büro
gehören.«

Jette redete sich in Rage. Merle fragte sich, ob sie denselben Menschen meinten. Niemals hätte sie Luke als phantasievoll und einfühlsam bezeichnet, und als warmherzig empfand sie ihn erst recht nicht. Ihr kam er ganz anders vor, kühl, beherrscht, fast abweisend.

»Und was schließt du daraus?«

»Dass Luke ...«

Jette suchte nach Worten. Unsicher hob sie die Hände, als könnte sie die Worte aus der Luft pflücken.

»... dass er ... eine Rolle spielt.«

»Geht das auch ein bisschen genauer?«

»Nein. Es ist ja nur so ein Gefühl.«

»Eine Rolle?«

»Als müsste er den Leuten etwas vorspielen, etwas darstellen, was er überhaupt nicht ist.«

»Warum sollte er das tun? Wer oder was zwingt ihn dazu?«

Jette war blass geworden. Sogar aus ihren Lippen war das Blut gewichen.

»Ich weiß es nicht«, sagte sie, und aus ihrer

Stimme, ihrem Blick und ihrer Haltung sprach eine solche Verzweiflung, dass Merle der nächste Satz auf der Zunge erstarb.

12

Glaubte Alex wirklich, eine Chance zu haben? Er wusste doch, wie es in der Organisation lief. Er hatte es mit Profis zu tun, nicht mit ahnungslosen Amateuren.

Kristof konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen. Auf Hildesheim wäre er

nicht gekommen. Er fragte sich, was Alex mit diesem Nest verband. Bei Freunden jedenfalls war er nicht untergetaucht. Er hatte sich in einer Pension verkrochen.

Wahrscheinlich weil er außer diesem Albert überhaupt keine Freunde besaß.

Einsamer Wolf, dachte Kristof spöttisch.

Das Gespräch mit den Jungs hatte ihn aufgeheitert. Lachend hatten sie ihm von Alexejs Winkelzügen berichtet. Der Arme hatte das volle Register gezogen, um sie abzuschütteln. Aber das war nicht genug gewesen.

Ich werde dir zeigen, was Angst ist, dachte Kristof. Jedes mögliche Schlupfloch werde ich zustopfen. Wie

bei einer Ratte.

Nein. Alex hatte nicht die geringste Chance.

*

Luke hatte den Sonntag damit zugebracht, über seine Situation nachzudenken. Er hatte noch einmal alle Möglichkeiten durchgespielt und festgestellt, dass es

niemanden gab, den er um Hilfe bitten konnte.

An die Polizei durfte er sich nicht wenden. Für die war er Tatverdächtiger. Vielleicht würden sie ihn in Untersuchungshaft nehmen, ihn jedoch zumindest daran hindern, innerhalb der nächsten Tage die Stadt zu verlassen.

Er säße in Köln wie auf dem Präsentierteller.

Deprimiert hatte er sich gefragt, ob er zu unbekümmert gewesen war, zu sorglos. Alle Vorsichtsmaßnahmen der vergangenen Jahre waren für die Katz gewesen. Eine zufällige Begegnung, und sein kunstvoll aufgebautes neues Leben war in sich zusammengefallen.

Das konnte jederzeit wieder geschehen, egal wie

viele Identitäten die Polizei ihm verpassen würde. Das Zeugenschutzprogramm war keine Option. Es hatte nichts gebracht. Nur er selbst konnte sich helfen, wenn überhaupt.

Die Verbindung zu seiner Vergangenheit in Bautzen war gekappt. Da gab es keinen mehr, der ihm noch einen Gefallen schuldig oder ihm irgendwie

verbunden war. Keinen außer seinem alten Freund und Jiu-Jitsu-Lehrer Akito Ono. Der fehlte ihm jeden einzelnen Tag, doch Luke hatte die Brücken zu ihm abgebrochen. Nur so konnte er ihn schützen.

In den Jahren in Köln hatte er keine Freundschaften geschlossen. Albert war eine Ausnahme gewesen.

Und jetzt war er tot.

Jettes Freunde waren genau das: ihre Freunde. Keinem von ihnen war er nahe genug gekommen, um mehr als Sympathie zu empfinden. Umgekehrt war er für keinen von ihnen wichtig geworden.

Blieb Jette. Und da schloss sich der Kreis. Ausgerechnet für den einzigen Menschen, den er

wirklich liebte, war er eine tödliche Gefahr. Es gab nur eines, was er tun konnte. Er musste sich so weit wie möglich von Jette entfernen, gleichgültig in welche Richtung.

Fremd sein konnte er schließlich überall.

Und allein.

Gleich am Samstag hatte Luke auf dem Fußboden seines Apartments eine

Landkarte ausgebreitet. Er hatte sich Städte herausgepickt und Informationen darüber aus dem Internet gezogen. Instinktiv hatte er sich für den Norden entschieden. Aber noch hatte er sich auf keinen konkreten Ort festgelegt.

Alles war möglich. Hamburg. Lübeck. Kiel. Wilhelmshaven. Es gab für

ihn keine Grenze mehr,
doch er empfand das nicht
als Freiheit, ganz im
Gegenteil. Sein Gefängnis
war die Trennung von Jette
und das trug er unentwegt
mit sich herum.

Am Sonntagabend hatte
er bereits eine genauere
Vorstellung von den
Alternativen, die ihm
blieben. Aber er hatte noch
immer keine Entscheidung

getroffen. Er hatte die Karte weggeräumt, die belegten Brötchen und gekochten Eier aus dem Esso-Shop ausgepackt und sich zum Essen vor den Fernseher gesetzt.

Von unten hatte er ab und zu das Lachen der Kleinen gehört, die Stimme der Frau, später auch die eines Mannes. Das Haus war nicht gut isoliert. Luke

hörte das Geräusch
einlaufenden Badewassers
und das Plantschen und
Juchzen des Mädchens.

Als wäre er wieder Teil
einer Familie.

Die Sehnsucht nach
seinen Eltern, die er lange
nicht mehr so intensiv
 gespürt hatte, ließ ihn in
der Nacht von ihrem
schrecklichen Unfall
träumen. Mit einem

Aufschrei fuhr er aus dem Schlaf und saß schwer atmend im Bett, während der Schweiß auf seiner Haut trocknete.

Der Traum hatte sich in all den Jahren nicht verändert.

Er war wie eine Nachricht, die Luke nicht verstand.

In diesem Traum war es Abend. Luke kam vom

Spielen nach Hause und bemerkte ein starkes, flackerndes Licht hinter den zugezogenen Vorhängen des Wohnzimmers. Als er realisiert hatte, dass es brannte, war es auch schon zu spät. Die synthetischen Vorhänge schmolzen von unten nach oben, die Fensterscheiben zerbarsten in einem Splitterregen,

Funken sprühten in den Himmel, und eine höllische Hitze schlug Luke ins Gesicht.

Er war unfähig, sich zu bewegen, stand nur da und starrte auf die Flammen, sah das Dach explodieren und dachte an seinen Hund, der solche Angst vor Feuer hatte. Aber vielleicht war es seinen Eltern ja gelungen, den Hund zu

retten.

Luke schaute sich um.
Seine Eltern. Sie mussten
doch hier sein. Und die
Feuerwehr.

Wieso hatten die Eltern
die Feuerwehr nicht
verständigt?

In diesem Moment
erblickte er seine Mutter
am Schlafzimmerfenster.
Hinter ihr erkannte er den
Schatten seines Vaters. Und

dann rollte ein Glutball
über seine Eltern hinweg,
sprengte das Fensterglas
und brach fauchend hervor,
als wollte er alles, auch
Luke, verschlingen.

Jedes Mal musste Luke
den Traum bis zum
bitteren Ende träumen.

Jedes Mal.

Seit jener Nacht vor elf
Jahren waren seine Eltern
tausendmal gestorben.

Das ganze Haus hatte damals lichterloh gebrannt. Selbst der Himmel schien zu glühen, hatte ein Nachbar erzählt, der es beobachtet hatte. Alles war zu Asche zerfallen. Nur die Balken waren stehen geblieben, ein schwarzes Skelett, das nach Tod stank und in der Frühe noch dampfte.

Lukes Erinnerungen

waren mit verbrannt. Der Schock hatte sie pulverisiert. Erst ganz allmählich waren sie zurückgekommen, doch nie konnte er sich ihrer völlig sicher sein.

Am Montagmorgen verließ Luke das Apartment, um in der Pension zu frühstücken. Durch die Gitterstufen der Alutreppe konnte er fünf,

sechs Meter unter sich den Erdboden erkennen. Ihm wurde schwindlig und er hielt sich am Geländer fest.

Es hatte über Nacht abgekühlt, doch das Licht der Sonne war schon jetzt stechend und grell. Nicht mehr lange, und die vollen Blüten der Hortensien würden sich zusammenziehen, um sich vor der Hitze zu schützen.

Die beiden dunkelgrünen Kugelakazien in dem kleinen Vorgarten warfen die ersten gelben Blätter ab. Die ausgedörrte Erde zu ihren Füßen lechzte nach Regen.

Der Traum steckte Luke noch in den Knochen, als er die paar Schritte zur Pension ging. Am Ende der Straße sah er die Müllabfuhr. Die beiden

Männer in den
orangefarbenen
Trägerhosen wuchteten die
schweren Abfalltonnen
müheless vom Gehsteig zum
Wagen. Lärmend wurden
sie hochgefahren,
ausgeklopft und
scheppernd wieder
heruntergelassen.

Die Männer schleuderten
sie fast auf den Gehsteig
zurück. Ob sie umfielen

oder stehen blieben,
kümmerte sie nicht. Sie
sprangen hinten auf den
Trittbrettern auf, ein Pfiff
und das Müllauto
verschwand um die Ecke.

Die Stille, die folgte, war
einen Moment lang sehr
dicht. Dann wurde sie vom
Warnruf eines Vogels
unterbrochen, in den
andere Vögel einstimmten.
Die Katze, die den Aufruhr

verursacht hatte, huschte lang gestreckt über die Straße und verschwand so schnell, wie sie aufgetaucht war.

Der Frühstücksraum war voller Sonnenlicht. An einem der beiden Tische beim Fenster saß eine Frau, die sich konzentriert mit ihrem Laptop beschäftigte, während sie gleichzeitig ein Brötchen verspeiste. Am

zweiten unterhielten sich drei Männer über ein Bauprojekt, für das sie offenbar verantwortlich waren. Sie hatten ihre Sakkos über die Stuhllehnen gehängt. Unter den Armen des Wortführers breiteten sich auf dem gestreiften Blau des Hemds dunkle Schweißflecken aus.

Luke setzte sich an den

Tisch, der noch frei war.

»Guten Morgen«,
begrüßte ihn eine
aufgeräumte Wirtin, die,
wie Luke inzwischen
erfahren hatte, Frau
Roosen hieß. »Haben Sie
gut geschlafen?«

»Ja. Danke.«

»Dann lassen Sie es sich
schmecken.«

Luke stand auf, um sich
aus der bauchigen Kanne

zu bedienen, die auf der
Wärmeplatte einer
Kaffeemaschine stand. Er
hatte keine Lust auf eine
Unterhaltung mit Frau
Roosen und erst recht
keine auf neugierige
Fragen.

Das Frühstücksbüfett
war reichhaltig. Luke füllte
Rührei auf seinen Teller,
nahm sich ein Brötchen,
Orangensaft und eine

Schale mit frischem Obst.
Von seinem Platz aus hatte
er die Fenster im Blick und
konnte gleichzeitig aus den
Augenwinkeln jede
Bewegung bei der Tür
erkennen. Nach den ersten
Bissen entspannte er sich
ein wenig.

Alles hier schien friedlich
und still. Nichts sprach
dagegen, ein paar Tage zu
bleiben. Angst war kein

guter Ratgeber und Luke war noch immer nicht ganz frei davon.

Er könnte in die Altstadt gehen, sich ein bisschen umschauen und einige Vorräte für den Kühlschrank in seinem Apartment besorgen. Vielleicht würde er dem kleinen Mädchen irgendwas mitbringen, Malstifte, ein Bilderbuch

oder einen roten
Luftballon. Er hatte Lust,
so zu tun, als wäre dies ein
normaler Montag und er
ein normaler Urlauber, der
bald wieder in sein
normales Leben
zurückkehren würde.

Erst jetzt wurde ihm
bewusst, dass er soeben die
letzte Klausur für dieses
Semester versäumte. Und
nicht nur die.

Sein Studium war vorbei.

Er würde woanders und unter einem anderen Namen nicht daran anknüpfen können, weil nichts ihn mit Lukas Tadikken in Verbindung bringen durfte.

Frau Roosen begann ein Gespräch mit der Frau am Fenster, die zunächst unwillig antwortete und sich dann in ihr Schicksal

ergab und den Laptop
zuklappte. Luke erfuhr,
dass sie
Unternehmensberaterin
und auf Dienstreise war.

»Unternehmensberaterin.

Frau Roosen ließ sich das
Wort auf der Zunge
zergehen wie jemand, der
Berufe sammelt und
endlich wieder einem
begegnet ist, den er noch
nicht kennt.

»Das ist bestimmt mit enormer Verantwortung verbunden.«

Die

Unternehmensberaterin lächelte gequält und schob ihren Stuhl zurück, um sich noch einen Kaffee zu holen. Frau Roosen schien kurz zu überlegen, ob sie ihr das abnehmen sollte, doch das Klingeln des Telefons enthob sie der

Entscheidung.

Erleichtert sah die Unternehmensberaterin ihr nach, wie sie davoneilte. Sie lächelte Luke zu. Luke lächelte zurück.

Und wenn sie von Kristof gekauft war?

Er beugte sich mit geheucheltem Interesse über die Zeitung, die jemand auf seinem Tisch hatte liegen lassen.

In Wirklichkeit las er keine einzige Zeile, denn er war damit beschäftigt, sich seine neue Identität einzuprägen. Irgendwann hatte er sie sich zusammengebastelt. Für den Notfall. Name. Alter. Geburtsdatum. Geburtsort. Name und Alter der Eltern. Keine Geschwister. Kindergarten. Schule. Abitur.

Er hatte sich für den Namen Gunnar Grothkamp entschieden, einen von dreien, für die er sich Papiere besorgt hatte. Erst jetzt fiel ihm auf, dass er klang wie das Pseudonym eines Klatschreporters.

Gunnar Grothkamp.

Er hatte sich im Telefonbuch bedient. Bei aller notwendigen

Phantasie sollte man so nah wie möglich an der Wirklichkeit bleiben. Das hatte er von Maurice gelernt.

Gunnar Grothkamp.
Sohn von Friedhelm
Grothkamp und Ella
Grothkamp, geborene
Riedberg. Geboren und
aufgewachsen in Hagen in
Westfalen, zuerst Selbecker
Straße im Stadtteil Eilpe,

dann Wupperstraße in
Wehringhausen. Glückliche
Kindheit. Zwei Jahre
Kindergarten.
Grundschule.

Wie war der Name der
Grundschule gewesen? Er
konnte sich nicht erinnern.
Bis zum Abitur auf dem
Heinrich-Heine-
Gymnasium in der ...
Heinitzstraße?

Gunnar Grothkamp.



Imke gab auf. Seit zwei Stunden versuchte sie, ihre Tochter zu erreichen, doch sie wurde jedes Mal von ihrer Mailbox abserviert. Nach der ersten Nachricht hatte sie keine weiteren hinterlassen. Jette konnte sehen, dass und wie oft sie angerufen hatte. Sie sollte sich gefälligst melden.

Sie wandte sich wieder dem Computer zu. Saß da, die Finger auf der Tastatur, ohne zu schreiben. Gedankenverloren.

Jette lebte ihr eigenes Leben, gut, aber musste sie das so voll und ganz und kompromisslos tun? Gab es in ihrem Kopf nur Schwarz und Weiß und nichts dazwischen?

»Ich habe doch auch eine

Mutter«, murmelte Imke und stellte schuldbewusst fest, dass sie schon über eine Woche nicht mehr mit ihr telefoniert hatte.

Sofort griff sie zum Hörer.

»Entschuldige«, sprudelte es aus ihr heraus, nachdem ihre Mutter sich gemeldet hatte. »Ich hatte so viel um die Ohren, ich habe es einfach nicht

geschafft, dich anzurufen.«

»Ja. Und?«

»Ich wollte dir nur sagen, dass es mir leidtut.«

Imke hörte sich diesen Satz sagen und stellte fest, dass sie es gar nicht so meinte. Mir fehlt nicht nur das Talent für die Mutterrolle, dachte sie beschämt, ich tauge auch nicht zur Tochter.

»Wann gewöhnst du dir

endlich diesen
anstrengenden Hang zum
Perfektionismus ab?«,
fragte ihre Mutter.
»Ständig schleppst du dein
schlechtes Gewissen mit
dir herum. Das macht es
verdammst schwer, mit dir
auszukommen.«

Imke schluckte. Was
redete ihre Mutter denn
da?

»Noch bin ich kein

Pflegefall, mein Kind.
Sollte sich das ändern,
wirst du die Erste sein, die
es erfährt. Dann kannst du
mich betüddeln, so viel du
willst.«

Betüddeln, dachte Imke,
was für ein schönes Wort.

Sie hatte sich das
Gespräch anders
vorgestellt, liebevoller
vielleicht, ein bisschen wie
dieses altmodische,

freundliche Wort, das ihre Mutter da eben verwendet hatte. An die direkte, ruppige Art dieser Frau würde sie sich nie gewöhnen.

»Und im Augenblick ist es sowieso ganz schlecht, Imke. Ich bin zum Shoppen und anschließend zum Mittagessen verabredet. Aber sag mir schnell noch, wie es dir geht. Und Jette

natürlich.«

Imke hatte längst aufgehört, solche Fragen ehrlich zu beantworten. Sie wusste, dass ihre Mutter sie für eine dumme Glucke hielt, die ihrem Kind den Weg ins Leben versperrte.

»Uns geht's prima.«

Der Tonfall geriet ihr eine Spur zu vergnügt, zu unbekümmert, aber ihre Mutter merkte es nicht. Sie

schien auch keine näheren Auskünfte zu erwarten.

»Dann bis demnächst«, sagte sie und beendete das Gespräch.

Imke stand auf und trat ans Fenster. Der große Garten und das weite Land dahinter litten sehr. Seit Wochen war kein Regen gefallen. Das Gras war dürr und bleich, die ersten Bäume wurden bereits

schütter. Die Schafe kamen gar nicht mehr aus dem Schatten unter den Bäumen hervor.

Der Bussard ließ sich kaum noch blicken.

Es war ein fettes Mäusejahr und der Tisch für Raubvögel und Katzen reich gedeckt. Auch Edgar und Molly waren Tag und Nacht auf der Jagd. Manchmal legten sie Imke

oder Tilo eine
quietschlebendige Maus als
Geschenk vor die Füße und
beobachteten schnurrend
ihre Anstrengungen, sie mit
einem Eimer einzufangen,
um sie zu retten.

Imke beschloss, sich mit
einem Glas Eistee und
einem Buch auf die
Terrasse zu setzen, die um
diese Zeit noch im Schatten
lag. Manchmal reichte eine

halbe Stunde Entspannung
aus, um die Kurve zum
Weiterschreiben zu
kriegen.

Imke fuhr den Computer
herunter und ging ins
Erdgeschoss.

Lange Sonnenstreifen
schimmerten auf dem
Küchenboden. Es war
angenehm kühl. Die alte
Mühle hatte dicke Mauern,
die im Sommer vor der

Hitze schützten und im Winter vor der Kälte. Das Gebäude war eigentlich viel zu groß für zwei Personen, erst recht das dazugehörige Land von zwanzigtausend Quadratmetern, doch Imke liebte jedes einzelne Zimmer, jeden Baum und jeden Strauch.

Sie nahm den vorbereiteten Eistee aus

dem Kühlschrank, goss sich ein großes Glas davon ein, schnappte sich den Roman, den sie gerade las, und betrat die Terrasse, die beinah das ganze Haus umschloss. Als sie sich an den Tisch setzte, fiel ihr ein, dass sie das Telefon im Haus vergessen hatte. Sie konnte sich jedoch nicht überwinden, noch einmal aufzustehen, um es zu

holen. Sie schlug das Buch auf und fing an zu lesen.

Bald war sie verschmolzen mit der grünen Lautlosigkeit hier draußen, die selbst die Rufe der Vögel absorbierte und in Stille verwandelte.

Bevor sie in dieses Haus gezogen war, hatte Imke sich nicht vorstellen können, dass es das gab: das vollkommene Fehlen

von Geräuschen. Sie hatte nicht gewusst, dass die Stille so kompakt sein konnte, dass sie in den Ohren dröhnte. Manchmal schien sie lebendig zu sein und ein Eigenleben zu führen.

Wie es Geister tun.

Seit Frau Bergerhausen in diesem Haus ermordet worden war, spürte Imke deutlich ihre Gegenwart.

Es konnte ein kaum wahrnehmbarer Luftzug bei geschlossenen Fenstern sein oder ein flüchtiges Wispern an ihrem Ohr. Manchmal war es auch nur ein Anflug von Traurigkeit, der Imke die Tränen in die Augen steigen ließ.

Sie fühlte sich immer noch schuldig.

Wäre sie an jenem Tag zu Hause gewesen, wäre

ihre Putzfrau noch am Leben, davon war sie fest überzeugt, auch wenn Tilo ihr das immer wieder auszureden versuchte, mal mit zärtlichen Worten, mal mit seinem Psychologenlatein.

Frau Bergerhausens Tod hatte Imke auf uralte Fragen zurückgeworfen. War jeder Mensch seinem Schicksal ausgeliefert oder

konnte er es beeinflussen?
War es Frau Bergerhausens
Schicksal gewesen, an
diesem Ort ermordet zu
werden? War es Imkes
Schicksal gewesen, den
Mörder mit ihrer
Berühmtheit anzulocken?
Hatte sie dem Mann ihre
Putzfrau sozusagen als
Opfer dargeboten?

Hätte Frau Bergerhausen
ihrem Schicksal entfliehen

können, indem sie am Tag ihres Todes nicht zur Arbeit erschienen wäre? Hätte Imke sie durch ihre bloße Anwesenheit retten können? Was wäre geschehen, wenn sie nicht untergetaucht wäre, um sich dem Irren zu entziehen, der sie mit seiner kranken Liebe verfolgt hatte?

»Mach dich doch nicht

verrückt mit deinem
ständigen Wenn und
Aber«, hatte Tilo ihr
kürzlich erst geraten. »Mit
solchen Fragen quälst du
dich bloß, weil du sie nicht
beantworten kannst.«

»Damit wischst du die
Bedeutung ganzer
Wissenschaften vom
Tisch«, hatte Imke ihm
entgegnet. »Die
Philosophie beispielsweise

wäre ohne Fragen nicht denkbar.«

»Ich wusste nicht, dass wir über philosophische Themen diskutieren. Ich dachte, es ginge um deine Verstrickung in Frau Bergerhausens Tod, um Schuld und Sühne und ...«

»Aber das ist ja Philosophie«, war Imke ihm ins Wort gefallen. »Sobald du ein Geschehen

nicht als gegeben
akzeptierst und beginnst, es
infrage zu stellen, fängst du
an zu philosophieren.«

»Du ...«

Tilo hatte auf seine Uhr
geschaut.

»Können wir uns später
weiter darüber
unterhalten? Ich muss los.«

So oder ähnlich liefen im
Augenblick viele ihrer
Gespräche ab. Imke wollte

gar nicht, dass Tilo ihr mit seinen Argumenten die Last von den Schultern nahm. Sie war bereit, sie zu tragen, solange es richtig war. Sie wollte bloß in Ruhe mit ihm darüber reden.

Der Roman war nicht schlecht, aber er fesselte sie nicht wirklich. Imke klappte das Buch zu und legte es auf den Tisch. Sie

trank einen Schluck Eistee,
lehnte sich zurück,
verschränkte die Hände
hinterm Kopf und schloss
die Augen.

Sie war gerade in einen
wohligen Zustand von
Schläfrigkeit geraten, als
sie die Klingel hörte. Es
passierte relativ selten,
dass unangemeldet Besuch
hereinschneite. Die alte
Mühle lag zu einsam.

Selbst vom Dorf war es noch ein strammer Fußmarsch bis hierher.

Vielleicht ein Paket, dachte Imke, denn sie erwartete die Belegexemplare ihres neuen Krimis. Oder der Bauer, der ihr Land gepachtet hatte, wollte sie wieder einmal um Erlaubnis bitten, in ihrem Garten nach einem Schaf zu

suchen, das durch eine undichte Stelle im Zaun entwischt war.

Imke stand auf und ging zur Tür, ein unverbindliches Lächeln auf den Lippen.

Er stand da und sah ihr in die Augen, und für ein paar Sekunden setzte ihr Herzschlag aus. Ihr Mund wurde trocken. In ihren Handflächen sammelte sich

Schweiß. Und während sie sich um Fassung bemühte, registrierte die Schriftstellerin in ihr jede einzelne dieser verräterischen Reaktionen.

Sie wünschte, Tilo wäre hier, um sie vor sich selbst zu schützen.

Dabei war sie halbwegs sicher. Der Kommissar hatte eine junge Frau mitgebracht. Imke war also

nicht allein mit ihm.

»Das ist meine Kollegin«, erklärte er gerade.

Was hatte er sonst noch gesagt? Imke hatte nicht zugehört. Sie war viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt gewesen.

»Tessa Wiefinger«, stellte die junge Frau sich vor und reichte ihr die Hand.

Imke führte die beiden auf die Terrasse und holte Gläser und die Karaffe mit dem Eistee aus der Küche. Allmählich hatte sie ihre Fassung zurückgewonnen. Sie schenkte ihnen ein und erkundigte sich nach dem Grund ihres Besuchs.

Tessa Wiefinger war Ende zwanzig, Anfang dreißig und besaß die Art von Schönheit, die sich erst

in einem faszinierenden
Zusammenspiel von Mimik
und Gestik offenbart. Ihr
Gesicht erinnerte Imke an
die Bilder alter Meister.
Die lebhaften dunklen
Augen mit den goldenen
Sprenkeln bildeten einen
reizvollen Kontrast zu dem
kinnlangen gebleichten
Haar, das ursprünglich
wahrscheinlich braun
gewesen war, wenn nicht

sogar schwarz.

»... und würden uns gern mit Ihnen unterhalten«, sagte der Kommissar.

Unterhalten? Worüber?

Imke hatte wieder nicht zugehört. Sie riss sich vom Anblick seiner Kollegin los und schaute den Kommissar erwartungsvoll an.

»Wie lange arbeitet Lukas Tadikken bereits für

Sie? «

Luke. Natürlich.

Da hast du dich eigens versetzen lassen, um mir aus dem Weg zu gehen, dachte Imke, und Lukes Verschwinden hat dich wieder hierhergeführt.

Sofort schämte sie sich für diese Überlegung.

Was, wenn Luke etwas zugestoßen war?

»Ich habe ihn eingestellt

... kurz bevor ich im Sauerland war, um ... zu recherchieren.«

Er nickte.

Sie war nicht ins Sauerland gefahren, um für ihr Buch zu recherchieren. Sie hatte sich vor diesem Verrückten in Sicherheit gebracht, der sie verfolgt und bedroht, der Jette entführt und Frau Bergerhausen getötet hatte.

Imke konnte noch immer nicht gut darüber reden.

»Ende März, Anfang April. Das genaue Datum kann ich Ihnen raussuchen.«

Wieder nickte er, wie um ihr zu signalisieren, dass er sie behutsam durch die Befragung lenken wollte. Der Blick seiner Kollegin war aufmerksam. Nichts schien ihm zu entgehen,

und es ärgerte Imke, dass sie das verunsicherte.

»Welche Aufgaben erledigt er für Sie?«, fragte Tessa Wiefinger jetzt.

»Was so anfällt. Anfangs hat er meine Bücher katalogisiert, Ordnung in meine Rezensionen gebracht, den einen oder andern Brief beantwortet, und dabei hat er sich so gut angestellt, dass ich ihm mit

der Zeit wichtigere
Arbeiten übertragen habe.«

»Welche?« Die Stimme
der jungen Frau war
angenehm und unaufgeregt.
Dennoch meinte Imke, sich
hüten zu müssen, um nicht
in irgendeine Falle zu
tappen.

»Er hat meine Termine
verwaltet und kleinere
Recherchen für mich
ausgeführt.«

Imke gestand sich ein, dass sie diese schöne junge Frau nicht gern an Bert Melzigs Seite sah. Sie errötete vor Verlegenheit.

»Luke ist sehr schnell unverzichtbar für mich geworden«, fuhr sie rasch fort.

»Wie gut kennen Sie ihn?«, fragte der Kommissar.

»Offenbar nicht gut

genug. Sonst könnte ich mir erklären, wieso er in diesen schrecklichen Schwierigkeiten steckt.«

»Trauen Sie ihm einen Mord zu?«, fragte Tessa Wiefinger.

Imke zögerte nur einen Wimpernschlag lang.

Doch damit hatte sie Luke bereits verraten.

»Nein«, sagte sie.

Ihr Blick begegnete dem

des Kommissars, und sie erkannte, dass er sie durchschaute. Das hatte er immer getan. Ihm brauchte sie nichts zu erklären, und er verteilte auch keine guten Ratschläge, wie Tilo das gern tat. Er war einfach da, hörte zu und gab ihr das Gefühl, mit ihren Ängsten nicht allein zu sein. Und doch hoffte sie, dass er schnell wieder

aufbrechen würde.

Sie konnte seine Nähe
kaum noch ertragen.

13

Merle und ich hatten uns den halben Vormittag in der juristischen Fakultät und auf dem Unigelände herumgetrieben. Da in den Semesterferien keine Vorlesungen stattfinden, hatte ich erwartet, dass hier kaum etwas los wäre, aber ich hatte mich geirrt.

Auch Merle war
beeindruckt.

»Guck dir das an!«

Skeptisch hatte sie sich
umgeschaut. Sie ist nicht
der theoretische Typ, und
ehrgeizige Menschen sind
ihr absolut unbegreiflich.

»Da sitzen die sich bei
dem traumhaften Wetter
den Hintern platt und
verpassen das Leben.«

Lernen und Leben

schließen sich nicht
unbedingt aus, dachte ich,
doch ich hatte keine Lust
auf eine
Grundsatzdiskussion mit
Merle.

Bevor wir das
rechtswissenschaftliche
Seminar betraten, mussten
wir unsere Taschen in
Schließfächern verstauen,
was von Merle mit einem
spöttischen Hochziehen der

Augenbrauen quittierte
wurde.

»Glauben die etwa, wir
würden Bücher klauen?«,
fragte sie mit einem
Gesicht, als hätte uns
jemand unterstellt, wir
wollten Kuhfladen
mitgehen lassen.

In den Arbeitsräumen
der Bibliothek war es
stickig und still. Die
Bücher rochen nach dem

Staub von Jahrhunderten. Manche sahen aus, als würden sie Zentner wiegen. Kaum freie Plätze. Alle lasen, schrieben, viele hatten den Kopf in die Hände gestützt, als wäre er ihnen zu schwer geworden. Keiner unterhielt sich mit seinem Nachbarn, nicht mal im Flüsterton. Und niemand telefonierte. Wahrscheinlich waren

Handys hier verboten.

Merle rieb sich
unbehaglich die Arme.
Dann zog sie mich auf den
Flur hinaus.

»Wir sollten hier
draußen jemanden
ansprechen«, sagte sie. »Da
drinnen werden wir beim
kleinsten Muckser
gelyncht.«

Zwei Stunden später
hatten wir uns mit vier

Studenten und zwei Studentinnen unterhalten, die oft mit Luke und Albert gearbeitet hatten. Über Albert hatten wir jede Menge erfahren. Über Luke so gut wie nichts.

»Er hält sich immer abseits.«

»Er ist hochintelligent.«

»Er hat eine fast schon unheimliche Begabung für juristisches Denken.«

Eine der Studentinnen meinte achselzuckend, Luke passe genau in ihr Beuteschema, habe allerdings nie auf ihre Annäherungsversuche reagiert, weshalb sie es aufgegeben habe, ihn anzumachen.

»Vielleicht ist er ja schwul.«

Oh nein, dachte ich. Das ist er nicht. Ich wich

Merles Blick aus und ihrem genüsslichen Grinsen.

Sie wollten wissen, warum wir uns für Luke interessierten. Als wir es ihnen erklärten, waren sie fassungslos.

»Luke? Alberts Mörder? Nie im Leben.«

Nur einer äußerte die Andeutung eines Zweifels: »Verschwunden? Wieso denn, wenn er doch

unschuldig ist? «

Genau das fragte auch ich mich die ganze Zeit, und als ich mit Merle im Erfrischungsraum saß, weil wir beide hungrig waren, redeten wir darüber.

»Wahrscheinlich traut er den Bullen nicht.« Merle klappte ihr belegtes Brötchen auseinander, fischte ein welches Salatblatt vom Käse und

legte es auf dem Tellerrand ab. »Und das kann ich ihm echt nicht verdenken. Alles spricht gegen ihn, da war es nur klug von ihm, abzuhaufen.«

»Oder er hat den Mörder beobachtet und muss sich vor ihm verstecken.«

»Ich bitte dich.« Merle leckte sich Remoulade aus den Mundwinkeln. »Das hier ist Köln, nicht

Hollywood.«

»Ach, und den toten Albert in der Badewanne voller Blut hab ich mir wohl auch bloß eingebildet?«

Zerknirscht ließ Merle das Brötchen sinken.

»Hast ja recht. Entschuldige.«

»Dieser Typ neulich in Köln«, sagte ich zögernd, »der Luke Alex genannt

hat. Was, wenn das keine Verwechslung war?«

»Du meinst, Luke führt ein ... Doppelleben?« Merle erwog das kurz und schüttelte dann zweifelnd den Kopf. »Nicht auszuschließen. Klingt aber kaum wahrscheinlicher als die vierte Möglichkeit.«

Die vierte Möglichkeit ...

»Luke hat es nicht

getan«, sagte ich bestimmt.

»Und da bist du dir ganz sicher?«

»Er hat es mir gesagt.«

»Deiner Mailbox, um genau zu sein.«

»Komm schon, Merle, was soll das? Wir hinterlassen uns doch auch dauernd Nachrichten, du und ich.«

»Aber dabei geht es nicht um Mord, Jette.«

»Luke ist kein Mörder.«

Ich schob meinen Teller weg, ohne das Brötchen darauf angerührt zu haben. Der Appetit war mir gründlich vergangen. Keine von uns sagte etwas. Merle starrte bedrückt aus dem Fenster. Sofort wusste ich, was sie dachte.

Ich war schon einmal blind gewesen vor lauter Liebe.

Caro, dachte ich. Bitte
verzeih mir.

Ich wartete, bis Merle
mit ihrem Brötchen fertig
war, dann standen wir auf
und machten uns auf den
Rückweg. Ich war richtig
froh darüber, dass wir uns
nur einen halben Tag
freigenommen hatten. Ich
sehnte mich danach, mich
in die Arbeit zu stürzen.

Wir hatten nichts

erreicht und ich wusste nicht weiter. Ab jetzt waren mir die Hände gebunden. Wenn Luke sich nicht meldete, würde ich ihn niemals finden.

Auf einmal bekam ich eine Stinkwut auf ihn.

Ruf an, dachte ich. Verdammt noch mal, MELDE DICH ENDLICH!



Luke war froh, dass das Wochenende und damit die Ruhe auf den Straßen vorüber war. Er hatte einen Bummel durch die Innenstadt gemacht und ein paar Lebensmittel eingekauft. Obst, Käse, Brot und Wasser. Das sollte fürs Erste reichen. Er hatte nicht vor, sich in Hildesheim einzurichten, sondern wollte von einem

Tag zum andern
entscheiden, ob er blieb
oder nicht. Noch war er
nicht sicher. Vielleicht
würde er es nie wieder
sein.

Unter einem der gelben
Sonnenschirme vor einem
kleinen Eiscafé bestellte er
sich einen Erdbeerbecher
und einen großen
Cappuccino. Die
Einkaufsstüte hatte er

griffbereit auf den Stuhl
neben sich gestellt.
Niemandem würde es
gelingen, ihn zu
überraschen.

Zum ersten Mal
überlegte er, ob er sich eine
Waffe besorgen sollte.
Bisher hatte er sich stets
dagegen entschieden.
Aussteigen konnte man nur
ganz oder gar nicht. Für
seine Aussage gegen Leo

und die Führungsriege der Organisation war ihm Strafmindering zugesagt worden. Das galt jedoch nicht für neue Gesetzesverstöße.

Luke zuckte zusammen.

Die Organisation.

Erschrocken fragte er sich, wie der Prozess ohne seine Aussage verlaufen würde. Leo und seine Leute durften nicht

davonkommen. Auf gar keinen Fall.

Als er bezahlte, war es bereits Mittag. Auf dem Weg zu seiner Unterkunft kam er an der Justizvollzugsanstalt für Frauen vorbei, einem alten, schönen Gebäude am Godehardsplatz. Schläfrig und friedlich lag es in der Mittagssonne. Nur die vergitterten Fenster in den

dicken Mauern und die
breiten
Stacheldrahtbarrieren
deuteten auf die Dramen
hin, die sich in seinem
Innern abspielen mochten.

Luke stieg die
Außentreppe zu seinem
Apartment hoch. Die Tüte
an seiner Hand knisterte,
wenn sie gegen sein Knie
schlug. Voller Freude
dachte er an die

Geschenke, die er für die Kleine mitgebracht hatte, einen Plüschelefanten mit knautschigem Rüssel und flattrigen Ohren und ein Buch mit frechen Kindergedichten.

Er stellte sich vor, wie sie mit ihren kleinen dicken Fingern danach griff, den Elefanten an sich drückte und sich an die Mutter kuschelte, die ihr mit leiser

Stimme vorlas. Er fühlte das Lächeln auf seinem Gesicht und merkte, dass er die letzten Stufen unwillkürlich schneller nahm.

Als er den Schlüssel ins Schloss stecken wollte, schwang die Tür von selbst langsam auf. Luke steckte den Kopf ins Zimmer und schaute sich rasch um. Nichts schien verändert,

außer dem Bett. Jemand
hatte das Kissen
aufgeschüttelt und die
Zudecke glattgestrichen.
Die Tür zum Badezimmer
stand einen Spaltbreit
offen. Luke erinnerte sich
nicht mehr daran, ob er sie
zugezogen hatte oder nicht.

Er lauschte. Kein Laut.
Die langen, fast
transparenten weißgrauen
Vorhangschals an den

Fenstern wehten leise im Luftzug, sonst bewegte sich nichts. Ein Hauch von Zitrone lag im Raum, offenbar von einem Reinigungsmittel oder einem Toilettenspray.

Luke lachte erleichtert auf. Es gab eine simple Erklärung: Die Wirtin musste nach dem Putzen vergessen haben, die Tür richtig zu schließen.

Er war bereits auf dem Weg zu der kleinen Küchenzeile, als sich ihm die Nackenhaare sträubten. So geräuschlos wie möglich stellte er die Einkaufstüte ab, ohne die Badezimmertür aus den Augen zu lassen.

Da war jemand.

Luke fehlte die Zeit, nach einem Messer oder einer Schere zu suchen, um

sich verteidigen zu können. Außerdem wusste er nicht, ob die Schubladen quietschten. Er durfte keinesfalls Lärm machen.

Jetzt konnte er sogar riechen, dass jemand in der Nähe war. Es war kein spezifischer Geruch, eher die deutliche physische Wahrnehmung eines anderen Körpers. Adrenalin schoss durch seine

Blutbahn. Seine Nerven
spannten sich wie
Geigensaiten.

Auf Zehenspitzen schlich
er zur Tür. Er atmete ganz
flach. Dennoch hatte er das
Gefühl, wie ein
schnaufendes Nilpferd über
den Boden zu stampfen.

Durch den Türspalt
konnte er die linke Hälfte
des Badezimmerfensters
erkennen und einen Teil

der weißen
Handtuchheizung, an der
ein frisches Badetuch hing.
Er hielt den Atem an.

Wenn jemand hier
eingedrungen war, musste
er Luke gehört haben.
Womöglich lauerte er
hinter der Tür, um sich auf
ihn zu stürzen, sobald er
das Zimmer betrat.
Wahrscheinlich sogar, denn
es war die einzige Stelle, an

der er sich verstecken konnte.

Luke sammelte sich und trat mit aller Kraft gegen die Tür, die aufflog und scheppernd gegen das Waschbecken krachte. Im nächsten Moment war er in den Raum gestürmt und stand jetzt da, geduckt, die Fäuste erhoben.

Die Frau saß auf dem Bidet, mit dem Rücken an

die Wand gelehnt. Der leicht nach links geneigte Kopf war ihr tief auf die Brust gesunken und das schulterlange Haar hing wie ein goldener Schleier vor ihrem Gesicht. Zu ihren Füßen hatte sich eine Blutlache auf den weißen Fliesen gebildet.

Der Geruch des Bluts stieg Luke in die Nase. Ihm wurde schlecht.

Er wich zurück. Dachte an das kleine Mädchen. Wie sollte es den Verlust seiner Mutter jemals verkraften?

Du musst nachprüfen, ob sie noch lebt, sagte ihm sein Verstand.

Sein Gefühl riet ihm das Gegenteil.

Er hatte Angst davor, die Frau anzuschauen. Angst, ihrem toten Blick zu

begegnen. Oder sie, falls sie noch lebte, hilflos röcheln zu hören.

Tu es endlich!

Als er behutsam ihren Kopf anhob und ihre Haare Gesicht und Oberkörper freigaben, bemerkte er, dass die hellblaue Leinenhose und die weiße Bluse sich mit Blut vollgesogen hatten. Er erkannte die Stellen, an

denen das Messer
eingedrungen war.

Das Messer.

Die Klinge rot
verschmiert.

Es lag auf ihrem Schoß,
und das erschütterte Luke
mehr als alles andere.

Ein Fuß der Frau steckte
noch in einer schwarzen
Sandale, der andere war
nackt und verdreht. Die
zweite Sandale lag einen

halben Meter abseits. Sie war auf die Seite gekippt. Einer der schmalen Riemen war an der Nahtstelle eingerissen.

Erst nachdem Luke all dies registriert hatte, wagte er es, der Frau ins Gesicht zu blicken.

Das erste Gefühl, das ihn überkam, war pure Erleichterung. Das hier war nicht seine

Zimmerwirtin. Es war nicht die Mutter des kleinen Mädchens. Sie sah ihr nicht einmal ähnlich und war auch viel jünger, kaum älter als er selbst.

Dann nahm Luke wahr, wie bleich ihr Gesicht war und wie leuchtend rot im Kontrast dazu der Lippenstift, mit dem sie ihre Lippen nachgezogen hatte, und er schämte sich

seiner Erleichterung.

Ihre Augen waren geschlossen, aber nicht ganz, sodass es schien, als würde sie ihn durch einen schmalen Spalt beobachten. Luke hielt ihr Gesicht in beiden Händen. Die Haut war warm und weich und machte ihm Hoffnung, dass noch Blut durch die Adern floss.

»Hallo«, sagte er sanft.

»Hörst du mich?«

Sie reagierte nicht.

Oder war der Kopf in seinen Händen ein wenig schwerer geworden?

Hinter den halb geöffneten Lippen schimmerten ihre Zähne. Luke bemerkte jetzt, dass sie den Lippenstift hastig aufgetragen haben musste oder aber sehr ungeschickt, denn er reichte an manchen

Stellen über die natürlichen Konturen der Lippen hinaus.

Oder jemand anders hatte sie geschminkt.

Vorsichtig ließ Luke ihren Kopf gegen die Wand sinken. Er suchte ihren Puls an der Halsschlagader, dann am Handgelenk. Ihre Nägel waren so kurz, dass ein Teil des Nagelbetts freilag.

Da. Ein leichtes Pochen.

Luke wollte schon aufspringen, um Hilfe zu holen, als er bemerkte, dass er seinen eigenen Pulsschlag in seinen Fingerkuppen gefühlt hatte.

Er beugte sich über das Mädchen, um zu hören, ob sie noch atmete, aber da war nichts. Als Letztes überwand er sich und hob behutsam ihre Lider an. Ihr

Blick war ohne Ausdruck
und ging durch ihn
hindurch, als wäre er auf
etwas gerichtet, das sich
hinter seinem Rücken
befand.

Einige Sekunden hockte
Luke da, ohne sich zu
regen. Vom Magen aus
kroch das Begreifen in ihm
hoch und lähmte seine
Glieder. Sein
Unterbewusstsein hatte

gleich zu Anfang etwas
gespeichert, doch sein
Gehirn hatte sich
geweigert, es
wahrzunehmen.

Bis jetzt.

Langsam und mit
unendlicher Mühe wandte
er den Kopf.

Auf dem Spiegel über
dem Waschbecken stand,
mit rotem Lippenstift
flüchtig hingeschrieben,

eine Mitteilung:

NUMMER ZWEI.

Daneben befand sich ein Smiley.

Luke brauchte die Farbe des Lippenstifts nicht mit der auf den Lippen des Mädchens zu vergleichen. Er wusste, dass es dieselbe war. Der Mörder musste den Lippenstift mitgenommen haben, denn er lag nirgendwo.

Die Mitteilung war eindeutig und sie war an Luke gerichtet, da gab es keinen Zweifel. Sie hatten ihn die ganze Zeit im Auge behalten. Zu jeder Stunde des Tages waren sie über jeden seiner Schritte informiert gewesen.

Dieses Mädchen hatte sinnetwegen sterben müssen.

»Es tut mir so leid«,

flüsterte Luke. »Oh, mein Gott, es tut mir so leid.«

Er gab sich einen Ruck und stand auf, um zu packen. Die Geschenke für die Kleine und das Geld für zwei Übernachtungen legte er auf den Tisch. Er hatte den Betrag großzügig aufgerundet, weil er sich nicht nur Hals über Kopf davonmachte, sondern sich auch erbärmlich schuldig

fühlte.

Er hatte den Tod hierhergebracht.

Kristofs krankes Katz-und-Maus-Spiel hatte die zweite Phase erreicht.



Der Anruf der Kriminalpolizei Hildesheim erreichte Bert, als er gerade seine Tasche packte, um nach Hause zu fahren. In

einem Ferienapartment
nahe der Altstadt
Hildesheims hatte man
eine Tote gefunden, die
offensichtlich einem
Verbrechen zum Opfer
gefallen war.

»Die Begleitumstände
sind reichlich sonderbar«,
erklärte der Kollege, der
sich als Karsten Spengler
vorgestellt hatte. »Der
Gast, der dieses Apartment

seit Samstag bewohnt hat, ein junger Mann, ist auf und davon. Er war es aber, der der Vermieterin den Hinweis gegeben hat. Telefonisch.«

Bert hörte aufmerksam zu. Bei der Erwähnung des jungen Mannes fing seine Kopfhaut an zu kribbeln und er presste den Hörer ans Ohr.

»Sein Name ist ... äh ...

Moment ... Markus oder
Marten Haller. Die
Vermieterin wusste es nicht
genau. Sie vermietet noch
nicht lange und hat ihn
kein Anmeldeformular
ausfüllen lassen. Er war ihr
ganz überraschend von
ihrer Tante geschickt
worden, die ein paar
Häuser weiter eine Pension
betreibt.«

Der Stimme nach war

der Kollege um die fünfzig
und er war Raucher. Bert
hörte im Hintergrund das
Schnappen eines
Feuerzeugs und dann ein
tiefes Inhalieren. Völlig
unerwartet meldete sich bei
ihm die Lust auf eine
Zigarette. Er versuchte,
sich zu konzentrieren, und
notierte sich ein paar
Fakten.

Markus oder Marten

Haller. Die Namen sagten ihm nichts.

Karsten Spengler nahm noch einen Zug von seiner Zigarette, seinem Zigarillo oder was immer er da rauchen mochte, und fuhr dann mit seinem Bericht fort.

»Bei der Toten handelt es sich um eine junge Frau, Lisa Darwisius, zweiundzwanzig Jahre alt.

Sie hat in Hildesheim
Kreatives Schreiben und
Kulturjournalismus
studiert und als
Babysitterin für die Familie
gejobbt, der das
Ferienapartment gehört.
Wenn Not am Mann war,
hat sie auch schon mal
beim Putzen geholfen, so
wie heute.«

Spengler seufzte
bedauernd.

»Hätte sie das mal besser gelassen.«

»Wie ist sie gestorben?«, fragte Bert.

»Ihr Körper weist zahlreiche Stichwunden auf und sie hat viel Blut verloren. Sie wird morgen in der Gerichtsmedizin in Hannover obduziert. Dann werden wir es genau wissen.«

Wieder zog Spengler an

seiner Zigarette. Bert wünschte, er hätte sie bald fertig geraucht. Er steckte sich das Ende seines Kugelschreibers in den Mund und kaute darauf herum. Ein schäbiger Ersatz, aber manchmal funktionierte es.

»Warum ich mich bei Ihnen melde«, kam Spengler endlich zur Sache. »Dieser Haller hat uns

über die Vermieterin
ausrichten lassen, der Täter
sei derselbe, der einen
gewissen Albert ... äh ...
warten Sie ...«

Bert zuckte zusammen.

»... ah ja, Albert Kluth
in Köln ermordet habe.
Und wenn meine
Informationen stimmen,
arbeiten Sie an diesem
Fall.«

»Das ist richtig.«

Bert hatte Mühe, seine Stimme zu kontrollieren. Nur mit Mühe konnte er sich das Ausmaß dieser Mitteilung vorstellen.

»Die Tote saß auf dem Bidet. Sie war komplett angezogen, hatte lediglich einen Schuh verloren. Die Tatwaffe lag auf ihrem Schoß. Ihr Mund war seltsam geschminkt, höchst intensiv, mit einem breiten,

kräftigen Strich, fast so, als hätte ihr jemand ein Clownsgrinsen aufmalen wollen. Und mit vermutlich demselben Lippenstift hat offenbar der Mörder eine Nachricht auf dem Badezimmerspiegel hinterlassen: NUMMER ZWEI.«

»Nummer zwei?«

»Daneben hat er ein

Smiley gezeichnet.«

»Ein Smiley ...«

Bert sah ein lippenstiftrotes Smiley vor sich, das in den Raum grinste, in dem eine tote Studentin auf einem Bidet saß. Er fing an zu frieren.

»Was ist mit Fingerabdrücken?«, fragte er.

»Dutzende. Wir müssen die Ergebnisse der

Spurensicherung
abwarten.«

Bert merkte, wie sich seine Finger, die den Hörer hielten, verkrampften. Er wechselte ihn in die andere Hand.

»Was halten Sie davon?«, fragte Spengler.

Bert erläuterte ihm die Hintergründe des Falls Albert Kluth und informierte ihn über den

Stand der Ermittlungen.

»Sie glauben also, dieser Haller könnte identisch sein mit Lukas Tadikken?«, fragte Spengler, nachdem er sich Berts Ausführungen angehört hatte, ohne ihn zu unterbrechen. Er zündete sich wieder eine Zigarette an. Bert konnte den Rauch fast riechen.

»Ja.«

»Aber angenommen, er

hat diesen ...«

»Albert Kluth«, half Bert aus.

»Richtig, Albert Kluth. Angenommen, er hat ihn getötet und ist verschwunden, und weiter angenommen, er hat auch Lisa Darwisius getötet – warum sollte er der Polizei mitteilen, dass die beiden Morde zusammenhängen? Wieso sollte er uns auf

seine Spur bringen? «

»Es könnte ein Spiel sein«, erwiderte Bert nachdenklich. »Vielleicht will er uns aber auch herausfordern. Oder er brüstet sich mit seinen Taten. Da gibt es doch jede Menge Möglichkeiten.«

»Ein Serientäter also.«

»Sieht danach aus.«

»Halten Sie Lukas Tadikken für den Mörder

seines Freundes?«

»Dazu kann ich noch nichts sagen.«

Bert hatte den Bericht der Spurensicherung vor wenigen Minuten auf den Schreibtisch bekommen.

»Es gibt eine Reihe von Fingerabdrücken. Die meisten jedoch stammen vom Opfer und – allem Anschein nach – von Lukas Tadikken. Was ja zu

erwarten war bei zwei Menschen, die sich eine Wohnung teilen. Abgesehen von diesen Fingerabdrücken war das Zimmer Lukas Tadikkens ungewöhnlich sauber und penibel aufgeräumt und lieferte uns keinerlei Hinweise auf seinen Bewohner.«

»Und die Befragungen?«

»Die haben noch nichts

Verwertbares ergeben.
Anscheinend hat ihn
niemand wirklich gekannt,
nicht einmal seine
Freundin. Sie hat seine
Wohnung in vier Monaten
kein einziges Mal
betreten.«

Bert warf einen Blick auf
seine Pinnwand. Die ersten
Zettel und Fotos hatten
sich darauf angesammelt,
aber sie erzählten allenfalls

den Anfang einer
Geschichte.

»Es ist, als wäre er mit
einer Maske durch die
Welt gelaufen«, fuhr er
fort. »Er hat so gut wie
nichts von sich
preisgegeben.«

»Tun wir das nicht alle?
Unser Gesicht verstecken?«

»So konsequent? Es
würde mich nicht
wundern, wenn wir

feststellten, dass die Fingerabdrücke, die wir im Moment noch Lukas Tadikken zuschreiben, gar nicht von ihm stammen. Dass möglicherweise gar nicht er in diesem Zimmer und dieser Wohnung gelebt hat. Aber er ist der bisher einzige Tatverdächtige. Sämtliche anderen Spuren führten ins Leere.«

»Was ist mit seiner

Familie? «

»Wir haben noch keine
ausfindig machen können.«

»Freunde? «

»Gab es anscheinend
nicht. Aber natürlich
stehen wir noch am Anfang
unserer Ermittlungen.«

»Hmm.«

»Was mich am meisten
irritiert«, sagte Bert, »ist
das Smiley. Das hat etwas
so unvorstellbar Perfides,

dass es einem kalt den Rücken runterläuft.«

»Als wollte er uns verhöhnen«, stimmte Spengler zu. »Oder das Opfer.«

Für eine Weile schwiegen sie und Bert hörte Spengler beim Rauchen zu.

»Nummer zwei«, sagte er dann. »Warum gibt es keine Nummer eins? Wieso bei Albert Kluth keine

Nachricht und kein Smiley? «

»Das habe ich mich auch gerade gefragt.«

»Weil beim ersten Mord noch kein zweiter geplant war«, überlegte Bert. »Erst recht keine Serie. Doch das hat sich jetzt geändert. Es wird weitergehen.«

Spengler gab einen Laut von sich, der wie Zustimmung klang.

Es würde weitergehen,
weiter und weiter.



In dieser Nacht lag Kristof
lange wach, entspannt
ausgestreckt, die Hände
unterm Kopf, und
betrachtete das Lichtspiel
an der Zimmerdecke. Das
Hotel, in dem er sich
eingemietet hatte, befand
sich in der Kleinen

Budengasse, mitten in der Kölner Altstadt. Man hatte versucht, es mit minimalem Aufwand zu renovieren, war jedoch mittendrin stecken geblieben. Schwarze Ledersessel an der Rezeption machten noch kein modernes Hotel, wenn man sonst überall über Plüsches und Plastik in düsteren Farben stolperte.

Doch die Lage war
günstig. Die Kleine
Budengasse bildete ein
Geviert mit den Straßen
Unter Taschenmacher, Am
Hof und Unter
Goldschmied,
unterbrochen nur von dem
kleinen
Laurenzgittergässchen, das
auf einen Parkplatz führte.
Der Dom, der
Hauptbahnhof und der

Rhein waren in
unmittelbarer Nähe,
ebenso wie die
Philharmonie und all die
Museen, zu denen ein
täglicher Strom von
Touristen pilgerte.

Es gab keinen
günstigeren Ort, um
unbeobachtet und
unbehelligt seine
Marionetten zu lenken.

Ein paar kurze Anrufe

hatten ausgereicht. Morgen schon würden die Bullen sich mit der Frage beschäftigen müssen, wer die Presse mit den Informationen versorgt hatte.

Es war an der Zeit, ein paar neue Figuren ins Spiel zu nehmen. Damit es nicht langweilig wurde. Kristof grinste in die nächtliche Stille seines Zimmers.

Hoffentlich enttäuschten
die Mädchen seine
Erwartungen nicht.

»Ich setze auf euch«,
murmelte er. »Also strengt
euch ein bisschen an.«

Aus dem Nebenzimmer
drang ein rhythmisches
Quietschen. Die Matratzen
hier schienen so alt zu sein
wie das Hotel selbst.
Kristof hielt unwillkürlich
die Luft an und horchte.

Jetzt hörte er die Stimme
eines Mannes. Die Stimme
einer Frau.

Unterdrückte
Liebeslaute.

Seine Hand glitt unter
die Bettdecke.

Solange die Jagd dauerte,
war der Jäger der
einsamste Mensch auf der
Welt.

14

Mein Peugeot schnurrte elegant und geschmeidig über die Autobahn. Ich liebte ihn schon fast so sehr wie meinen alten Renault, von dem ich mich schweren Herzens hatte trennen müssen, weil seine Zeit abgelaufen gewesen war.

Merle saß stumm neben mir, den Blick starr geradeaus gerichtet. Das Telefongespräch mit ihrer Chefin war ziemlich unerfreulich gewesen. Sie hatte sich immer wieder dafür entschuldigt, dass sie überraschend ein paar Tage Urlaub brauchte, und ich hatte ihr angemerkt, wie schwer es ihr gefallen war, den Grund dafür nicht

auszuplaudern. Ständig
hatte Frau Donkas sie
unterbrochen, dermaßen
laut und heftig, dass Merle
gequält das Gesicht
verzogen hatte.

Danach hatte Merle mit
Claudio telefoniert. Der
hatte sie für die
Vorbereitungen einer
Familienfeier eingeplant,
die er in seinem
Pizzaservice ausrichten

wollte, und war stinksauer, dass er sich nun nach einem Ersatz für sie umsehen musste. Er hatte einen Schwall sizilianischer Flüche, Verwünschungen und Beschimpfungen ausgestoßen und Merle geschworen, das werde sie bitter bereuen.

Schließlich hatte sie auch noch ein Treffen ihrer Tierschutzgruppe absagen

müssen, das eigentlich bei uns zu Hause stattfinden sollte. Die Aktion Gabriel Zumberg ging in die Feinplanung. Sie sollte in der letzten Augustwoche stattfinden, in der die gesamte Modebranche auf das zwanzigjährige Berufsjubiläum des Modedesigners blicken würde.

Gabriel Zumberg würde

sich in Mailand, London oder Paris tummeln, in München, Berlin oder New York, aber ganz sicher nicht in seiner Emdener Villa. Der ideale Zeitpunkt für die Tierschützer, mit ihrer Aktion einen echten Kracher zu landen.

»Danke, dass du das alles für mich auf dich nimmst«, sagte ich.

»Schon okay.«

Ich dachte an mein Telefongespräch mit Frau Stein zurück. Auch sie war alles andere als begeistert gewesen, als ich ihr mitgeteilt hatte, dass ich für unbestimmte Zeit ausfallen würde, um persönliche Dinge zu regeln. Aber ich hatte ihr keine Zeit gelassen, ihrem Ärger Luft zu machen, und das Gespräch ziemlich

schnell beendet.

Um einen Anruf bei meiner Mutter hatte ich mich gedrückt. Ich hatte ihr einfach eine feige SMS geschickt.

Bin ein paar Tage mit Merle weggefahren. Melde mich später.

Bis jetzt hatte sie nicht geantwortet.
Wahrscheinlich war sie beleidigt.

In den letzten Tagen hatte sie mehrmals versucht, mich zu erreichen, aber ich hatte nicht darauf reagiert. Es war meine Art, ihr zu zeigen, dass sie für mich nicht mehr zuständig war. Ich war erwachsen und kam gut ohne ihre Einmischungen klar.

»Der Prozess der Ablösung ist für deine

Mutter schmerzlicher als für dich«, hatte Tilo mir vor kurzem zu erklären versucht. »Gib ihr ein bisschen Zeit.«

Ich war froh, dass meine Mutter ihn an ihrer Seite hatte.

Der Verkehr war immer noch ziemlich dicht. Die morgendliche Rushhour war vorbei, aber die rechte Spur wurde von einer

endlosen Reihe viel zu
dicht auffahrender
Lastwagen blockiert,
sodass sich alle anderen auf
der linken Fahrbahn
drängten.

Am Westhofener Kreuz
gerieten wir in einen Stau.
Merle machte das Radio
an. Cat Stevens sang
Morning has broken, ein
Song, den ich mit Luke
verband, seit wir ihn bei

einem unserer ersten Dates
einmal zusammen im
Autoradio gehört hatten.

Luke ...

Ich zwang mich, nicht an
ihn zu denken.

Es war Mike gewesen,
der beim Frühstück die
Bombe hatte hochgehen
lassen. Er hatte Brötchen
geholt und den Kölner
Anzeiger mitgebracht.

Wir lesen gern beim

Frühstück, was nicht bedeutet, dass wir uns nicht unterhalten, ganz im Gegenteil. Es kann passieren, dass wir noch nach einer Stunde am Küchentisch sitzen und uns die Köpfe heiß reden.

Mit einem Mal hatte Merle die Hand gehoben.

»Hört euch das an.«

Ihre Stimme war vor Aufregung gekippt.

»Treibt ein Serienmörder sein Unwesen im Studentenmilieu? Hängt der bestialische Mord an dem Kölner Studenten A. K. (wir berichteten) mit dem grausamen Mord an der Hildesheimer Studentin L. D. zusammen?«

Es war absolut still in der Küche. Nur den Kühlschrank hörte man leise brummen.

»Der Student A. K. wurde am Freitagabend tot in seiner Kölner Wohnung aufgefunden, die Leiche der Studentin L. D. wurde gestern in einem Ferienapartment nahe der Altstadt von Hildesheim entdeckt. Die Kriminalpolizei untersucht derzeit offenbar eine mögliche Verbindung der beiden Fälle ...«

Ilka starrte Merle mit offenem Mund an. Mikes Gesicht war wie aus Stein. Ich selbst saß so verkrampt da, dass mir jeder einzelne Muskel wehtat.

» ... nachdem sie einen Hinweis erhalten hat, dass es sich bei dem Täter um ein und dieselbe Person handele. Diese Information soll von dem Gast

stammen, der das
Apartment bewohnte,
einem jungen Mann, der
sich einer Befragung durch
die Polizei entzogen hat.«

Meine Gedanken
überschlugen sich. Ich
hörte, was Merle vorlas,
aber ich hatte das Gefühl,
ihre Worte nur zu träumen.

Eine andere Stimme war
in meinem Kopf.

Was immer sie dir

erzählen werden, ich habe nichts damit zu tun. Das musst du mir glauben.

Glaubte ich Luke? Durfte meine Angst denn so groß sein, wenn ich ihm glaubte? Und wovor hatte ich überhaupt Angst? Befürchtete ich nicht insgeheim, dass man den Mann, den ich liebte, als Mörder überführen würde?

Alles schien sich zu

wiederholen.

Es war, als hätte die Nachricht meinen Magen in Brand gesetzt. Die Flammen züngelten bis in meinen Hals.

»Am Tatort fand die Polizei eine mit dem Lippenstift des Opfers an den Badezimmerspiegel gekritzelte Nachricht: NUMMER ZWEI. Daneben befand sich ein Smiley.«

»Ein Smiley?« Ilka schüttelte sich. »Das ist ja so was von abartig!«

»Das war nicht Luke.«

Meine Stimme hallte merkwürdig in mir nach.

»Luke könnte keiner Fliege was zuleide tun. Und dann dieses perverse Smiley, ich bitte euch ...«

Betreten starrten sie auf den Tisch.

»Ihr glaubt doch nicht

etwa, er könnte auch nur das Geringste damit zu tun haben?«

»Jette ...«

Mike tätschelte meine Hand. Ich zog sie weg.

»Aber warum ist er dann abgehauen, statt auf die Polizei zu warten?« Ilka hatte Tränen in den Augen, als sie diese Frage stellte. »In diesem Land wird doch niemand verurteilt, der

unschuldig ist.«

»Niemand, der seine Unschuld beweisen kann«, korrigierte Merle sie und faltete die Zeitung zusammen. »Das ist ein erheblicher Unterschied.«

»Jemand will Luke die Sache in die Schuhe schieben«, behauptete ich aufs Geratewohl.

»Wer?«, fragte Ilka.

»Woher soll ich das

wissen? «

Ich sprang auf, lief zum Kühlschrank, riss die Tür auf und schlug sie wieder zu. Ich musste irgendetwas tun. Ich konnte nicht einfach so herumsitzen und mich von meinen Zweifeln auffressen lassen.

»Jemand hat ihn entführt und will ihm nun diese Morde anhängen.«

»Er war Gast in einer

Ferienwohnung«, sagte Ilka, »und er hat sie wieder verlassen. Anscheinend konnte er sich also doch frei bewegen.«

Was war mit ihr los? Wieso ritt sie so auf dem Thema herum? Ich erkannte sie nicht wieder. Sie war sonst immer offen und verständnisvoll.

»Wir wissen doch gar nicht, ob in diesem Artikel

überhaupt von Luke die Rede ist«, sagte Mike, und ich war ihm dankbar für diesen vernünftigen Einwurf, auch wenn wir alle sicher waren, dass es sich bei dem Informanten um Luke handelte.

»Genau.« Ich starrte Ilka trotzig in die Augen. »Wir vermuten es doch bloß.«

»Bleibt immer noch der Mord an Albert«,

entgegnete sie. »Wieso ist Luke so plötzlich verschwunden? Er hätte doch ...«

»Sag mal, willst du eigentlich, dass Luke ein Ungeheuer ist?«

Ich hatte mich neben Ilkas Stuhl aufgebaut, sodass sie zu mir hochgucken musste.

»Kannst du ihm nicht so etwas wie ...

Grundvertrauen
entgegenbringen? «

Grundvertrauen? Wie
konnte ich von Ilka
verlangen, was ich selbst
nicht schaffte?

»Es heißt nicht umsonst
Im Zweifel für den
Angeklagten«, sagte Merle.

»Was soll das? «

Ilka schob ihren Stuhl
zurück und stand jetzt vor
mir, so nah, dass ich ihren

Atem auf dem Gesicht
spürte.

»Ist in diesem Haus
neuerdings das Denken
verboten? Wollt ihr mir
einen Maulkorb
verpassen?«

Sie fuchtelte erregt mit
den Händen in der Luft
herum.

»Was erwartet ihr von
mir?«

»Solidarität vielleicht«,

sagte ich kalt.

Ilka war aus der Küche gelaufen. Mike hatte mich mit einem vorwurfsvollen Blick bedacht und war ihr gefolgt.

War das wirklich erst ein paar Stunden her?

»Hey, Schlafmütze! Es geht weiter.«

Merle stupste mich an und holte mich aus der Erinnerung zurück. Und

schon hupte der Mercedesfahrer hinter uns. Ich legte den ersten Gang ein und der Wagen kroch vier, fünf Meter weiter.

»Und wenn wir in Hildesheim sind?«, fragte Merle. »Ich meine, falls uns das bei diesem halbsbrecherischen Tempo jemals gelingen sollte. Wo fangen wir an?«

»Keine Ahnung.«

Wir hatten noch keine Zeit gehabt, uns einen Plan zurechtzulegen.

Merle gähnte zum Steinerweichen. Kurz darauf sackte ihr Kopf an die Scheibe und sie war eingeschlafen.

Eine Stunde später waren wir zwei Kilometer vorangekommen und standen noch immer im Stau. Merle machte die

Augen auf, sah sich um,
kippte ihren Sitz nach
hinten, rollte sich
zusammen und machte die
Augen wieder zu.

Luke, dachte ich und
versuchte es mit
Telepathie. Wo immer du
sein magst, bitte, gib mir
ein Zeichen!

Und wenn er das gar
nicht wollte?

Wenn er mich wirklich

verlassen hatte?



Imke nahm das Mobiltelefon – und legte es auf den Schreibtisch zurück.

Sie schrieb ein paar Sätze – und löschte sie wieder.

Sie brühte sich einen Tee auf – und rührte ihn nicht an.

Schließlich schnappte sie sich das Telefon und trug es durchs Haus, unfähig, eine Entscheidung zu treffen.

Sie war sich hundertprozentig sicher, dass die Mädchen nicht einfach ein paar Tage weggefahren waren, wie Jette es in ihrer SMS behauptete. Sie waren unterwegs, um Luke

aufzustöbern und seine
Unschuld zu beweisen.

Falls er unschuldig war.

Diese Wahnsinnigen ...

Sie durchquerte mit
Riesenschritten das
Wohnzimmer, den
Wintergarten, die Küche,
tigerte in der Eingangshalle
auf und ab wie eingesperrt,
das Telefon immer in der
Hand. Sollte sie Bert
Melzig anrufen oder nicht?

Das nennt man einen klassischen Loyalitätskonflikt, dachte sie.

Wenn sie den Kommissar über ihren Verdacht informierte, lieferte sie ihm Jette und Merle damit aus. Tat sie es nicht, schützte sie die Mädchen einerseits vor dem Ärger mit der Polizei, ließ sie jedoch andererseits geradewegs in

die Gefahr laufen.

Und enttäuschte sein
Vertrauen.

Als sie wieder an ihrem
Schreibtisch saß, hatte sie
endlich einen Entschluss
gefasst.

»Melzig.«

Er klang sachlich und
Respekt einflößend.

Imke hatte ihn schon
anders gehört, sanft und
liebervoll und so, dass sie

Gänsehaut bekommen
hatte.

Als sie sich vor wenigen
Monaten vor dem Stalker
hatte verstecken müssen,
war der Kommissar die
einzige Verbindung zu
ihrem normalen Leben
gewesen.

Und die einzige
Versuchung.

Imke wurde rot und war
froh darüber, dass er es

nicht sehen konnte.

»Jette und Merle sind offenbar wieder dabei, Dummheiten zu machen«, erzählte sie ihm übergangslos. »Meine

Tochter hat mir eine SMS geschickt und sie beide für ein paar Tage abgemeldet.«

»Sie wissen nicht, wo sie stecken?«

»Nein.«

»Und ihre Freunde?«,

fragte er nach kurzem Schweigen.

Imke hatte überhaupt nicht daran gedacht, bei Mike und Ilka nachzufragen.

»Natürlich.« Gott, war ihr das peinlich. »Da hätte ich zuerst anrufen sollen. Vielleicht hätte ich Sie dann nicht belästigen müssen. Entschuldigen Sie bitte.«

»Sie belästigen mich nicht. Das wissen Sie doch.«

Seine Stimme war wie ein Streicheln.

Imkes Blick fiel auf das Foto, das in einem silbernen Rahmen auf der Fensterbank stand. Darauf strahlte ein glücklicher Tilo in die Kamera. Rechts von ihm war die Scheune zu erkennen und auf ihrem

Dach, ein wenig unscharf gegen den grauen Himmel, der Bussard.

Imke wusste nicht mehr, wann sie das Foto aufgenommen hatte, aber sie wusste, dass genau das ihr Zuhause war.

Tilo. Die Mühle. Der Bussard.

Für Bert Melzig war in diesem Zuhause kein Platz.

»Danke«, sagte sie und

bemerkte entsetzt, wie sehr ihre Stimme das Gegenteil verriet.

Es vergingen einige Sekunden, dann hörte Imke im Hintergrund eine Frau lachen. Bestimmt seine junge Kollegin, deren Name ihr wieder entfallen war, womöglich weil sie ihn sich gar nicht merken wollte.

»Ich rufe gleich bei den

jungen Leuten an«, sagte sie.

»Geben Sie mir Bescheid, wenn Sie etwas erfahren haben?«

»Versprochen.«

Sie versuchte ein kleines Lachen, nach dem ihr überhaupt nicht zumute war, verabschiedete sich und ließ das Telefon auf den Schreibtisch fallen, als hätte sie sich daran

verbrannt. Noch einmal blickte sie auf das Foto, prägte sich jede Einzelheit ein.

Niemals durfte sie vergessen, was wichtig war.

Sie starrte immer noch auf Tilos Gesicht, als das Telefon klingelte.

»Ich wollte mich nur vergewissern, dass du mich noch liebst.«

»Was?«

»Und dass du dich nach mir verzehrst und jede einzelne Sekunde an mich denkst.«

Sie hörte Tilo schmunzeln und wusste genau, wie er jetzt aussah, ein Grinsen bis zu den Ohren und eine Million Lachfältchen um seine Augenwinkel.

Imke schämte sich in

Grund und Boden. Ihn hätte sie zuallererst informieren müssen.

»Tilo ...«

»Was ist los?«

Sofort klang seine Stimme alarmiert.

»Jette und Merle sind für ein paar Tage weggefahren.«

»Und ich dachte schon, es wäre was Ernstes.« In seiner Stimme tanzte die

Erleichterung. »Ist doch schön, wenn sie sich mal eine Auszeit gönnen. Sie arbeiten beide hart.«

»Ich glaube nicht, dass sie einen Erholungstrip machen«, entgegnete sie scharf.

Es gab Augenblicke, da konnte Tilo sagen, was er wollte, da reizte er sie mit jedem Wort.

»Sondern?«

»Das weißt du genau. Sie suchen Luke.«

»Ike, das vermutest du doch bloß.«

Nenn mich nicht so, dachte sie, nicht im Streit.

»Und wenn ich recht habe? Und wenn sie ihn finden?«

»Dann werden sie ihn dazu bewegen, Kontakt mit der Polizei aufzunehmen und ...«

»Und wenn er der ...
Mörder ist?«

Es gelang ihr kaum, das
Wort auszusprechen, das
sie Tausende Male ohne
Schwierigkeiten in ihren
Büchern verwendet und bei
Veranstaltungen vorgelesen
hatte.

»Wir reden hier von
Luke ...«

Tilo hatte seine
Psychologenstimme aus

dem Zylinder gezaubert,
warm, weich, sicher und
beruhigend.

»... dem Freund deiner
Tochter. Ich glaube nicht,
dass er zu einem Mord
fähig ist.«

»Du glaubst, Tilo.«

»Und ich bin sicher, dass
er Jette niemals etwas
antun würde.«

»Ach, Tilo.«

Unbeirrbar hielt er daran

fest, dass der Mensch von Natur aus gut sei, obwohl er tagtäglich die seelischen Wunden behandelte, die Menschen einander zufügten.

War das nicht einer der Gründe dafür, dass sie ihn liebte?

»Hast du heute nicht das Interview?«, lenkte er ab.

Er konnte das gut und meistens funktionierte es

auch.

»Die haben sich für den Nachmittag angekündigt.«

Ein Fernsehteam, mit dem sie schon einmal gearbeitet hatte. Diesmal wollten sie ein Porträt von ihr drehen. Imke wünschte, sie hätte ihre Zusage dazu niemals gegeben. Sie war absolut nicht in der Stimmung, ihr Sonntagsgesicht

aufzusetzen und über
Literatur zu
schwadronieren.

»Rufst du mich an, wenn
die Luft rein ist? Ich bleibe
bis dahin in der Praxis.«

Imke versprach es. Dann
versuchte sie, noch ein
Stündchen zu arbeiten.

Gäbe es das Schreiben
nicht, wäre sie längst
verrückt geworden.



Nachdem Luke Hildesheim fluchtartig verlassen hatte, war er den ganzen Tag, eine ganze Nacht und einen weiteren Tag nur gefahren, gefahren und gefahren. Ab und zu hatte er eine Pause gemacht, um sich etwas zu essen zu besorgen, sich ein wenig auszuruhen oder zu tanken. Dann hatte es ihn

weitergetrieben.

Nur in seinem Wagen hatte er sich halbwegs sicher gefühlt.

Es war Kristof gelungen, ihm den Boden unter den Füßen wegzuziehen.

Luke hatte nicht gewagt, sich irgendwo ein Zimmer zu nehmen. Er kam sich vor wie ein Todesengel, dem alles, was er berührte, unter den Fingern erstarb.

Zwei Menschen hatte er bereits auf dem Gewissen, an einem dritten wollte er nicht schuldig werden.

Jeder, der mir zu nahekommt, dachte er, wird sich an mir verbrennen.

Er trauerte um Albert und er trauerte um das fremde Mädchen. Sie hatten sterben müssen, weil er sich mit der

Organisation angelegt hatte. Und weil Kristof ein krankes Arschloch war, dem es einen perversen Spaß bereitete, ihn auf diese wahnsinnige Art und Weise zu quälen.

Seine Verzweiflung war mit jedem Kilometer gewachsen.

Ein zweites Mal war es Nacht geworden. Luke war jetzt seit mehr als dreißig

Stunden unterwegs.

In einem fast leeren Rasthof mit kaltem Licht und dem Gestank nach altem Fett aß er eine Portion Huhn mit Reis, weil sein Magen anfing, vor Hunger zu rebellieren. Sein Auto hatte er in Sichtweite geparkt und ließ es nicht aus den Augen.

Ihm war danach, die Arme auf den Tisch zu

legen, den Kopf darauf zu
betten und seiner
ungeheuren Müdigkeit
nachzugeben. Doch damit
würde er womöglich die
Kassiererin in Gefahr
bringen oder die junge
Frau, die mit einem
feuchten Tuch die Tische
abwischte.

Luke rappelte sich
wieder auf und fuhr weiter.

Er vermisste Jette, wollte

sie berühren und von ihr
berührt werden. Er hörte
jemanden schluchzen, dann
spürte er das Nasse auf
seinen Wangen. Die
Fahrbahn verschwamm
ihm vor den Augen.

Aber er hielt nicht an.

Die Zeit verging.

Mittlerweile war er in
einen Zustand von
Erschöpfung geraten, in
dem es fast schon

gleichgültig war, was er tat. Obwohl die Nacht lau war, fror er erbärmlich, doch selbst bei eingeschalteter Heizung wurde ihm nicht warm. Seine Augenlider waren schwer, sein Nacken schmerzte und er hatte ein taubes Gefühl in den Beinen.

Er hatte sich eine große Flasche Cola gekauft, um

sich wachzuhalten. Dazu
aß er Schokolade und hörte
laute Musik. Aber
irgendwann wirkten
Koffein, Kohlehydrate und
Lärm nicht mehr und sein
Körper streikte. Der
Wunsch, sich auf ein Bett
zu legen und sich so lange
zu betrinken, bis der
Alkohol sein Gehirn
ausknipste, wurde
übermächtig.

Ein Zimmer, dachte er
sehnsüchtig.

Nur ein paar Stunden
Schlaf.

Rheine. Lingen. Meppen.
Haselünne. Menslage.
Quakenbrück. Er kurvte
quer durchs Emsland, an
schlafenden Städten und
Dörfern vorbei, deren
Namen er nie zuvor gehört
hatte. Über Cloppenburg,
Friesoythe, Mittegroßefehn

und Hesel fuhr er bis Aurich.

Als er feststellte, dass er nicht mehr konnte, war es drei Uhr nachts.

In Neuharlingersiel fand er einen großen, leeren Parkplatz direkt am Deich. Keine Menschenseele weit und breit. Niemand, den seine Anwesenheit in Gefahr bringen konnte.

Luke beschloss, hier den

Rest der Nacht zu verbringen.

Seine Beine waren vom langen Sitzen steif geworden, und er bewegte sie vorsichtig, um die Muskeln zu entspannen. Langsam ging er die paar Schritte zum Deich.

Das Gras fühlte sich gut an unter seinen Füßen. Er konnte das Meer jetzt hören, ein leises, stetiges

Raunen in der Dunkelheit, und er schmeckte auch schon das Salz in der Luft.

Als er durch den Sand stapfte, fühlte er für einen Moment endlich so etwas wie innere Ruhe.

Für den Augenblick war ihm egal, ob Kristof oder seine Handlanger irgendwo lauerten. Sie würden ihm nichts antun. Noch nicht. Es wäre zu einfach. Kristof

hatte sich speziellere Qualen für ihn ausgedacht. Er war noch nicht fertig mit ihm.

»Und ich bin noch nicht fertig mit dir!«

Der Wind riss ihm die Worte von den Lippen und trug sie davon, als wollte er Luke verspotten. Als wollte er ihm zeigen, dass seine Worte eben nur das waren: Worte, die nichts

anderes bewirkten, als ihm eine kleine Illusion von Stärke zu verschaffen, die er in Wirklichkeit gar nicht besaß.

Luke setzte sich in den Sand und schaute auf das Wasser, das er im Dunkeln nur erahnen konnte. Als ihm die Augen zufielen, hatte er keine Kraft mehr, sich gegen den Schlaf zu wehren.



Bert sehnte sich nach der Morgendämmerung. Die Schlaflosigkeit war ohne Vorwarnung in seinem Leben aufgetaucht und beherrschte seitdem viele seiner Nächte. Er hatte alle möglichen Tricks ausprobiert, um gegen sie anzukämpfen, doch sie hatten alle versagt. Also

hatte er sich angewöhnt,
im Schein der
Nachttischlampe zu lesen,
bis ihm die Augen von
selbst zufielen oder Margot
wach wurde und ihn
gereizt aufforderte, das
Licht zu löschen.

In dieser Nacht jedoch
war die Schlaflosigkeit so
hartnäckig, dass Bert
schließlich aufstand und
sich mit einem Glas Wein

im Wohnzimmer aufs Sofa setzte, um die Zeit des unfreiwilligen Wachseins zum Nachdenken zu nutzen.

Nicht nur, dass sich sein Fall jetzt höchstwahrscheinlich ausgeweitet hatte und mit Niedersachsen ein zweites Bundesland betraf, er hatte nun auch die beiden Mädchen und ihren

dubiosen Spontantrip am Hals.

Er war immer noch verärgert über den Artikel i m Kölner Anzeiger und fragte sich, wo die undichte Stelle im Präsidium sein mochte. Was sie überhaupt nicht gebrauchen konnten, war eine Massenhysterie, ausgelöst durch Halbwahrheiten und

übereifrige Journalisten,
die kräftig das Feuer
schürten.

Natürlich hatte er
versucht, Imke Thalheim
nicht zu beunruhigen, aber
er wusste ziemlich gut,
dass es allen Grund zur
Sorge gab. Hier war
offenbar ein
psychopathischer
Serientäter am Werk, da
konnte er keine

Hobbydetektivinnen
gebrauchen, die ihm in die
Ermittlungen funkten, erst
recht keine mit akutem
Liebeskummer.

Bert schlug sein
Notizbuch auf. Seltsam,
wie die Suche nach
Menschen, die Lukas
Tadikken nahestanden,
bisher im Sande verlaufen
war.

Der junge Mann war

tatsächlich ein
unbeschriebenes Blatt.
Ganz anders als Albert
Kluth, der offenbar über
ein weitverzweigtes System
an Kontakten verfügt hatte,
wie es bei einem Menschen
seines Alters sein sollte.

Aber niemand in Alberts
Umfeld schien auch nur im
Geringsten verdächtig.

Niemand außer Lukas
Tadikken.

Bert spürte die Müdigkeit in seinen Schläfen pochen, doch sie reichte noch nicht aus, um ihn Schlaf finden zu lassen. Er fluchte leise.

Es fiel ihm schwer zu begreifen, wie es möglich war, in diesem Land mit einer Tarnkappe durchs Leben zu gehen. Jeder hatte eine Familie, Freunde, Bekannte, Nachbarn. Über

jeden wusste irgendwer
irgendwas, und sei es ein
winziges Detail, das diesen
Menschen von anderen
unterschied.

Nicht so bei Lukas
Tadikken.

Gespannt wartete Bert
auf die Ergebnisse der
Spurensicherung im
Hildesheimer Mordfall.
Tessa hatte die
Fingerabdrücke, die in der

Wohnung von Albert Kluth und Lukas Tadikken sichergestellt worden waren, an die Kollegen weitergeleitet. Wenn es Übereinstimmungen geben und die Beschreibung des Apartmentgastes auf Lukas Tadikken zutreffen sollte, würden sie nach ihm fahnden lassen.

Foto, notierte er.

Eigentlich hatte er Jette

um ein Foto ihres Freundes
bitten wollen, doch
vielleicht besaß ja auch
Imke Thalheim eines.
Möglicherweise hatte
Lukas Tadikken sich mit
Passbild um den Bürojob
beworben.

Imke Thalheim, schrieb
er.

Die am Tatort
sichergestellte DNA war
nicht aussagekräftig. In

Studentenwohnungen
gingen zu viele Leute ein
und aus, da wimmelte es
nur so von Spuren. Sie
hatten die
unterschiedlichsten Haare
gefunden, darunter auch
welche von Hunden und
Katzen. Wahrscheinlich
waren sie von Gästen
hereingetragen worden,
denn Albert Kluth und
Lukas Tadikken hatten

kein Haustier gehalten.

Der Obduktionsbericht bestätigte die ersten Vermutungen der Gerichtsmedizinerin:

Albert Kluth war verblutet. Man hatte ihm die Kehle durchgeschnitten und ihn so lange festgehalten, bis es vorbei gewesen war. Der Tod war zwischen siebzehn Uhr dreißig und achtzehn Uhr dreißig eingetreten.

Bei der Tatwaffe handelte es sich um ein sehr scharfes Küchenmesser mit Wellenschliff, das der Täter im blutigen Wasser zurückgelassen hatte, offenbar ein Messer aus dem Hausrat des Opfers.

Bert betrachtete noch einmal seine Notizen zum Bericht der Spurensicherung. Der einzige verwertbare

Fußabdruck im
Badezimmer gehörte zu
einem Schuh der Größe
vierundvierzig. Dieselbe
Größe wie die der Schuhe
in Lukas Tadikkens
Kleiderschrank. Allerdings
hatten sie unter ihnen kein
Paar mit Blutpartikeln im
Profil entdeckt.

Der Täter musste
intensiv mit dem Blut
seines Opfers in Berührung

gekommen sein. Dennoch hatte niemand etwas beobachtet, und das Treppenhaus war frei von verdächtigen Fußabdrücken oder Flecken. Entweder er hatte sich nach der Tat in der Wohnung gesäubert und umgezogen oder er hatte während der Tat Schutzkleidung getragen.

Bis auf Albert Kluths Zimmer waren sämtliche

Räume blitzblank.
Offenbar hatte der Täter
seine Spuren beseitigt.
Lediglich im Badezimmer
hatte er nichts angerührt.
Dort waren die Spuren auf
dem nassen Boden jedoch
auch im wahrsten Sinne
des Wortes verwischt.

Bert trank das Glas leer
und notierte seine
Aufgaben für den
folgenden Tag:

Karsten
anrufen.

Spengler

Foto von Lukas
Tadikken.

Fahndung?

Dann erhob er sich
ächzend, ging zur Toilette
und legte sich wieder neben
die leise schnarchende
Margot ins Bett. Er hatte
sich kaum zugedeckt, als er
auch schon eingeschlafen
war.

15

Erst am späten Nachmittag waren Merle und Jette in Hildesheim angekommen und hatten sich zur Jugendherberge durchgefragt, wo sie trotz der Ferienzeit noch ein Zweibettzimmer ergattern konnten, das jemand kurzfristig abgesagt hatte.

Es war sparsam, aber hell und freundlich eingerichtet und vor allem erschwinglich. Sie hatten es für zunächst zwei Nächte gemietet.

Merle war äußerst skeptisch, was diese Nacht-und-Nebel-Aktion betraf. Sie hatten nichts in der Hand, keine Fakten, keine Namen, keine Adresse, und sie wussten nicht, an wen

sie sich wenden und welche Fragen sie stellen sollten. Die ganze Geschichte war spontaner Irrsinn, doch um nichts in der Welt hätte sie das ihrer Freundin gesagt, denn mit dem Gefühl, etwas Konkretes tun zu können, hatte Jette neue Zuversicht gefasst und war wie ausgewechselt. Ihre Wangen hatten wieder Farbe, ihre Augen glänzten,

und sie war optimistisch,
dass alles gut werden
würde.

Sie hatten die Stadt ein
wenig erkundet und dann
in einem griechischen
Lokal zu Abend gegessen.
Merle hatte sich zum
Nachtisch einen Joghurt
mit Walnüssen und Honig
gegönnt und sich an
Claudio erinnert gefühlt,
der kein gutes Haar an der

griechischen Küche ließ, in Wirklichkeit jedoch nur die Konkurrenz für seinen Pizzaservice fürchtete.

Er war manchmal ein ziemlicher Idiot, aber wenn Merle von ihm getrennt war, vermisste sie ihn ganz fürchterlich.

Claudio war aufbrausend, eifersüchtig und besitzergreifend, er war ein skrupelloser

Lügner und Betrüger, der lieber mit seinen Kumpels in italienischen Cafés abhing, als seine Zeit mit Merle zu vertrödeln. Doch er war auch zärtlich, leidenschaftlich und großzügig, ein grandioser Geschichtenerzähler und begnadeter Ausredenerfinder, in dessen tiefschwarzen Augen Merle ertrinken konnte.

Die Nacht in dem Jugendherbergsbett war ein Horror gewesen. Merle hatte bis in die frühen Morgenstunden Mücken gejagt, während Jette den Schlaf der Gerechten schlief.

Beim Frühstück saß Merle zerstoichen und mürrisch einer ausgeruhten, gut gelaunten Jette gegenüber, die mit

beachtlichem Appetit beim Büfett zulangte und vor Tatendrang nur so strotzte. Das hob Merles Laune nicht gerade, ebenso wenig wie der labbrige Kaffee, der sie eigentlich munter machen sollte.

Als sie zum zweiten Mal zum Büfett ging, fiel ihr Blick auf den Lokalteil einer Tageszeitung, die jemand auf einem Tisch

hatte liegen lassen.

Serienkiller in
Hildesheim?

Sie schnappte sich die schon ziemlich zerknitterte Zeitung und überflog den Artikel auf dem Weg zum Tisch zurück. Ihr Hals war plötzlich wie zugeschnürt, der Hunger vergangen. Es war die Ausgabe vom Vortag, und jemand hatte den Artikel rot markiert.

Gestern wurde in einem Ferienapartment nahe der Hildesheimer Altstadt die Leiche der zweiundzwanzigjährigen Lisa D. geborgen. Die Studentin ist einem Gewaltverbrechen zum Opfer gefallen, das möglicherweise mit dem Mord an dem einundzwanzigjährigen Studenten Albert K.

zusammenhängt, dessen Leiche am Freitag, dem 30. Juli, in seiner Wohnung in Köln aufgefunden wurde.

Der Hinweis auf eine Verbindung der beiden Tötungsdelikte stammt von dem Gast, der zum Zeitpunkt des Mordes an Lisa D. das Apartment bewohnte, einem jungen Mann, der seitdem unauffindbar ist. Die

Polizei sucht ihn als Zeugen. Noch ist nicht klar, ob die Nachricht, die mit Lippenstift auf dem Badezimmerspiegel des Apartments hinterlassen wurde, vom Täter stammt oder vom Informanten. Es ist überdies unklar, ob der junge Mann lediglich die Leiche gefunden hat oder ob er nicht sogar selbst der Täter ist. Die Nachricht

l a u t e t : NUMMER ZWEI,
verziert mit einem Smiley.

Merle setzte sich wieder auf ihren Platz und schob der Freundin die Zeitung über den Tisch. Jette strich sich die Haare hinter die Ohren und fing an zu lesen. Eine Strähne hatte sich in ihren Wimpern verfangen und brachte sie zum Blinzeln.

Meine Freundin, dachte

Merle.

Das Gefühl von Nähe und Vertrautheit war plötzlich so übermächtig, dass sie schlucken musste.

»Woher wissen die Journalisten das mit der Nachricht und dem Smiley?«, fragte Jette, als sie fertig war. »Die Polizei hält solche Informationen doch so lange wie möglich zurück.«

»Es gibt auch bei den Bullen undichte Stellen.«
Merle hob die Schultern.
»Oder dieser Informant hat das durchsickern lassen.«

»Meinst du, Luke hat das ermordete Mädchen gekannt?«

»Falls dieser Gast überhaupt Luke war.«

Jette pulte gedankenverloren an einem Brötchen herum. »Erst

Albert und jetzt dieses Mädchen. Wie hängen die Morde zusammen? Und wie passt Luke da rein?«

»Also gut ...«

Wenn sie schon nach Luke suchen mussten, dann systematisch. Das hatte Merle bei der Arbeit für den Tierschutz gelernt. So vergeudete man nicht sinnlos seine Kräfte.

»... also gut, gehen wir

davon aus, dass der Gast
und Informant Luke war.
Was wissen wir? Luke
findet seinen ermordeten
Freund, packt in
Windeseile ein paar
Klamotten und haut ab.
Aus welchem Grund? Er
weiß, dass der Verdacht
auf ihn fallen kann. Oder
...«

Merle streckte den
Zeigefinger in die Luft.

»... oder er hat Angst.«

»Weil er möglicherweise etwas gesehen hat, was den Täter belastet«, flüsterte Jette.

»Vielleicht sogar ihn selbst.«

»Du meinst, er hat ihn bei der Tat überrascht?«

»Oder ihn danach weglaufen sehen.«

»Aber dann hätte er sich erst recht an die Polizei

wenden sollen.«

»Dein rosiges Vertrauen in die Bullen ist nicht jedem gegeben, Jette. Man sitzt manchmal schneller im Knast, als man piep sagen kann.«

»Luke ist also möglicherweise vor der Polizei und dem Mörder auf der Flucht.«

»Exakt. Kann sein, dass er seine Unschuld beweisen

will und sich so lange vor dem Täter verstecken muss.«

Jette schob mechanisch Brotkrumen auf ihrem Teller hin und her.

»Und wenn der Mörder Albert mit Luke verwechselt hat?«

»Du meinst ... er hat den Falschen umgebracht?«

»Wir dürfen keine Möglichkeit

ausklammern.«

Merle nickte. Das war durchaus denkbar. Alles war denkbar.

»Wieso ist Luke nach Hildesheim gefahren?«, fragte Jette. »Was verbindet ihn mit dieser Stadt?«

»Wenn du's nicht weißt«, entgegnete Merle achselzuckend, »wer dann?«

Sie sah den Schmerz in den Augen der Freundin aufflackern und nahm zerknirscht ihre Hand.

»Entschuldige, Jette. Ich wollte nicht ...«

»Schon gut.«

Dankbar registrierte Merle das Lächeln, mit dem Jette ihr verzieh. Sie fragte sich, ob sie jemals lernen würde, im richtigen Moment die Klappe zu

halten.

»Hildesheim kann Zufall sein«, sagte sie. »Aber vielleicht stimmt ja deine Theorie über sein Doppelleben und er lebt in dieser Stadt als Alex.«

»Hätte er hier Verbindungen, wäre er nicht in einem Ferienapartment abgestiegen.« Jette zog ihre Hand zurück und spielte

nachdenklich mit dem
Henkel ihrer Kaffeetasse.
»Aber woher wusste
Alberts Mörder, der ja
wohl auch der Mörder
dieser Studentin ist, dass
Luke nach Hildesheim
gefahren ist?«

Merle brauchte nicht zu
antworten. Sie bemerkte
Jettes Erschrecken im
selben Augenblick, als sie
selbst es empfand.

»Er ist ihm gefolgt?«, fragte Jette tonlos.

Merle nickte, während sie den Gedanken von allen Seiten abklopfte. Die merkwürdigen Anrufe, bei denen sich niemand gemeldet hatte. Das Gefühl, beobachtet zu werden. Das alles war keine Einbildung gewesen.

Der Mörder hatte sie im Visier gehabt.

»Ich hatte in letzter Zeit manchmal das Gefühl, dass mich jemand ... beschattet«, sagte sie.

»Du auch?« Jette saß plötzlich kerzengerade.

»Ich hab dir das verschwiegen, weil ich erst sicher sein wollte, dass es nichts mit dem Tierschutz zu tun hatte«, erklärte Merle. »Ich ... wieso auch?«

»Da waren komische Anrufe, und manchmal hatte ich den Eindruck, angestarrt zu werden, obwohl niemand in der Nähe war.« Jette rieb sich die Arme. »Wann hat das bei dir angefangen?«

»Schon ein paar Tage vor dem Mord an Albert.«

»Bei mir auch«, flüsterte Jette und beugte sich zu Merle vor. »Ist dir klar,

was das bedeutet? «

Es bedeutete, dass der Mörder einen Plan verfolgt und sie ebenfalls einbezogen hatte.

»Wir sind Figuren in einem Spiel«, sagte Jette leise. »Wie Luke wahrscheinlich auch.«

Sie warf einen Blick über ihre Schulter.

»Glaubst du, der ... Mörder beobachtet uns in

diesem Augenblick? «

Merle sah sich um. Erwachsene. Kinder. Junge Leute. Gruppen. Paare. Ein bunt gemischtes Publikum. Sie begegnete dem Blick zweier Typen, die sie grinsend musterten, aber sie konnte nicht erkennen, ob etwas anderes dahintersteckte als harmlose Neugier oder der ungeschickte Versuch einer

Anmache.

Verdammt. Sie würde ab jetzt darauf achten, ob sich jemand komisch benahm, ob ihnen jemand folgte oder ob sie ein und derselben Person plötzlich ständig begegneten.

»Auf jeden Fall müssen wir vorsichtig sein«, antwortete sie. »Vielleicht sollten wir den Kommissar ...«

»Nein.« Jette schüttelte energisch den Kopf. »Wenn Luke das gewollt hätte, wäre er nicht abgetaucht. Er muss einen guten Grund dafür gehabt haben.«

Auch dafür, mit dir Schluss zu machen?, dachte Merle und senkte den Kopf.

»Luke würde mich niemals verlassen«, sagte Jette, als wäre ihr klar,

was Merle dachte. »Außer, um mich zu beschützen. Er will mich aus der Sache raushalten.«

» A u s welcher Sache, Jette? Worum geht es hier?«

»Ich weiß es nicht.« Jette sackte zu einem kläglichen Häuflein Elend zusammen. »Es könnte auch alles ganz anders sein. Jemand könnte ihn ja doch entführt haben

und ...«

»Was auch immer. Wir sind hier, um genau das herauszufinden.«

Merle hatte ihren Kaffee ausgetrunken und schaute ihre Freundin nun auffordernd an.

»Wie gehen wir vor?«

Dabei war klar, wo sie anfangen würden. Sie hatten nur einen einzigen konkreten Anhaltspunkt

und das war die Uni, an
der das ermordete
Mädchen studiert hatte.



Auf dem Weg zur Arbeit
fuhr Bert bei Imke
Thalheim vorbei. Die
Wiesen und Felder, die sich
entlang der Landstraßen
ausbreiteten, waren von
Nebel bedeckt, aus dem
dann und wann ein Baum

auftragte, der sich schwarz von dem rötlichen Himmel abhob. Es würde ein heißer Tag werden.

Die Mühle war ihm selten so schön erschienen wie heute. Ein Vogel stieß schrille Warnrufe aus, als Bert aus seinem Wagen stieg und über den weißen Kies auf die Eingangstür zuging. Er hatte sich von unterwegs kurz angemeldet

und war enttäuscht, als nicht Imke Thalheim, sondern Tilo Baumgart ihm öffnete.

Der Psychologe trug eine schwarze Hose, ein schwarzes T-Shirt und darüber ein sandfarbenes Leinensakko. Der Duft seines Aftershave war so dominant, dass Bert das Gefühl hatte, es mit jeder Pore in sich aufzunehmen.

Er fragte sich, ob ein in psychologischen Fragen derart versierter Mann wie Tilo Baumgart diesen Effekt bewusst einsetzte.

Markierte er auf diese Weise sein Revier?

Wollte er den Geruch möglicher Rivalen überdecken?

Tilo Baumgart drückte ihm so herzlich die Hand und bat ihn so freundlich

herein, dass Bert vor Scham am liebsten im Boden versunken wäre. Beim kleinsten Hauch einer Chance würde er diesem Mann sofort die Frau ausspannen. Ein Wort von Imke Thalheim, und er würde Anstand und Fairness vergessen und seinen niedrigsten Instinkten folgen.

Wer im Glashaus sitzt,

dachte er, soll nicht mit Steinen werfen.

»Einen kleinen Moment, bitte«, sagte Tilo Baumgart, der von Berts verzweifelten Gedanken nichts ahnte. »Meine Frau ist gleich bei Ihnen.«

Meine Frau.

Die Worte trafen Bert ins Mark.

Hatten sie geheiratet?

»Darf man gratulieren?«,

fragte er und wartete
angstvoll auf die Antwort.

Tilo Baumgart, der ihn
in den Wintergarten
geführt hatte, blickte ihn
verständnislos an. Dann
dämmerte es ihm, und er
lachte.

»Nein. Ich mag nur diese
Umschreibungen nicht.
Lebensgefährtin käme
meiner Vorstellung noch
am nächsten, aber das

klingt so furchtbar korrekt, finden Sie nicht auch?«

Es geht mich nichts an, dachte Bert und rang sich ein Lächeln ab. Es ist egal, wie er sie nennt.

Fakt ist, dass sie ein Paar sind.

Er war froh, als Tilo Baumgart sich von ihm verabschiedete und ihn allein ließ. Sekunden später hörte er die Haustür

zufallen, dann war es still.

Natürlich hätte Bert nicht hierherzufahren brauchen, um nach einem Foto zu fragen. Imke Thalheim hätte es ihm per Mail zuschicken können. Falls sie überhaupt eines besaß. Das wiederum hätte er telefonisch in Erfahrung bringen können. Er hatte ihr jedoch nur angekündigt, mit ihr reden

zu müssen.

Er verhielt sich wie ein Volltrottel.

Aber er musste sie sehen. Er hatte so lange darauf verzichtet. Es war wie bei einer Sucht. Er hatte sich nach Köln versetzen lassen, um ihr nicht mehr zu begegnen, und kaum ergab sich die Gelegenheit, wurde er rückfällig.

Er überlegte gerade, wie

wenig wahrscheinlich es gewesen war, dass einer seiner nächsten Fälle ihn ausgerechnet wieder mit Jette und ihrer Mutter in Verbindung bringen würde, als er Schritte hörte.

Imke Thalheim kam ihm lächelnd entgegen und all seine Vorsätze waren Schnee von gestern. Auf ein Zeichen von ihr hätte er sie an sich gerissen. Das

Verlangen, ihr Gesicht mit
Küssen zu bedecken und
ihr all das ins Ohr zu
flüstern, was er nie hatte
aussprechen dürfen, wurde
fast übermächtig.

Als er ihre ausgestreckte
Hand nahm, blieb ihm für
einen Moment fast die Luft
weg.

»Hat	mein
Lebensgefährte	Ihnen
nichts	zu trinken

angeboten?«, fragte sie.

Lebensgefährte.

Sie hatte offenbar kein Problem mit dieser sachlichen, emotionslosen Bezeichnung. Mehr brauchte es nicht, um Bert sein Gleichgewicht zurückzugeben.

»Leider muss ich gleich wieder los. Ich möchte Sie nur fragen, ob Sie ein Foto von Lukas Tadikken

besitzen.«

»Sie wollen nach ihm fahnden lassen?«

Eine Krimiautorin kann ihren Beruf ebenso wenig leugnen wie ein Polizist, dachte er, und dieser Gedanke ließ eine zaghafte Hoffnung in ihm aufkeimen. Zum ersten Mal erschien ihm der Graben, der sie trennte, nicht mehr so schrecklich

tief und breit.

Er antwortete nicht.

Imke zögerte einen Moment, dann schien sie sich einen Ruck zu geben.

»Anfang Juli hat das St. Marien das alljährliche Sommerfest veranstaltet. Jette hatte dazu auch Luke eingeladen. Sie hat mir die Fotos erst kürzlich geschickt. Vielleicht ist eines dabei, das Sie

verwenden können.«

Bert hatte immer noch den Geruch von Tilo Baumgarts Aftershave in der Nase, als er Imke Thalheim die Treppe hinauf folgte. Er bemühte sich, nicht auf ihre sonnengebräunten Beine zu starren und nicht auf ihren eng anliegenden weißen Rock.

Ihr Arbeitszimmer war

voller Bücher und Papier. Überall lagen Notizen herum, selbst das Sofa und der Fußboden waren damit bedeckt.

»Luke fehlt mir jetzt schon«, seufzte sie. »Es war ihm wirklich gelungen, Ordnung in diesem Chaos zu schaffen. Und schauen Sie sich jetzt um.«

Sie rückte ihm einen Stuhl an den Schreibtisch,

fuhr ihren Computer hoch und rief die Fotos vom Sommerfest auf.

Da Jette die Aufnahmen gemacht hatte, war sie selbst nur auf einer einzigen zu sehen. Arm in Arm mit einem schwächtigen alten Herrn lachte sie in die Kamera, eine glückliche junge Frau, trotz der schweren Erlebnisse, an denen sie

trug.

Das hatte wahrscheinlich die Liebe zu Lukas Tadikken bewirkt, der auf jedem zweiten Bild auftauchte. Er wirkte gelöst und unbekümmert, womöglich ein klein wenig fehl am Platz unter all den alten Menschen, aber das ließ er sich nicht anmerken. Bert erkannte es lediglich an seinem Blick,

der bei aller Heiterkeit
äußerst aufmerksam war.

Als würde er seine
Umgebung ständig
kontrollieren, dachte er.

»Das da.«

Er wies auf ein Foto, das
den jungen Mann allein
zeigte, nahm einen der
Stifte, die auf dem
Schreibtisch lagen, und
schrieb seine E-Mail-
Adresse auf.

Sekunden später hatte Imke Thalheim das Bild verschickt.

»Hoffentlich wird Jette mir das jemals verzeihen.«

Bert ahnte, wie sie sich fühlen musste.

»Sie wird es verstehen«, sagte er. »Irgendwann.«

Er stand auf, obwohl er am liebsten sein Leben lang hier sitzen geblieben wäre.

»Schade, dass Sie keine

Zeit haben.« Imke
Thalheim erhob sich
ebenfalls. »Ich hätte uns
gern noch einen Tee
gekocht.«

Doch das war nicht
möglich. Nicht, solange sie
zu dritt waren, Imke, Bert
und Tilo Baumgarts
Aftershave.

An der Tür gab sie ihm
die Hand. Bert hielt sie
länger fest als nötig und sie

ließ es geschehen.



Ein streunender Hund
hatte Luke im
Morgengrauen geweckt. Er
hatte sein Gesicht
beschnüffelt und ihm die
kalte, feuchte Nase in den
Nacken gedrückt. Als Luke
erschrocken aufgefahren
war, hatte der arme Kerl
einen Satz zur Seite getan

und war davongerannt.

Ausgestoßen, hatte Luke gedacht, genau wie ich.

Er war am Strand sitzen geblieben, hatte sich tiefer in seine Jacke eingemummelt und dem Morgen dabei zugeschaut, wie er erwachte.

Endlich konnte er das Meer richtig sehen. Dunkel und träge lag es vor ihm. Kleine Wellen brachen sich

mit leisem Plätschern am Strand. Möwen schaukelten auf dem weiten Grau, erhoben sich schreiend in die Luft und stießen wieder herab.

Luke wusste nicht, ob Möwen auf dem Wasser schliefen oder ob sie dazu an Land kamen. Er wünschte, Jette wäre bei ihm. Er hätte sie danach gefragt. Und ihr dann mit

einem endlosen Kuss das Wort abgeschnitten.

Er zog die Schultern zusammen. Es hatte in der Nacht überraschend stark abgekühlt. Seine Kleidung hatte sich mit Feuchtigkeit vollgesogen und lag klamm auf seiner Haut. Luke sehnte sich nach einer heißen Dusche und einem guten Frühstück.

Mühsam rappelte er sich

auf, rieb sich den Sand von
der Hose und ging mit
steifen Beinen zu seinem
Wagen zurück, dessen
Scheiben leicht beschlagen
waren. Im Schutz rosa und
weiß blühender
Heckenrosen pinkelte er,
bevor er einstieg.

Der Blick in den
Rückspiegel zeigte ihm ein
verschlafenes,
übernächtigt Gesicht,

schattiert von den
Bartstoppeln zweier
rastloser Tage. Der
gehetzte Ausdruck in
seinen Augen beängstigte
ihn.

Er kämmte sich mit den
Fingern das Haar, zupfte
sich den Pulli zurecht und
überlegte, wo er etwas zu
essen bekommen konnte.
Es war kurz nach acht und
die ersten Wagen fuhren

auf den Parkplatz. Die Leute hoben Badetaschen aus dem Kofferraum und verschwanden in einem Gebäude, in dem Luke ein Schwimmbad vermutete.

Bestimmt konnte man dort auch duschen, aber ihm war unbehaglich zumute bei dem Gedanken, seine Sachen in einem dieser lächerlichen Schließfächer

zurückzulassen, die mit einem einzigen Handgriff zu knacken waren.

Noch war es kalt, doch der Himmel versprach einen schönen Tag. Luke ließ den Wagen stehen und lief zum Deich zurück. Die Hände in den Taschen seiner Jacke vergraben und den Kragen hochgeschlagen, marschierte er auf dem

Deichkamm in Richtung
Hafen.

Die bunten Fischerboote
und die hübschen kleinen
Backsteinhäuser wirkten
im ersten Sonnenlicht wie
fröhliche Accessoires, die
jemand zur Dekoration in
die Landschaft gesetzt
hatte. Die ersten Urlauber
führten ihre Hunde aus, die
ersten Jogger kreuzten
seinen Weg. Der Duft

frisch gebackener Brötchen lag in der Luft.

Luke fand ein Café, in dem er ein Frühstück bestellte. Er hatte sich für einen Platz am Fenster entschieden, von wo aus er den Hafen im Blick behalten konnte. Der Schock hatte ihn zwei Tage lang umklammert und ihm sämtliche Energie geraubt. Luke war so sehr mit sich

selbst beschäftigt gewesen, dass er bei seiner Irrfahrt überhaupt nicht mehr darauf geachtet hatte, ob ihm jemand gefolgt war.

Das durfte sich nicht wiederholen.

Die Brötchen waren noch warm. Das Rührei mit Krabben dampfte auf dem Teller und der Kaffee war heiß und stark. Luke bemühte sich, langsam zu

essen, dabei hätte er das Frühstück am liebsten mit bloßen Händen in sich hineingeschaufelt. Es war, als wäre er nach einer langen Grippe wieder auf dem Weg der Genesung. Als dürfte er nach Tagen des Fastens endlich wieder etwas zu sich nehmen.

Nachdem der erste Hunger gestillt war, kehrten Lukes Gedanken

nach Hildesheim zurück.

NUMMER ZWEI.

Die Worte auf dem
Badezimmerspiegel
konnten nur eines
bedeuten: Es würde eine
Nummer drei und eine
Nummer vier geben und
wer weiß wie viele noch.
Und für all diese
Verbrechen wäre er
mitverantwortlich.

Er hatte keine Ahnung,

wie er diesen Wahnsinn stoppen konnte.

Ein prüfender Blick über den Hafen zeigte ihm nichts Ungewöhnliches. Aber was hieß das schon? Wer sagte denn, dass nicht unter den Fischern, die sich an den Booten zu schaffen machten, welche von Kristofs Leuten waren? Wie sollte er sicher sein, dass nicht Kristof selbst

einer der Urlauber war,
von denen einige an diesem
ungewöhnlich kalten
Morgen, der bereits den
nahen Herbst erahnen ließ,
die Kapuzen ihrer Jacken
über den Kopf gezogen
hatten?

Kristof hatte sich bereits
als Kind an der Angst
anderer Menschen
geweidet. Ihre Panik zu
beobachten, hatte ihm

einen Kick verschafft.

Und jetzt spielte er mit Luke. Das letzte Spiel.

Noch einmal überdachte Luke seine Möglichkeiten. Sich an die Bullen zu wenden, kam nach wie vor nicht infrage. Die Macht d e r Organisation hörte nicht an den Gefängnismauern auf. Sie reichte bis in die führenden Polizeietagen.

Jozefina hatte den Fehler gemacht, sich der Polizei anzuvertrauen.

Nie würde Luke das Entsetzen in ihren Augen vergessen, nachdem man ihr mitgeteilt hatte, ihre Freundin Magda sei aus dem Fenster gesprungen.

»Sie hat sich nicht umgebracht«, hatte sie geflüstert und sich ängstlich umgeschaut.

Dabei waren sie eigens
zum Staudamm
rausgefahren, um ungestört
miteinander reden zu
können.

»Magda hat Probleme
gehabt, ja, aber sie hätte
niemals Selbstmord
begangen. Nie. Und selbst
wenn – sie hatte
Höhenangst, Alex. Sie
konnte nicht mal auf eine
Leiter klettern, ohne Panik

zu kriegen.«

Jozefinas Freundin war nicht das erste Mädchen gewesen, das unter sonderbaren Umständen gestorben war. Sie war jedoch das erste dieser Mädchen gewesen, das Luke besser gekannt hatte.

Sie alle kamen aus Osteuropa, die meisten aus Tschechien. Man hatte ihnen Arbeit versprochen

oder auch die Ehe mit einem gut situierten Mann, doch sobald sie in Deutschland waren, nahm man ihnen die Pässe ab und zwang sie zur Prostitution.

Leo hatte sich in diesem miesen Handel als Zwischenhändler betätigt. Er hatte die Mädchen in Deutschland in Empfang genommen und weitervermittelt.

Bis zu Magdas Tod hatte Luke nichts davon gewusst. Leo war der Meinung gewesen, er sei zu weich für diese Geschäfte. Außerdem war Luke mit Jozefina zusammen. Da war es besser, wenn er nicht zu viel erfuhr.

Kristof jedoch war nicht so zart besaitet. Er verschwand oft für mehrere Tage, über die er

eisern Stillschweigen
bewahrte. Erst später
stellte sich heraus, dass er
mitgeholfen hatte, die
Mädchen an die für sie
bestimmte Adresse zu
schaffen.

Jozefina war keines
dieser Mädchen gewesen,
aber auch sie stammte aus
Tschechien und hatte noch
Familie dort. Manchmal
kamen Verwandte oder

Freundinnen zu Besuch nach Deutschland und wohnten dann für ein paar Tage bei Jozefina, ihren Eltern und Geschwistern.

Eine dieser Freundinnen war Magda gewesen.

Sie hatte sich in Kristof verliebt und war seinetwegen in Deutschland geblieben. Kristof hatte sich eine Weile mit ihr vergnügt und

sie dann ins Ruhrgebiet
abgeschoben, in ein
angeblich feines Restaurant
in Bochum, das sich später
als eine schmuddlige Bar
im Rotlichtmilieu
entpuppte.

Magda hatte Jozefina
noch ein paar Mal
angerufen. Jedes Mal hatte
sie deprimierter geklungen.
Am Morgen ihres
zwanzigsten Geburtstags

war sie aus dem Fenster
gesprungen.

Das war die offizielle
Version.

Jozefina hatte sich nicht
von Luke zurückhalten
lassen. Mit wilden
Mordtheorien im Gepäck
war sie nach Bochum
gereist, hatte mit beiden
Händen im Dreck gewühlt
und gefährliche
Wahrheiten zutage

gefördert. Nach ihrer Rückkehr hatte sie Kristof und Leo beschuldigt, Magda auf dem Gewissen zu haben. Weinend hatte sie ihnen angedroht, zur Polizei zu gehen.

Auf dem Weg dahin war sie mit dem Fahrrad verunglückt.

Ein Lastwagen hatte sie angefahren.

Sie war auf der Stelle tot

gewesen.

Nicht eine Sekunde lang hatte Luke an einen Unfall geglaubt. Er hatte Kristof beim Kragen gepackt und ihm seinen Verdacht ins Gesicht geschrien.

Kristof hatte ihn weggestoßen.

»Willkommen im richtigen Leben«, hatte er lapidar entgegnet.

Leo war Lukes Blick

abgewichen. Wenn Leo sich aufregte, schwitzte er, und wenn er log, schob er das Kinn nach vorn. Luke hatte das oft beobachtet. Er sah es auch an jenem Tag, als er ihn zur Rede stellte.

»Ich würde doch nicht dein Mädchen ... Gott im Himmel! Dein Misstrauen tut mir weh, Junge. Habe ich das verdient?«

Leos Augen schwammen
in Tränen. Schweiß trat
ihm auf die Stirn.

Und dann schob sich sein
Kinn nach vorn.

Augenblicklich wusste
Luke, dass sie ihm Jozefina
genommen hatten.

Niemand verriet die
Organisation. Niemand
legte sich mit ihr an.
Keiner, der es je versucht
hatte, war mit dem Leben

davongekommen.

Luke verkroch sich ins Bett. Zog sich die Decke über den Kopf und dachte an Jozefina. Er machte nicht auf, wenn es klingelte. Er ging nicht ans Telefon. Er aß und trank nicht.

Er wollte sterben.

Doch nach ein paar Tagen stellte er fest, dass er immer noch lebte. Er

hatte zehn Kilo
abgenommen und so viel
geweint, dass keine Tränen
mehr in ihm waren.

Draußen schien die
Sonne.

Als wär nichts gewesen.

Im Garten kam Leo ihm
freudestrahlend entgegen,
wie der Vater dem verloren
geglaubten Sohn. Sogar
Kristof hatte ein Lächeln
auf dem Gesicht.

Aber alles hatte sich verändert. Luke hatte sich verändert. Etwas in ihm hatte begriffen, dass der Tod seiner Eltern ebenso wenig ein Unfall gewesen war wie Jozefinas Tod.

Am nächsten Tag war er zu den Bullen gegangen.

Doch anders als Jozefina war er nicht mehr in Leos Haus zurückgekehrt.

Luke schüttelte die

Erinnerungen ab. Er schenkte sich noch eine Tasse Kaffee ein. Nein, die Polizei konnte nichts mehr für ihn tun.

Sein Blick fiel auf das neue Handy, das vor ihm auf dem Tisch lag, eines von mehreren Prepaid-Exemplaren, die er nach Bedarf wechseln konnte. Das alte lag im Müllcontainer irgendeines

Rasthofs oder war längst auf der Müllkippe gelandet.

Luke musste sich zusammenreißen, um nicht Jette anzurufen. Er hatte Angst zu vergessen, wie ihre Stimme klang, Angst, sich nicht mehr an ihre Berührungen erinnern zu können.

Wann hatte sie das letzte Mal mit den Fingerkuppen

Linien auf seine Haut
gemalt?

Beschwörungsformeln
der Liebe.

»Denkst du an mich?«,
flüsterte er.

Wie konnte er sich das
wünschen? Wo es für Jette
doch lebenswichtig war,
ihn zu vergessen.

Kannst du das?

Mich vergessen?

Was tat sie gerade? Saß

sie mit den andern beim Frühstück? Machte sie sich Sorgen? War sie wütend? Traurig? Vermisste sie ihn?

Imke Thalheim hatte recht gehabt mit ihrer anfänglichen Skepsis.

Er hatte Jette kein Glück gebracht.

Luke sah aus dem Fenster, hinaus auf die trügerische Idylle des kleinen Hafens. Die Sonne

war schon kräftiger
geworden. Die Möwen
stießen hungrige Schreie
aus. Ein Mann stand
breitbeinig und mit vor der
Brust verschränkten Armen
da und schaute aufs
Wasser. Dann drehte er
sich um und blickte Luke
direkt ins Gesicht.

Ron.

Kristofs engster
Mitarbeiter.

Luke sprang auf. Er stieß dabei die Kaffeekanne um, aber er kümmerte sich nicht darum. Er ließ das Handy liegen und seine Jacke über der Stuhllehne hängen und hechtete die paar Treppenstufen hinunter ins Freie.

Er hatte nur einen Wunsch: Ron an die Kehle zu springen.

Doch als er sich draußen

umblickte, war Ron nicht mehr da, und eine keifende Kellnerin rief abwechselnd um Hilfe und nach der Polizei. Während Luke sie besänftigte, arbeitete sein Kopf auf Hochtouren.

Hatte das Spiel eine neue Phase erreicht? Fühlten Kristof und seine Jungs sich so sicher, dass sie ihm offen ihr Gesicht zeigten?

Und wenn es gar nicht

Ron gewesen war, den er gesehen hatte? Wenn sein Verstand ihm einen Streich gespielt hatte?

Luke bezahlte sein Frühstück, dann machte er sich im Laufschrift auf den Weg zu seinem Wagen und hoffte inständig, dass er immer noch da stand, wo er ihn abgestellt hatte.

16

Die Mädchen waren leichte Beute. Kristof hatte sich fast ein wenig gelangweilt, als er ihnen nachgefahren war. Sie hatten für nichts und niemanden Interesse gehabt, waren stur in Richtung Hildesheim getuckert, unterbrochen lediglich von zwei kurzen

Pausen.

Die Jugendherberge war eine gute Wahl. Dort war so viel los, dass Kristof in seinem Wagen nicht auffiel. Er hatte Übung im Beschatten, wurde nicht so schnell müde und konnte mit offenen Augen entspannen. So etwas hielt er locker drei Tage durch.

Er hatte sich gegen ein Zimmer entschieden, weil

die Situation sich zuspitzte. Die Bullen zweier Bundesländer kooperierten jetzt. Sie würden nach Alex fahnden lassen, möglicherweise Fotos der beiden Toten veröffentlichen und die Bevölkerung um Hinweise bitten. Eine Sensibilisierung der Öffentlichkeit konnte für Kristof durchaus gefährlich

werden. Da wäre es
unklug, zu vielen
Menschen zu begegnen.

Der Doc blieb Alex auf
den Fersen. Ron würde
heute nach Hildesheim
kommen, um Kristof hier
zu unterstützen und ihn
gegebenenfalls abzulösen,
wenn er sich entscheiden
sollte, sich selbst um Alex
zu kümmern.

Kristof lachte leise,

während er sein Frühstück auspackte, das er sich in aller Herrgottsfrühe in einer Bäckerei besorgt hatte. Jette war seine Trumpfkarte. Wenn Alex erst am Boden lag, würde er ihm mit dem Tod des Mädchens den Rest geben.

Es war nur eine Frage der Zeit.

Die Gefahr, dass die Bullen Alex einkassieren

und Kristof um seinen Spaß bringen würden, war nicht sehr groß. Alex würde sich niemals schnappen lassen. Leo hatte ihm alles beigebracht, was er in dieser Lage brauchte.

Gefährlich konnte ihm nur ein ebenbürtiger Gegner werden. Und der einzige ebenbürtige Gegner für Alex war Kristof.

Er machte das Radio an.

Vielleicht kam schon etwas
in den Lokalnachrichten.
Im Rückspiegel betrachtete
er seine Augen. Das Blau
seiner Iris hatte die Farbe
von Eis. Genau so fühlte er
sich, kalt und beherrscht.

*

Die Universität von
Hildesheim sah
unspektakulär und wenig
einladend aus. Den

Eingang blockierten vier Studentinnen, die sich aufgeregt miteinander unterhielten. Sie wurden erst auf Merle und mich aufmerksam, als wir uns zu ihnen gesellten.

Das Gespräch erstarb.

»Können wir euch irgendwie helfen?«, fragte eines der Mädchen.

Ihre Haare waren so kurz, dass sie sich an ihren

Kopf schmiegt wie
Seehundfell.

Merle kam gleich zur
Sache.

»Kanntet ihr die
Studentin, die ermordet
worden ist?«

»Warum wollt ihr das
wissen?«, fragte ein
anderes Mädchen und
verschränkte abwehrend
die Arme vor der Brust.

Ich überlegte, wie offen

wir sein durften, ohne sie zu erschrecken. Auch Merle zögerte. Dann blickte sie mich abwartend an. Das hier war meine Sache und sie wollte mir nicht vorgreifen.

»Es gab schon einen Mord, der mit diesem zusammenzuhängen scheint«, sagte ich. »In Köln. Vielleicht habt ihr davon gelesen. Der Tote

hat sich mit meinem
Freund eine Wohnung
geteilt.«

»Krass«, sagte die mit
den verschränkten Armen.
»Man denkt immer, so was
passiert nur woanders, und
dann ist man plötzlich
mittendrin.«

»Und warum seid ihr
hier und stellt Fragen?«
fragte eine Dritte, die
ausgesprochen schüchtern

wirkte.

»Mein Freund ist verschwunden«, antwortete ich ehrlich.

Darauf folgte betroffenes Schweigen. Die Schüchterne zeichnete mit der Schuhspitze unsichtbare Muster auf den Steinboden.

»Shit«, sagte das vierte Mädchen schließlich.
»Weißt du, warum?«

»Nein. Genau das wollen wir rausfinden, und dabei würde es uns sehr helfen, wenn wir von euch etwas über das tote Mädchen erfahren könnten.«

»Da habt ihr Gggglück«, sagte die Schüchterne, und ihre Freundinnen nickten. »Wwwir studieren auch Kkkreatives Schreiben, wie Lllisa.«

»Sie war richtig gut«,

vertraute uns die
Kurzhaarige an. »Geradezu
brillant. Lisa konnte
Geschichten erzählen. Sie
hatte eine
Wahnsinnsphantasie und
eine Sprache, für die ich
zur Mörderin werden könn
... Oh. Sorry. Ich ...«

»Schon gut«, sagte
Merle, in deren Augen das
Jagdfieber aufblitzte.

»Lisa lebt ... äh ... lebte

von einem Stipendium«, erklärte die mit den verschränkten Armen.

»Daneben hatte sie verschiedene Jobs. Nicht nur wegen Geld«, fügte sie hinzu. »Sie wollte Erfahrungen sammeln. Um darüber zu schreiben. Sie hat bei den Meusers als Babysitterin gearbeitet und manchmal auch dort geputzt. Die Tante von

Frau Meuser hat eine Pension in derselben Straße, und wenn die ausgebucht ist, schickt sie ihrer Nichte schon mal den einen oder andern Gast, weil die ein Ferienapartment vermietet.«

»Wo?«, fragte Merle.

Ich ahnte, wie viel Selbstbeherrschung es sie kostete, nicht Stift und

Notizbuch zu zücken. Mein Gefühl sagte mir, dass sie das richtige Gespür hatte. Der Redefluss der Studentinnen würde versiegen, sobald sie den Eindruck hätten, dass jedes ihrer Worte notiert wurde.

»Kalenberger Graben«, antwortete die Kurzhaarige prompt. »Die Hausnummer weiß ich nicht. Fragt am besten in

der Pension nach. Es gibt da nur die eine.«

»Und sonst?«, fragte ich.
»Was ist Lisa für ein Mensch gewesen?«

Sie schauten einander ratlos an. Wie sollte man in Kurzfassung einen Menschen beschreiben, der Opfer einer Gewalttat geworden war? Da legte man plötzlich jedes Wort auf die Goldwaage.

»Sie hatte nur das Schreiben im Kopf. Es war ihr Leben.«

»Lisa hatte nicht mal einen Freund. Der würde sie nur ablenken, hat sie gemeint.«

»Alles ist ihr irgendwie zugefallen. Man hatte den Eindruck, sie musste sich überhaupt nicht anstrengen, um die genialsten Texte

hinzukriegen.«

»Seit Kurzem arbeitete sie an einem Roman.«

»Man konnte Lisa um alles bitten. Sie hat jedem geholfen, wo sie nur konnte.«

»Aber sie ließ keinen wirklich an sich heran. Sie war ... ihr eigenes Universum.«

Ihr eigenes Universum.

Das klang ganz nach

Luke. Der war auch in seiner eigenen Welt verkapselt. Hatte er Lisa gekannt?

»Besatz Lisa irgendwelche Verbindungen nach Köln?«, fragte ich und hatte im selben Moment Angst vor der Antwort.

Sie schüttelten den Kopf. Offenbar hatte die Tote nie von Köln gesprochen.

»Hat sie mal ...« Merle stockte und nahm einen neuen Anlauf. »Hat sie mal den Namen Lukas oder Luke Tadikken erwähnt?«

Wieder allgemeines Kopfschütteln. Steine kullerten mir von der Seele.

»Albert Kluth vielleicht? Oder den Namen Alex?«

»Nein«, sagte die mit den kurzen Haaren. »Nie gehört.«

»Lisa war keine Abenteuerin.«

Dem Mädchen mit den verschränkten Armen gelang es kaum, ihr Zittern zu verbergen. Ihre Unterlippe bebte, als wollte sie gleich anfangen zu weinen.

»Sie kann unmöglich an irgendeinen zwielichtigen Typen geraten sein, der sie dann umgebracht hat. Das

war ein reiner
Zufallsmord.«

Ihre Freundinnen nickten
so eifrig, dass man
erkennen konnte, wie sehr
sie sich wünschten, dass es
so wäre. Um nichts in der
Welt wollten sie erfahren,
dass es Anzeichen gegeben
hatte, die sie hätten
erkennen müssen.

»Und dein Freund?«,
fragte mich die Vierte, die

bislang am wenigsten
gesagt hatte. »Was hat der
damit zu tun?«

»Ich wollte, ich wüsste
es.«

Das war alles, was ich
ihr antworten konnte.



Bert hatte gerade seinen
Wagen im Parkhaus des
Polizeipräsidiums
abgestellt, als sein Handy

klingelte.

»Spengler hier, Morgen.«

Die Stimme vibrierte nur so von Vitalität und vermittelte Bert das Bild eines jovialen, leicht übergewichtigen Mannes mit lebhafter Gesichtsfarbe und lauter geplatzten Äderchen auf den Wangen. Skatspieler und Rotweintrinker, dachte er, kurz vor oder nach der

Silberhochzeit mit einer
patenten Frau. Drei
Kinder, von denen zwei
studieren und eines aus der
Reihe tanzt und sein Leben
nicht gebacken kriegt.

Er wusste jedoch, dass es
auch ganz anders sein
konnte.

»Ich hatte Ihnen
versprochen, mich zu
melden, sobald die
Ergebnisse der

Spurensicherung vorliegen.
Haben Sie einen Moment
Zeit?«

Bert lehnte sich an seinen
Wagen. Er telefonierte
nicht gern im Gehen. Wenn
nicht gerade die
Verkehrsgerausche das
Verständnis erschwerten,
vernuschelten die
Laufbewegungen einem die
Stimme.

Während er dem

Hildesheimer Kollegen mit wachsender Erregung zuhörte, speicherte sein Gehirn die Informationen und legte sie an den richtigen Stellen ab.

»Bingo«, sagte Karsten Spengler. »Die Fingerabdrücke aus der Wohnung von Albert Kluth und Lukas Tadikken stimmen mit Abdrücken überein, die in dem

hiesigen Ferienapartment
sichergestellt worden
sind.«

»Das bedeutet aber noch
nicht ...«

»...dass sie von Lukas
Tadikken stammen«,
bestätigte Karsten
Spengler. »Es heißt
lediglich, dass ein und
dieselbe Person sich an
beiden Orten aufgehalten
hat und dass ...«

»... es sich bei dieser Person mit hoher Wahrscheinlichkeit um den Täter handelt«, beendete Bert nun seinerseits den Satz des Kollegen.

Mit hoher Wahrscheinlichkeit.

Wie viel Hoffnung steckte in diesen drei Worten. Und wie oft schon war eine Ermittlung an ihnen gescheitert. Die

Wahrscheinlichkeit konnte die Arbeit an einem Fall in eine Richtung lenken, aber was sie brauchten, waren Beweise.

»Die Obduktion hat ergeben, dass acht Mal mit einem spitzen Gegenstand auf Lisa Darwisius eingestochen wurde. Einer der Stiche traf das Herz und war tödlich.«

»Acht Stiche? Das lässt

auf Wut schließen.«

»Oder auf
Verzweiflung.«

»Es kann sich auch um
eine bewusste Inszenierung
handeln«, gab Bert zu
bedenken. »Der Täter will
von seinen wahren
Gefühlen ablenken und
täuscht andere vor.«

»Möglich.«

Eine Weile schwiegen
sie. Es gefiel Bert, dass

Karsten Spengler zu der ruhigen Sorte Mensch gehörte, die nicht die Hälfte der Zeit mit überflüssigen Worten verschwendete.

»Wir befragen das Umfeld der Toten«, berichtete Spengler dann weiter. »Familie, Freunde, Kommilitonen, Nachbarn. Und natürlich die Bewohner des Kalenberger

Grabens, wo der Mord passiert ist. Das Übliche eben. Bisher leider ohne Erfolg. Die junge Frau war nicht besonders umtriebig. Sie hat den größten Teil ihrer Zeit dem Schreiben gewidmet. Davon scheint sie besessen gewesen zu sein.«

»Was haben Sie über den Gast des Apartments herausgefunden?«, fragte

Bert. »Diesen Haller?«

»Wir haben

Beschreibungen seines

Äußeren, aber die gehen

leider ziemlich

auseinander. Die

Pensionswirtin

beispielsweise schildert ihn

als mittelgroß. Ihre Nichte,

die Vermieterin des

Ferienapartments, besteht

darauf, er sei groß

gewesen. Die eine hat seine

Haarfarbe als dunkel bezeichnet, die andere als eher hell. Sie kennen das ja.«

»Ich bin auf dem Weg zum Büro«, sagte Bert. »In fünf Minuten kann ich Ihnen ein Foto von Lukas Tadikken mailen.«

»Großartig. Ich lege es den beiden Frauen vor und rufe Sie wieder an. Sollten sie in Lukas Tadikken

diesen Haller erkennen,
dann ist er unser Mann.«

»Vieles spricht dafür.«

Berts nächster Schritt
wäre es gewesen, die
Kollegen von der
Spurensicherung zu Imke
Thalheim und Kerres und
Söhne zu schicken, wo es
von Lukas Tadikkens
Fingerabdrücken wimmeln
musste. Vielleicht konnte
er sich das jetzt sparen.

»Und bei Ihnen?«, fragte Karsten Spengler und zündete sich eine Zigarette an. Diesmal ließ es Bert kalt und er freute sich darüber.

»Wir gehen verschiedenen Spuren nach, bisher jedoch ohne konkrete Ergebnisse. Die Einzelheiten, die an die Presse gelangt sind, haben zu einem Ansturm von

Trittbrettfahrern geführt.«

Außerdem hatte der Chef Druck gemacht. Nachdem Bert froh gewesen war, nicht länger die aufbrausende, herrische Art seines früheren Vorgesetzten ertragen zu müssen, hatte er rasch festgestellt, dass er vom Regen in die Traufe gekommen war. Doch daran wollte er jetzt nicht

denken.

»Wie bei uns. Die Frage ist, wer der Presse den Tipp zugespielt hat. Einer aus unseren Reihen oder der Täter.«

»Nehmen wir an, es war der Täter«, sagte Bert, »an wen sind seine Mitteilungen dann gerichtet?«

Die Antwort kam wie aus der Pistole geschossen.

»An die Öffentlichkeit und an uns.«

Wieder schwiegen sie eine Weile, in der Bert nur die Atemzüge des andern hörte.

»Und möglicherweise an einen Dritten«, spann er den Gedanken weiter.

»Jemanden, der auf irgendeine Weise in beide Fälle verwickelt ist.«

Mehrere Fahrzeuge der

Feuerwehr rasten mit
Blaulicht und Signalhorn
vom Walter-Pauli-Ring
über die Kreuzung
Richtung Zoobrücke, und
Bert verstand sein eigenes
Wort nicht mehr.

»Sie hören von mir!«,
rief er, steckte das Handy
ein, verließ das Parkhaus
und eilte zum Präsidium.
Etwas geriet in Bewegung,
das spürte er. Er musste

sich mit Tessa zusammensetzen, damit sie ihn über den Verlauf der Morgenbesprechung informierte, die er heute versäumt hatte, weil er bei Imke Thalheim vorbeigefahren war. Er musste Spengler das Foto zuschicken, und dann mussten sie die weiteren Schritte vorbereiten.

Endlich, dachte er.

Endlich geht es voran.



Der Golf war noch da. Erleichtert blieb Luke stehen, beugte sich nach vorn und stützte sich keuchend auf den Knien ab. Udenkbar, wenn sie ihm den Wagen weggenommen hätten. Er durfte ihn nicht mehr aus den Augen lassen. Nicht,

solange seine ganzen Sachen im Kofferraum verstaut waren.

Als er wieder zu Atem gekommen war, überquerte er langsam den Parkplatz. Nichts Auffälliges zu sehen. In den spiegelnden Autoscheiben konnte er beobachten, was sich hinter seinem Rücken abspielte, doch auch da entdeckte er nichts

Beunruhigendes.

Kofferraum und Türen
des Golf waren
geschlossen. Luke warf
einen kurzen Blick auf die
Reifen und dann unter das
Auto. Er hatte von einem
Fall gehört, in dem sich ein
Dieb unter dem Wagen
seines Opfers versteckt
hatte, um ihm beim
Einsteigen die
Achillessehne

durchzuschneiden. Seitdem verfolgte ihn dieses Bild.

Bevor er sich ans Steuer setzte, überprüfte er noch den Innenraum. Alles okay.

Und nun?

Kristof hatte ihn da, wo er ihn haben wollte. Er hatte ihn in die Enge getrieben wie die Schlange das Kaninchen, hatte ihn zu einem Outlaw gemacht, der von der Organisation

gejagt und von der Polizei gesucht wurde. Er hatte ihm sein Zuhause und seine Identität genommen und ihn vollständig isoliert.

Aber Luke war nicht dazu bereit, wie das Kaninchen in eine hypnotische Starre zu verfallen. Er würde einen Ausweg finden.

Du kriegst mich nicht klein, dachte er immer

wieder. Du kriegst mich nicht klein.

Es war eine Art Mantra und es tat ihm gut. Und wenn er es oft genug wiederholte, würde er vielleicht irgendwann daran glauben.

17

Die Pension war eine alte Jugendstilvilla mit einem blühenden Garten, in dem sich ein zweites Haus befand, ein ebenerdiger Bau, dessen Zimmer wie bei einem Motel von außen erreichbar waren. Über einen künstlichen Bachlauf plätscherte Wasser in einen

Seerosenteich, in dem bunte Kois gemächlich ihre Kreise zogen. Eine weiße Katze lag ausgestreckt auf einem Tisch mit einer grauen Steinplatte, um den sechs Holzstühle mit roten Sitzkissen standen.

Als sie Merle und mich entdeckte, sprang sie auf und huschte davon.

Wir waren um das Haus herumgegangen, weil wir

innen niemanden
angetroffen hatten. Die
vielen Rosen dufteten und
Hummeln summten
zufrieden durch die träge
Stille. Ich hatte das
kindliche Bedürfnis, mich
am Teich niederzulassen,
die Finger ins Wasser zu
tauchen und mit den
Fischen zu sprechen.

»Hallo?«, rief Merle so leise, dass nur ich es hören

konnte.

Wir bewegten uns wie auf Zehenspitzen, weil es uns irgendwie falsch erschien, hier einfach so einzudringen.

»Kann ich Ihnen helfen?«

Die Frau war hinter uns aufgetaucht, ohne dass wir sie hatten kommen hören.

Merle stieß einen kleinen Schrei aus und schnappte nach Luft. Auch mir war

der Schreck in die Glieder
gefahren. Mein Herz
pochte.

»Entschuldigung«, sagte
Merle, die sich zuerst
wieder gefangen hatte.
»Aber drinnen war keiner,
und da dachten wir, wir
gucken mal hier draußen
nach.«

Die Frau half uns nicht
aus unserer Verlegenheit.
Sie hielt eine kleine,

erdverkrustete Schaufel in
der rechten Hand und in
der linken ein
unscheinbares fleischiges
Pflänzchen, das sie wohl
gerade irgendwo
ausgebuddelt hatte, um es
umzusetzen.

»Wir sind auf der Suche
nach meinem Freund«,
erklärte ich. »Er ist
verschwunden, nachdem
sein Mitbewohner

ermordet worden ist, und wir wollten ...«

Ihr Gesicht veränderte sich schlagartig. Sie sah jetzt alarmiert aus und ziemlich aufgebracht, und ich wünschte, sie würde nicht die Schaufel in der Hand halten. In diesem Moment begriff ich, warum ihr Anblick mich irritierte.

Sie war die grauhaarige

Version der Annie in der
Verfilmung von Stephen
Kings Sie mit Kathy Bates.

»... wir wollten Sie
fragen, ob Sie sich kurz
sein Foto anschauen
könnten, um ...«

Die Frau kniff die Augen
zusammen und starrte erst
mich, dann Merle und
schließlich das arme
Pflänzlein auf ihrem
Handteller an. Ihre Hände

waren schmutzig, und man sah, dass sie ein Leben lang hart zugepackt hatten. Sie legte Schaufel und Pflanze auf dem Beet zu ihren Füßen ab und rieb sich getrocknete Erde von den Händen. Ein scharfer Geruch nach säuerlichem Schweiß stieg mir in die Nase.

Ich versuchte, flach zu atmen und mich nicht von

der Stelle zu rühren. Merle hustete und nutzte die Gelegenheit, um ihr Gesicht abzuwenden.

»... weil doch auch hier ein Mord ... und er ...«

Die Frau richtete sich wieder auf und streckte wortlos die rechte Hand aus. Ich legte das Foto von Luke hinein, eines von denen, die ich eigens zu diesem Zweck eingepackt

hatte. Dann beobachtete ich ängstlich ihr Gesicht.

Es verstrichen keine drei Sekunden, bis sie mir das Foto zurückgab. Um ihren Mund lag jetzt ein irgendwie verächtlicher Zug.

»Ja«, sagte sie. »Das ist Herr Haller.«

Haller?

Merle suchte meinen Blick und runzelte fragend

die Stirn.

»Mein Freund heißt Lukas Tadikken.« Ich hörte das Flehen in meiner Stimme, schon bevor ich die nächsten Worte aussprach. »Kann es sein, dass Sie sich ...«

»Nein.«

Sie schüttelte entschieden den Kopf.

»Ich irre mich nicht. Der Mann da«, sie wies mit

ausgestrecktem Zeigefinger
auf Lukes Foto in meiner
Hand, »hat sich mein
Vertrauen erschlichen. Er
hat sich im Haus meiner
Nichte eingenistet und
harmlos getan und dann
eiskalt ihre Babysitterin
...«

Nie hätte ich erwartet,
dass diese Frau weinen
würde, doch jetzt
schimmerten Tränen in

ihren Augen, während sie gleichzeitig die Hände zu Fäusten ballte.

»Was für einen Eindruck hat er auf Sie gemacht?«, fragte Merle vorsichtig.

Die Frau wischte sich mit dem Handrücken über die Augen und hob den Kopf. Ein breiter Schmutzstreifen zog sich über ihre rechte Wange. Ihr Blick war so abweisend,

dass ich befürchtete, sie werde sich einfach umdrehen und weggehen. Nicht jedoch, bevor sie uns hochkant aus ihrem Garten geworfen hätte.

Doch dann antwortete sie.

»Er war nett. Höflich und zuvorkommend. Er sah müde aus, und ich dachte: Der hat bestimmt eine anstrengende Fahrt hinter

sich.«

Ihre Gesichtszüge
wurden hart.

»Aber wirken sie nicht
immer harmlos, diese ...
Bestien? Wer sieht einem
Dr. Jekyll schon den Mr
Hyde an?«

Es wunderte mich, dass
sie die Geschichte von
Stevenson kannte, und ich
fragte mich, ob sie sie
gelesen oder den Film

gesehen hatte. Dann erst kam mir zu Bewusstsein, was sie da über Luke gesagt hatte.

»Mein Freund ist keine Bestie«, widersprach ich. »Und wenn er tatsächlich bei Ihrer Nichte gewohnt haben sollte, heißt das noch lange nicht, dass er auch den Mord begangen hat.«

»Solange ein Mensch

eines Verbrechens nicht überführt wurde, gilt in diesem Land immer noch die Unschuldsvermutung«, sprang Merle etwas gespreizt in die Bresche. »Oder haben Sie die Tat beobachtet?«

Seltsamerweise wurde die Frau nicht wütend. Ihr Blick schweifte unruhig über den Garten, als suchte er etwas Sicheres, an dem

er sich festhalten könnte.

»Dürfen wir mit Ihrer Nichte sprechen?«, fragte ich leise. »Bitte!«

Sie seufzte. Dann bückte sie sich, hob Pflanze und Schaufel auf und ging mit schweren Schritten davon.

»Das vierte Haus auf der linken Seite«, rief sie müde über die Schulter.

Aus einem violett blühenden Sommerflieder,

den sie mit der Schulter streifte, wölkten unzählige Schmetterlinge, zogen ihre Kreise und ließen sich wieder auf dem Strauch nieder.

Jede Idylle wird falsch, wenn ein Mord geschieht, dachte ich und hatte es plötzlich eilig, von hier zu verschwinden.



Tessa hatte sich gerade einen Kaffee gemacht. Sie hatte eine kleine Espressomaschine in ihrem Büro aufgestellt, und seit der allerersten Tasse, die sie ihm spendiert hatte, war Bert ihr überaus dankbar für diese Idee.

»Wollen Sie auch einen?«, fragte sie.

»Gern.«

Bert lechzte nach

Koffein. In letzter Zeit verließ er morgens immer häufiger das Haus, ohne etwas zu sich genommen zu haben. Margot warf ihm vor, das sei eine Fluchtreaktion, und vermutlich hatte sie recht. Tatsächlich atmete er auf, sobald er in seinem Wagen saß. Alles war besser, als so früh am Tag Margots gleichbleibend schlechter

Laune ausgeliefert zu sein.

»Der Chef war nicht erfreut«, berichtete Tessa.

»Aber es stand heute so vieles an, dass er nicht lange auf Ihrer Abwesenheit herumgeritten ist.«

»Irgendwas Wichtiges?«, fragte Bert.

Sie schüttelte den Kopf

»Und bei Ihnen?«

»Spengler hat angerufen.

Sie haben bei den
Fingerabdrücken
Übereinstimmungen
gefunden.«

Wie elektrisiert starrte
sie ihn an. Er zog das Foto
aus der Tasche.

»Lukas Tadikken?«,
fragte sie ein wenig
atemlos.

Sie hatte ihn jetzt schon
ein paar Mal angenehm
überrascht, und Bert stellte

fest, dass er anfang, gern
mit ihr
zusammenzuarbeiten. Es
war ein ungewohntes
Gefühl für ihn, den
bekennenden Einzelgänger.

»Ja. Imke Thalheim hat
es mir gegeben. Deshalb
war ich heute früh kurz bei
ihr.«

Er zögerte.

»Das nächste Mal sage
ich Ihnen Bescheid. Damit

Sie locker sämtliche
Geschütze zu meiner
Verteidigung auffahren
können.«

»Okay.« Sie lächelte ihn
strahlend an. »Dann
schicke ich jetzt das Foto
an den Kollegen Spengler.«

Bert trank in Ruhe den
Kaffee aus, bevor er in sein
Büro ging und sich an den
Computer setzte, um seine
Mails zu checken. Wie

lange würde Karsten Spengler brauchen? Eine Stunde? Zwei? Hoffentlich traf er die Vermieterin des Ferienapartments an.

Das Ergebnis entschied darüber, ob sie Lukas Tadikken weiterhin als Zeugen suchen oder nach ihm als dringend Tatverdächtigem fahnden lassen würden.



Hier wohnen die Meusers
stand auf dem
farbenprächtigen, offenbar
selbst getöpferten
Namensschild an der Tür.
Die junge Frau, die Jette
und Merle aufmachte, trug
ein kleines Mädchen auf
der Hüfte. Das Kind schien
gerade erst wach geworden
zu sein. Seine Augen waren

noch von Schlaf
verschleiert und klappten
immer wieder zu.

Es nuckelte an einem
gelbschwarz gestreiften
Schnuller und registrierte
Merles Zwinkern mit
todernster Miene.

»Meine Tante hat Sie
schon angemeldet.« Frau
Meuser lächelte
zurückhaltend. »Aber ich
weiß nicht, ob ich Ihnen

weiterhelfen kann.«

Jette zeigte ihr Lukes Foto und steckte es schnell wieder ein, als das kleine Mädchen, plötzlich hellwach, aufgeregt auf Luke zeigte und laut »dadada!« rief.

Frau Meuser versuchte, ihre Tochter zu beruhigen.

»Ja«, sagte sie, »das ist ... er hat ... obwohl ich es nicht glauben kann. Er war

nicht ...«

Die Kleine strampelte auf ihrem Arm, und die Mutter setzte sie ab und sah ihr nach, wie sie auf ihren pummeligen Beinchen ins Haus watschelte. Dann drehte sie sich wieder zu den Freundinnen um.

»Wollen Sie einen Moment hereinkommen?«

Das Haus war hell und modern eingerichtet. An

dem überall
herumliegenden Spielzeug
erkannte man auf den
ersten Blick, dass eine
junge Familie hier wohnte.
Die Kleine saß in der
Küche auf einer bunten
Patchworkdecke auf dem
Boden und sah sich ein
Bilderbuch an, wobei sie
unaufhörlich vor sich
hinbrabbelte.

Sie hielt einen

Plüschelefanten im Arm.
Wahrscheinlich las sie ihm
vor.

»Der Elefant und das
Buch sind Geschenke von
... ihm«, erklärte Frau
Meuser mit gedämpfter
Stimme. »Er hat sie auf
den Tisch gelegt, als er ...
gegangen ist. Meine
Tochter hat sie gesehen,
und da konnte ich sie ihr
nicht mehr vorenthalten.

Sie hat ihn sehr gemocht,
obwohl sie normalerweise
eigentlich nicht so
vertrauensselig ist.«

Jette schluckte und
kämpfte gegen ihre
Rührung an. Merle
beschloss, das Heft in die
Hand zu nehmen.

»Mit welchem Namen
hat er sich bei Ihnen
vorgestellt?«, fragte sie.

»Haller. Der Vorname

war Markus oder Marten.«

»Als er verschwunden ist, hat er da all seine Sachen mitgenommen?«

Frau Meuser nickte.

»Er hatte ja kaum Gepäck bei sich. Er sei auf der Durchreise, hat er gesagt. Er wollte sich nicht festlegen, wie lange er bleiben würde.«

»Und von unterwegs hat er Sie dann angerufen?«

Jette hatte sich wieder gefangen. »Was hat er gesagt? Wie hat er sich angehört?«

Ihr Gesicht war blass vor Sorge um diesen Kerl, der wahrscheinlich längst einer andern schöne Augen machte.

Reiß dich zusammen, dachte Merle. Sei nicht unfair.

Sie wusste herzlich wenig

über Luke, denn wenn sie ehrlich war, musste sie sich eingestehen, dass sie ihm nie eine echte Chance gegeben hatte. Aus lauter Sorge um ihre Freundin hatte sie sich aufgeführt wie die hinterletzte Prinzipienreiterin. Die schwierige Beziehung mit Claudio hatte ihre Objektivität nicht nur getrübt, sie hatte sie

regelrecht zerschmettert.

»Er hat anscheinend aus dem Auto angerufen. Die Verbindung war schlecht und er musste ziemlich laut sprechen. Ich hatte den Eindruck, dass er ... unter Schock stand. Er wirkte ... ungläubig. Fassungslos.«

Die Kleine rappelte sich auf, presste den Elefanten an die Brust, stand eine Weile unschlüssig da und

wackelte dann zielstrebig auf Jette zu.

»Dadada?«, sagte sie und zeigte auf Jettes Tasche, in der das Foto von Luke verschwunden war.

Jette sah fragend zu Frau Meuser. Die schüttelte unmerklich den Kopf und lenkte ihre Tochter mit einem Keks ab, den sie aus einer Dose gefischt hatte. Die Kleine zog sich wieder

auf ihre Decke zurück und fütterte ihren Elefanten.

»Sie hat nichts mitgekriegt«, sagte Frau Meuser leise, »und das soll auch so bleiben. Wenn man sie nicht an Herrn Haller erinnert, wird sie ihn schnell vergessen. Bei Kindern ist das so.«

Ja, dachte Merle. Sie quälen sich nicht mit untreuen Liebhabern und

aussichtslosen
Liebesgeschichten. Sie
leben einfach vor sich hin
und nehmen die Tage, wie
sie kommen. Sie beneidete
das kleine Mädchen
glühend.

»Es tut mir so leid, dass
Ihre Babysitterin ...« Jette
holte tief Luft. »Es ist
schrecklich, dass sie
gestorben ist.«

Zwei einsame Tränen

rollten über Frau Meusers Wangen. Sie drehte sich zur Seite, damit ihre Tochter es nicht sah.

»Aber ich weiß, dass mein Freund zu so etwas niemals fähig wäre.«

Merle beneidete auch ihre Freundin. Um ihre unbedingte Loyalität. Nicht für eine Sekunde zweifelte sie an dem Mann, den sie liebte. Merle hätte

alles dafür gegeben, das
auch von sich selbst
behaupten zu können.
Würde sie ebenso hinter
Claudio stehen, wenn er
unter Mordverdacht stünde
und sämtliche Fakten gegen
ihn sprächen?

»Er heißt nicht wirklich
Haller?«, fragte Frau
Meuser mit mühsam
beherrschter Stimme.

Jette schüttelte den Kopf.

»Lukas Tadikken. Die meisten nennen ihn Luke.«

»Luke«, wiederholte Frau Meuser nachdenklich.

»Der Name passt zu ihm.«

Sie legte Jette die Hand auf den Arm.

»Ich glaube auch nicht, dass er es getan hat. Obwohl«, wieder stiegen Zweifel in ihr auf, »obwohl ich mir absolut nicht vorstellen kann, wie

der Täter in das Apartment
gelangt sein soll. Das
Türschloss ist intakt,
keines der Fenster ist
eingeschlagen worden ...«

»Die Babysitterin hat ihn
hereingelassen.«

Hoffnungsvoll schaute
Jette Frau Meuser in die
Augen. »Kann doch sein
oder?«

»Vielleicht.« Frau
Meuser seufzte. »Lisa war

so leichtgläubig. Sie traute keinem etwas Böses zu.«

Jette warf Merle einen triumphierenden Blick zu. Siehst du, bedeutete dieser Blick, jeder hätte das Apartment betreten können. Jeder.

Dabei hatte Merle das gar nicht abgestritten.

Frau Meuser rieb sich fröstelnd die Arme. Auch Merle verspürte ein tiefes

Unbehagen. Sie wünschte sich nichts sehnlicher, als nach Hause zurückzukehren und der Polizei die Arbeit zu überlassen.

Oh Gott, dachte sie. Ich vertraue den Bullen. Wie weit ist es mit mir gekommen.

*

Luke war einfach

losgefahren. Rons Anblick hatte ihm einen solchen Adrenalinstoß verpasst, dass seine Nerven zu flattern schienen und er sich völlig überreizt und überwach fühlte, obwohl er seit zwei Tagen nicht geschlafen hatte, abgesehen von den wenigen unbequemen Stunden am Strand. Ron, ein Kraftpaket aus Muskeln

und Sehnen mit dem Gehirn eines Hamsters. Das Klischee eines Kriminellen, in seiner Einfältigkeit besonders unberechenbar und gefährlich.

Der Blick in den Rückspiegel offenbarte nichts Bedrohliches, aber so erschöpft, wie Luke war, traute er seinen Wahrnehmungen kaum

noch. Einmal war ihm ein blauer Mondeo aufgefallen, von dem er eine Weile geglaubt hatte, verfolgt zu werden, doch die Insassen hatten sich als harmlos entpuppt. Vater, Mutter und drei Kinder auf Ferienreise.

Glück gehabt, hatte Luke gedacht und sich gefragt, wie sehr sich sein Leben verändert haben musste,

dass Glück für ihn
inzwischen gleichbedeutend
war mit Überleben.

Er fuhr auf der A 29 in
Richtung Oldenburg, ohne
sich bewusst für diese
Strecke entschieden zu
haben. Er brauchte ein
Zimmer und ein Bett. Gut
versteckt. Lange würde er
nicht mehr durchhalten.



Gegen Mittag meldete sich Karsten Spengler. Lukas Tadikken war anhand des Fotos von der Pensionswirtin Frau Roosen und der Vermieterin des Ferienapartments, Frau Meuser, eindeutig identifiziert worden.

»Frau Meuser«, berichtete Spengler, »hatte gerade Besuch von zwei

Mädchen aus Köln gehabt.
Die eine war eine gewisse
... Jette Weingärtner ...«

»Und die andere war ihre
Freundin Merle«, ergänzte
Bert.

»Sie haben Ihre
Informanten wohl überall,
was?«

»Das nicht, aber die
Mädchen kommen mir
nicht zum ersten Mal in die
Quere. Leider. Sie haben

ein besonderes Talent, sich einzumischen und in Gefahr zu bringen.«

»Fast wären sie mir in die Arme gelaufen«, sagte Karsten Spengler. »Ich habe sie nur knapp verfehlt.«

»Sollten Sie ihnen tatsächlich begegnen«, riet Bert ihm, »rate ich Ihnen, sie möglichst schnell aus dem Verkehr zu ziehen,

bevor sie Arger machen.«

Er dachte voller Grauen an das nächste Telefongespräch mit Imke Thalheim, die von ihm Informationen erwartete. Ständig überschritt er ihretwegen Grenzen. Das konnte ihn den Kopf kosten. Ihm war jedoch längst klar, dass er weitaus lieber den Kopf als sein Herz riskieren würde.

»Hat diese Frau Meuser mit den beiden gesprochen?«, fragte er.

»Lange genug, um alles auszuplaudern, was sie auch uns verraten hat.«

»Na wunderbar.«

Es war also wieder einmal so weit. Jette und Merle waren auf dem direkten Weg in neue Schwierigkeiten. Bert beendete das Gespräch und

stützte stöhnend den Kopf in die Hände.

»Geht es Ihnen nicht gut?«

Er hatte Tessa nicht eintreten hören.

»Ich habe nur gerade ein sehr unangenehmes Déjà-vu«, erklärte er und richtete sich auf. »Zwei Mädchen, die mir in die Ermittlungen pfuschen, eine Mutter, die sich vor

Sorgen fast umbringt ...
aber immerhin gute
Nachrichten aus
Hildesheim: Lukas
Tadikken ist klar
identifiziert worden.«

»Dann können wir uns
jetzt darum kümmern, ihn
zur Fahndung ausschreiben
zu lassen.«

Bert nickte. Er beschloss,
den Anruf bei Imke
Thalheim noch ein bisschen

hinauszuzögern.

Am Nachmittag meldete er sich bei ihr.

»Ich kann es mir immer noch nicht vorstellen«, sagte sie, nachdem sie ihn angehört hatte. »Luke hat Stunden in meinem Haus verbracht. Hätte ich es nicht gespürt, wenn er ein Mörder wäre?«

»Wenn man so etwas spüren könnte, wäre meine

Arbeit überflüssig.«

»Sie haben natürlich recht. Trotzdem. Luke mag ja ein Geheimniskrämer und Eigenbrötler sein, und er hat meiner Tochter gegenüber nicht mit offenen Karten gespielt, aber er fährt doch nicht durch die Gegend und ermordet einen Menschen nach dem andern. Das passt einfach nicht zu

ihm.«

Passt nicht zu ihm.

Wegen solcher
Äußerungen hatte Bert sich
in diese Frau verliebt.

In den letzten Wochen
hatte er alles versucht, um
dieses Wort nicht einmal
zu denken. Jetzt ließ er es
sich auf der Zunge
zergehen.

Verliebt.

War doch gar nicht so

schwer.

Am liebsten hätte er es
laut ausgesprochen.
Gesungen. Es mit
Flammenschrift an den
Himmel gemalt, damit
Imke Thalheim es da
draußen von den Fenstern
ihrer Mühle aus sehen
könnte.

V e r l i e b t.

»Und was ist mit meiner
Tochter?«, zerrte das

Objekt seiner Begierde ihn unsanft auf den Boden der Tatsachen zurück. »Haben Sie von ihr gehört?«

»Jette und Merle treiben sich in Hildesheim herum, wo der zweite Mord geschehen ist. Sie suchen Leute auf und stellen Fragen.«

»Also doch. Du liebe Güte ...«

»Frau Thalheim?«

»Ja?«

»Ich bitte Sie, mir etwas zu versprechen.«

»Was?«

»Kommen Sie jetzt nicht Ihrerseits auf die Idee, nach den Mädchen zu suchen.«

»Ich habe absolutes Vertrauen zu Ihnen«, antwortete sie. »Und wenn Sie mich bitten, mich zurückzuhalten, dann werde ich das tun.«

Gott sei Dank, dachte Bert, nachdem er aufgelegt hatte, und beugte sich wieder über seinen Schreibtisch. Eine Sorge weniger.



Imke versuchte erneut, Mike oder Ilka auf dem Festnetzanschluss der WG zu erreichen. Jette und Merle nahmen ihre Anrufe

nicht an, also blieb ihr nicht anderes übrig. Sie bereute es, nicht die Handynummern sämtlicher WG-Bewohner in ihrem Adressbuch gespeichert zu haben.

Selbst mit Mina hätte sie jetzt gern geredet, obwohl sie die Gespräche mit dem Mädchen immer sehr schwierig fand, weil sie sich nicht daran gewöhnen

konnte, ständig mit
unterschiedlichen
Persönlichkeiten Minas
konfrontiert zu werden.

Fast glaubte sie schon,
sie habe wieder keinen
Erfolg, als Mike sich
meldete.

»Mike, weißt du
Näheres über den Ausflug
von Jette und Merle?«,
kam sie ohne Umweg zum
Punkt.

»Nein. Sie haben uns nur eine kurze Nachricht hinterlassen, dass sie ein paar Tage wegfahren. Warum fragen Sie?«

»Ich habe gerade mit dem Kommissar telefoniert. Er hat mir erzählt, dass die Mädchen sich auf die Suche nach Luke gemacht haben.«

»Mist!«, fluchte Mike.
»Ich hätt's mir denken

können.«

»Wieso?«

»Ich hab gestern die Zeitung mitgebracht, und beim Frühstück sind wir auf diesen Artikel gestoßen, dass in Hildesheim ein Mord passiert ist, der mit dem Mord an Albert zusammenhängen soll. Daraus entwickelte sich ein Streit zwischen Jette und

Ilka. Deshalb sind sie wahrscheinlich los, ohne uns ins Vertrauen zu ziehen. Shit, shit, shit!«

»Wenn sie sich melden«, bat Imke, »gebt ihr mir dann Bescheid?«

»Klar.«

Imke überlegte eine Weile, dann schrieb sie eine SMS.

Jette, Liebes, PASST AUF EUCH AUF!!! Mama.

Damit zeigte sie ihrer Tochter, dass sie wusste, was lief, aber sie forderte sie nicht auf, die Finger von der Sache zu lassen.

Kein Vorwurf, kein böses Wort.

Zufrieden schickte sie die SMS ab.

Sie erledigte noch einige Anrufe, verfasste ein paar E-Mails und überflog die Antworten, die sie auf ein

schriftliches Interview
gegeben hatte. Dann fuhr
sie den Computer herunter,
zog sich um und fing an,
das Haus zu putzen.

Seit Frau Bergerhausen
nicht mehr da war, teilte
Imke sich diese Arbeit mit
Tilo. Da sie beruflich beide
stark engagiert waren,
durfte das nicht zu einem
Dauerzustand werden.
Jetzt jedoch tat es ihr gut,

die Gedanken
auszuschalten und sich
körperlich zu verausgaben,
bis ihr der Schweiß in den
Nacken lief. Alles war
besser, als sich unentwegt
zu fragen, ob sie Luke die
Morde zutraute oder nicht.

Noch weniger wollte sie
überlegen, was er – sollte
er doch der Mörder sein –
tun würde, wenn die
Mädchen ihm mit ihren

Schnüffeleien in die Quere kamen.

Noch gestern hatte sie das Fernsehteam im Haus gehabt, eine Journalistin, einen Kameramann, einen Tontechniker und einen Aufnahmeleiter. Zwei Stunden lang hatte sie über Täter und Opfer gesprochen, über Verbrechen und Verbrechensbekämpfung,

Prognose und Psychologie.
Sie hatte von ihren
Themen, ihren Recherchen
und den Lesereisen erzählt
und einen Auszug aus dem
Roman vorgelesen, den sie
gerade veröffentlicht hatte.

Imke war sich der
Kamera bewusst gewesen,
der Mikrofone und der
fremden Menschen, die sie
beobachteten und
bewerteten und mit

manchen Fragen aufs Glatteis führen wollten. Sie hatte professionell agiert und sich bemüht, so aufrichtig wie möglich zu sein, ohne zu viel von sich preiszugeben.

Ein Täter ist immer auch Opfer.

Jeder Mensch ist fähig, einen Mord zu begehen.

In jedem von uns steckt neben dem Guten das Böse.

Sie hatte diese Sätze gesagt, wie sie das schon oft getan hatte. Und jetzt wünschte sie, sie wären nicht wahr. Sie wünschte, sie könnte mit absoluter Gewissheit behaupten, dass Lukas Tadikken niemals fähig wäre, jemandem etwas anzutun.

Und Jette Schmerzen zuzufügen.

Doch das konnte sie

nicht. Sie fragte sich, ob es wirklich Zufall gewesen war, dass Luke sich um den Bürojob beworben hatte und fast zur selben Zeit mit Jette zusammengekommen war. Ob er nicht von Anfang an gewusst hatte, wer Jette war.

Die Tochter einer berühmten Autorin.

Aber solche Gedanken

waren sinnlos. Selbst wenn Luke auf ihr Geld aus gewesen sein sollte, machte ihn das noch lange nicht zu einem Mörder.

Und wieder war sie am Anfang angelangt: Wer war dieser Luke, der seit einigen Wochen für sie arbeitete? War sein offenes Gesicht bloß eine Maske? Und seine freundliche Art, war die nur Tarnung?

Lauerte dahinter der gefährliche Psychopath, der die Polizei zweier Bundesländer auf Trab hielt?

Imke stieß den Wischmopp in den Eimer, dass es klatschte und das Wasser ihr bis zu den Knien spritzte. Sie zog ihn wieder heraus und bearbeitete die Bodenfliesen mit einer

Wut, die sich schließlich in Tränen entlud. Heulend stand sie an der Terrassentür und starrte durch den Tränenschleier in den Garten.

Wage es nicht, den Mädchen etwas anzutun, dachte sie, oder ich bringe dich um.

Gleich darauf hielt sie sich erschrocken die Hand vor den Mund. Sie war

feucht vom Wischwasser,
und Imke akzeptierte den
Ekel, den sie empfand, als
gerechte Strafe für ihren
ungeheuerlichen Gedanken.

18

Verletzte Tiere versuchen, sich in ihrem Bau zu verkriechen. Vielleicht war es dieser uralte Instinkt, der Luke bewogen hatte, sich nach Osten zu wenden.

Die kürzeste Verbindung hätte ihn über Hannover geführt, was ihn ziemlich

nah an Hildesheim
gebracht hätte. Deshalb
hatte er den Umweg über
Hamburg und Berlin in
Kauf genommen. Er fuhr
jetzt auf der A 13 in
Richtung Dresden und
spürte eine kalte Ruhe, die
ihn präzise wie ein
Uhrwerk agieren ließ.

Die Müdigkeit hielt
seinen Kopf wie eine große
Faust umklammert und

drückte gegen seine
Schläfen. Er war ihr mit
unzähligen Tassen Kaffee
zu Leibe gerückt, die ihm
nicht bekommen waren.
Die unnatürliche Ruhe war
seine Rettung. Sie ließ ihn
durchhalten.

Irgendwann war der
Gedanke an sein altes
Zuhause in ihm aufgeblitzt.
Die Sehnsucht nach dem
einzigsten Ort, an dem er

jemals Frieden empfunden hatte.

Früher.

Selbst dann noch, als das Entsetzliche passiert war.

Und obwohl er alles getan hatte, um diesen Ort zu vergessen, obwohl er für ihn der gefährlichste Ort auf der Welt war, wusste er plötzlich, dass er dorthin zurückkehren musste.

Nirgendwo sonst fand er

sich blindlings zurecht.
Und auch wenn die alten
Freunde inzwischen zu
Feinden geworden waren,
hatte er hier die größte
Chance, sich zu wehren.

Er war zu erschöpft, um
zu hinterfragen, wie
sinnvoll seine Entscheidung
wirklich war. Sein Instinkt
hatte die Führung
übernommen, und das war
gut so, denn sein Verstand

war mit so simplen
Abläufen wie Gasgeben,
Schalten und Bremsen
vollauf beschäftigt.

Nach Hause, dachte
Luke, und die beiden
Worte trieben ihn an, auch
die nächsten Kilometer in
Angriff zu nehmen.



Bert war auf dem Weg
nach Hildesheim, um sich

mit den Kollegen vor Ort auszutauschen. Tessa hielt so lange die Stellung in Köln.

Er genoss das Alleinsein. Sosehr er seine junge Kollegin zu schätzen gelernt hatte, er war nicht der Typ für ständige Nähe. Die Nachmittagssonne tauchte die Fahrbahn in ein warmes Licht, die Autobahn war

ausnahmsweise nicht
verstopft, er hörte Phil
Collins und atmete befreit
durch.

Lukas Tadikken war zur
Fahndung ausgeschrieben.
In sämtlichen Zeitungen
Nordrhein-Westfalens und
Niedersachsens würde
morgen sein Foto
erscheinen und eine Flut
von Hinweisen auslösen.
Es würde viel Zeit kosten,

sie zu überprüfen, denn all die Gelaugweilten und zu kurz Gekommenen saßen bereits in den Startlöchern, um sich mit erfundenen Geschichten wichtigzutun.

Es war eine Sonderkommission unter Berts Leitung gebildet worden, um die Ermittlungen effektiv zu bündeln. Bert hatte einen Termin mit Karsten

Spengler vereinbart und war umgehend aufgebrochen. Er hoffte inständig, dass der Täter nicht eine noch breitere Spur durch Deutschland ziehen würde.

Kurz nach seiner Versetzung hatte sein Wagen den Geist aufgegeben, und Bert hatte sich einen neuen angeschafft, der mit allen

möglichen angenehmen
Extras ausgestattet war.
Dazu gehörten neben einer
bandscheibenfreundlichen
Sitzheizung auch ein
eingebautes
Navigationsgerät und eine
Vorrichtung, mit der man
frei telefonieren konnte.

Letztere nutzte er, um
jetzt Tessa anzurufen.

Ihre Stimme bebte vor
Aufregung, als sie sich

meldete.

»Lukas Tadikkens Auto ist gefunden worden.«

»Wo?«

»In Aachen.

Industriegebiet.

Liebigstraße. Ein alter Volvo. Die

Spurensicherung ist schon an der Arbeit.«

»Wer hat ihn entdeckt?«

»Kollegen von der Streife. In letzter Zeit ist es

in der Gegend vermehrt zu Vandalismus gekommen, da haben sie das Gebiet im Auge behalten. Die Windschutzscheibe war total kaputt. Anscheinend hat jemand versucht, sie einzuschlagen, ist aber dabei gestört worden.«

»Was ist mit Lukas Tadikken?«

»Keine Spur von ihm. Auf den ersten Blick kein

Hinweis auf ein
Verbrechen. Kein
sichtbares Blut. Ein
sauberer, leer geräumter
alter Volvo.«

»Warum wundert mich
das nicht?«, fragte Bert.

Er wurde von einem
BMW geschnitten und
blendete mehrmals erbost
auf. Wahrscheinlich wieder
einer dieser jungen Wilden,
die sich am Steuer von

Papis Auto nicht nur für Michael Schumacher hielten, sondern auch noch für unverwundbar.

Tessa beendete das Gespräch, und Bert konzentrierte sich auf die Überlegung, was einen jungen Mann wie Lukas Tadikken dazu bewegen mochte, alles zu vermeiden, was Spuren hinterließ. Es konnte doch

nur eines bedeuten: dass er schuldig war.

Unzufrieden schüttelte er den Kopf. Er misstraute den einfachen Lösungen, und das aus gutem Grund. Das Leben erwies sich fast immer als komplizierter.

Obwohl es auf den Abend zuing, heizte die Sonne den Wagen immer noch kräftig auf. Bert regulierte die Klimaanlage

auf neunzehn Grad und wischte sich mit einem Taschentuch den Schweiß von der Stirn. Dann gab er Gas.



Unsere Nachforschungen waren grandios gescheitert. Ich hatte vorgehabt, Luke zu finden, aber gleich am ersten Tag, noch bevor wir richtig Fahrt aufgenommen

hatten, waren wir
ausgebremst worden.

Wir hatten von Frau
Meuser so gut wie nichts
erfahren.

Hildesheim war keine
Großstadt, aber selbst hier
einen Menschen
aufzuspüren, der sich
wahrscheinlich alle Mühe
gab, nicht entdeckt zu
werden, schien ein Ding
der Unmöglichkeit zu sein.

In der Innenstadt hatten wir vor einem Eiscafé beim Rathaus ein Eis gegessen und die Atmosphäre auf uns wirken lassen. Jedem Typen, der vorbeigegangen war, hatte ich ins Gesicht gestarrt. Zwei hatte ich damit unabsichtlich an unseren Tisch gelockt. Sie hatten geglaubt, ich hätte sie angeflirtet.

So viele Menschen.

Luke war nicht dabei gewesen.

Natürlich nicht.

Wir hatten überlegt, was wir als Nächstes unternehmen sollten, doch sämtliche Einfälle waren bei näherem Betrachten wie Seifenblasen zerplatzt.

»Und wenn wir mal bei der Zeitung nachfragen, die den Artikel über den Mord an Lisa gebracht hat?«,

hatte Merle schließlich
vorgeschlagen. »Vielleicht
wissen die inzwischen
schon mehr.«

Es war kein Problem
gewesen, uns telefonisch
bis zu der Redakteurin
durchzufragen, die den
Artikel geschrieben hatte.
Sie war sofort zu einem
Treffen bereit gewesen.
Und nun saßen wir immer
noch vor dem Eiscafé und

warteten auf sie.

Merle hatte sich in einer Apotheke ein Gel gekauft, um ihre Mückenstiche zu behandeln. Es hatte gewirkt und ihre Laune sprunghaft verbessert.

»Denk dran«, schärfte sie mir ein, »diese Pressefuzzis sind mit allen Wassern gewaschen. Überleg dir genau, was du sagst.«

Die Hitze hatte nachgelassen. Ein leichter Wind spielte mit einer roten Serviette, die er langsam über das Pflaster trieb. Am Rand des Himmels hing weißgrauer Dunst. Der Kellner, der uns den Milchkaffee brachte, näherte sich mit einem wissenden Lächeln und beugte sich tiefer zu uns herab, als nötig war.

Es war einer der Tage,
an denen das Verliebtsein
in der Luft liegt. Und das
nahende Ende des langen
Sommers.

Und wenn Luke nicht
mehr am Leben war?

Neben mir streckte
Merle sich genüsslich,
verschränkte die Hände
hinterm Kopf, schloss die
Augen und hielt das
Gesicht in die Abendsonne.

Wenn der Mörder von Albert und Lisa auch ihn getötet hatte?

Mein Handy lag auf dem Tisch, doch ich rührte es nicht an. Der einzige Mensch, den ich gern angerufen hätte, war für mich nicht erreichbar. Und ich wusste noch immer nicht, warum.

Die Frau, die über den großen Platz geschlendert

kam, hatte langes krauses Haar von einem tiefen Rot, das in der Sonne leuchtete. Sie trug eine weite weiße Leinenhose und eine ärmellose schwarze Bluse, die ihr bis zur Taille reichte. Über ihrer Schulter hing eine knallrote bauchige Stofftasche. Ihre Augen waren von einer unförmigen Sonnenbrille mit fast schwarzen Gläsern

bedeckt. In der Hand hielt sie wie verabredet ein Exemplar der Hildesheimer Allgemeinen.

Ich machte mich bemerkbar, und sie trat lächelnd an unseren Tisch.

»Antje Schöller«, stellte sie sich vor, ließ sich auf dem freien Stuhl nieder und winkte dem Kellner. Sie zog ein silbernes Etui aus ihrer Tasche, klaubte

eine Zigarette heraus und zündete sie an. Der Rauch wehte über den Tisch, Merle und mir direkt ins Gesicht.

Die Journalistin schaltete ein winziges Aufnahmegerät ein und stellte es neben die kleine Vase mit der einzelnen Rose.

»Sie haben doch nichts dagegen, dass ich unser

Gespräch aufnehmen? «

Merle öffnete schon den Mund, um zu protestieren, aber ich brachte sie mit einem heimlichen Fußtritt davon ab. Wenn wir uns mit der Frau anlegten, würden wir garantiert nichts in Erfahrung bringen.

Nach einer halben Stunde, zwei Tassen Kaffee und mehreren hektischen

Telefongesprächen steckte sie sich die fünfte oder sechste Zigarette an und blies uns wieder den Rauch ins Gesicht.

»Schön«, sagte sie lächelnd, verstaute das Aufnahmegerät in ihrer Tasche und schaute auf die Uhr. Sie rief den Kellner und ließ sich die Rechnung bringen.

»Ich lade euch

selbstverständlich ein.«

Wir hatten ihr noch kaum Fragen stellen können, und wie es aussah, mussten wir uns beeilen, wenn wir noch irgendetwas aus ihr rauskitzeln wollten.

»Haben Sie etwas über Luke erfahren?«, fragte ich.

Sie schüttelte den Kopf und beugte sich über ihr Portemonnaie.

»Hat die Polizei schon Einzelheiten preisgegeben?«, fragte Merle.

»Die?« Antje Schöller lächelte grimmig. »Die boykottieren unsere Arbeit ja geradezu.«

Sie gab ein großzügiges Trinkgeld und sprang auf, hob kurz die Hand zum Abschied und eilte über den großen Platz davon.

»Große Klasse«,
murmelte Merle spöttisch.
»Was für ein Reinfall.«

Ich konnte ihre miese
Laune verstehen. Mir selbst
erging es nicht anders. Das
vielversprechende Treffen
hatte sich als ein Haufen
heißer Luft entpuppt und
uns keinen Zentimeter
weitergebracht.

Die Journalistin jedoch
auch nicht. Das tröstete

mich ein wenig.

»Und jetzt?«, fragte Merle.

Ich wusste es nicht. Ich wusste nur, dass ich nicht klein beigegeben würde.



Ron hatte die Observierung von Alex wie vereinbart an den Doc abgegeben und war mit dem Sprinter in Hildesheim angerückt, um

Kristof zu unterstützen.
Der Sprinter war für diese
Zwecke ideal ausgerüstet.
Eine Kochplatte, ein
kleiner Wassertank, ein
Minikühlschrank und zwei
Schlafsäcke gewährten für
eine ganze Weile
Unabhängigkeit. Die
Transportfläche war
fensterlos und ideal, um
die Ausrüstung und sich
selbst vor neugierigen

Blicken zu schützen.

Der Wagen fiel nicht auf.
Er verschmolz förmlich mit
dem Verkehr auf den
Straßen. Und er war
schnell genug, um rasch
von irgendwo zu
verschwinden oder sich auf
der Autobahn nicht
abhängen zu lassen.

Kristof hatte
entschieden, Ron von Alex
abzuziehen, weil er

bemerkt hatte, dass Rons Aggressionspegel anstieg. Wenn es soweit war, dann musste man den Mann rechtzeitig bremsen, damit er mit seinem Hang zur Gewalttätigkeit keinen Erdrutsch auslöste.

Rons Einfall, sich Alex in diesem Nordseekaff zu zeigen wie eine Fata Morgana, war allerdings unübertrefflich gewesen.

Der Kerl wusste, wie man Ängste schürte. Er wusste auch, wie man die schrecklichsten davon wahr werden ließ.

Kristof würde ihn noch eine Weile an der Kette halten. Erst wenn seine Rache vollendet war, würde er ihn auf Alex loslassen. Sollte Ron seinen Spaß mit ihm haben.

Den Todesstoß jedoch

würde er selbst ihm versetzen. Das würde er sich von niemandem nehmen lassen.

Kristof schenkte Ron ein zerstreutes Lächeln. Es lohnte sich, die Geschwätzigkeit des Muskelpakets auszuhalten. Im geeigneten Moment würde Ron still sein. Und handeln. Dieser Mann kannte keine Skrupel. Das

machte ihn wertvoller als Gold.



Luke betrat das Hotelzimmer, stellte sein Gepäck ab, verschloss die Tür und ließ sich auf das Bett fallen. Sekunden später schlief er tief und fest.

Im Traum ging er mit Jozefina eine lange,

menschenleere Straße entlang. Er fühlte Blicke in seinem Rücken und zog unbehaglich die Schultern hoch.

Jozefina lachte seine Befürchtungen einfach fort.

Er übte seine neue Biografie. Namen der Eltern. Namen der Schulen. Namen der Lehrer. Umzüge. Arbeitsstellen. Freunde. Verwandte.

Jahreszahlen. Er kriegte und kriegte sie nicht in den Kopf.

Jozefina fing an, ein Lied aus ihrer Heimat zu singen. Die Worte waren warm und weich, die Melodie klang nach Herbstlaub und mildem Sonnenlicht.

»Hör auf«, bat er sie, »sonst merke ich mir die Daten nie.«

Aber Jozefina lachte und

sang lauter.

Der Schuss traf sie in den Rücken und ließ sie zu Boden sinken. Blut lief in einem dünnen Rinnsal aus ihrem Mund. Sie blickte durch Luke hindurch auf etwas, das sie zum Lächeln brachte.

Als sie die Augen schloss, verwandelte sich ihr weißes Gesicht in das von Jette.

Keuchend fuhr Luke auf,

einen stummen Schrei auf den Lippen.

Im ersten Moment fand er sich nicht zurecht, wusste nicht, wo er war. Dann kam die Erinnerung zurück. Das Licht hatte sich verändert. Es war fast schon dämmrig im Zimmer.

Luke stand auf und trottete benommen ins Bad. Er duschte lange, ließ

das Wasser so heiß über den Körper rinnen, wie er es gerade noch ertrug. Danach zog er sich wieder an und bestellte sich etwas zu essen aufs Zimmer.

Das Mädchen, das ihm eine Viertelstunde später das Tablett nach oben brachte, war dasselbe, das ihm an der Rezeption den Zimmerschlüssel ausgehändigt hatte.

Wahrscheinlich bereitete sie morgens auch das Frühstück zu. Das Hotel war nicht groß, da musste bestimmt jeder anpacken, wo er konnte.

Kamenz lag knapp dreißig Kilometer von Bautzen entfernt. Luke war in die Höhle des Löwen zurückgekehrt.

Heller Wahnsinn.

Aber vielleicht schützte

ihn das sogar, denn falls es ihm mittlerweile gelungen sein sollte, seine Verfolger abzuschütteln, würden sie ihn hier ganz sicher nicht suchen.

Er verschlang das Putensteak mit Curryreis und die Extraportion Salat und bestellte noch ein Baguette mit Schinken und Käse hinterher. Das Mädchen setzte es

schmunzelnd vor ihm ab
und räumte dann das
bereits benutzte Geschirr
auf dem Tablett
zusammen.

Ihr Alter war schwer zu
schätzen. Vielleicht war sie
ein, zwei Jahre älter als
Luke. Das würde das
Selbstbewusstsein erklären,
das sie ausstrahlte. Ihr
rundes Gesicht mit den vor
Eifer geröteten Wangen

wirkte jedoch jünger und stand in deutlichem Kontrast zu dem harten Dialekt, der ihre Worte färbte.

Eine von hier, dachte Luke und lächelte sie an. Ob sie weiß, in welchem Rattennest sie gefangen ist?

Wahrscheinlich nicht, gab er sich selbst die Antwort. Leo hatte niemals hinausposaunt, womit er

reich geworden war und
jährlich reicher wurde. Still
und leise gingen er und
seine Leute ihren
schmutzigen Geschäften
nach, kauften sich
Politiker, Richter und
Polizisten und erweiterten
unauffällig ihr Revier.

Das Mädchen verließ
geräuschlos das Zimmer.
Den Duft ihres ein wenig
zu süßen Parfüms ließ sie

zurück. Luke konnte es noch riechen, als er sich wieder hinlegte, diesmal um die ganze Nacht durchzuschlafen. Es tröstete ihn und vermittelte ihm die Illusion, nicht ganz allein zu sein.

19

Ist ihre große Liebe ein brutaler Mörder?

Die Schlagzeile sprang Bert an, als er das Frühstückszimmer der Pension betrat, in der er abgestiegen war. Doch er kam nicht an die Zeitung heran, weil sie gerade von einem anderen Gast gelesen

wurde.

Große Liebe. Brutaler Mörder.

Die reißerische Aufmachung erinnerte Bert sofort an Jette. Damals hatten sämtliche Zeitungen so und ähnlich getitelt.

Er setzte sich an einen Tisch am Fenster, von wo er Ausblick in den Garten hatte, einen kleinen schattigen Dschungel mit

Tümpel, bemoosten Steinen
und einer beeindruckenden
Sammlung von
Kräuterpflanzen in
bauchigen Kübeln. Sogleich
stellte sich ein
Urlaubsgefühl ein, das ihn
beinah vergessen ließ,
warum er hier war.

Unmittelbar nach seiner
Ankunft am Abend hatte er
sich mit Karsten Spengler
zusammengesetzt. Sie

waren einander auf Anhieb sympathisch gewesen, und Bert hatte erleichtert festgestellt, dass sie sich auf einer Wellenlänge befanden. Anders als in seiner Vorstellung war der Kollege weder übergewichtig, noch hatte er geplatzte Äderchen im Gesicht, und bis zu seiner Silberhochzeit waren es noch ein paar Jahre hin.

Spengler hatte ihn in ein italienisches Restaurant eingeladen, das bei Bert heftiges Heimweh nach Marcello ausgelöst hatte, dessen Lokal er seit seiner Versetzung aus sentimentalischen Gründen nicht mehr betreten konnte. Der Kellner hätte einer von Marcellos Brüdern sein können, so ähnlich war er ihm.

Bei einem vorzüglichen Essen hatten sie sich über den Stand der Ermittlungen ausgetauscht und sich für den folgenden Vormittag in der Polizeiinspektion verabredet.

Der Kollege schien sachlich und kompetent zu sein. Er sprach bedächtig und ruhig, und was er sagte, hatte Hand und Fuß.

Sie würden gut

miteinander arbeiten
können.

Die Nacht war kurz
gewesen und voller fremder
Geräusche. Dennoch hatte
Bert ein paar Stunden
geschlafen und fühlte sich
jetzt erfrischt und
ausgeruht.

Nachdem er eine Portion
Rührei mit Speck gegessen
und genüsslich die erste
Tasse Kaffee getrunken

hatte, legte der andere Gast die Zeitung beiseite und ging hinaus. Bert stand auf und holte sie sich. Von einer starken inneren Unruhe gepackt, suchte er nach dem Artikel, der ihn interessierte.

Ist ihre große Liebe ein brutaler Mörder?

Jette W. hat Tränen in den Augen, wie sie da so vor mir sitzt,

vornübergebeugt, die Hände reglos ineinander verschränkt. Sie ist nach Hildesheim gekommen, um ihre große Liebe Lukas T. zu suchen, der in Verdacht steht, seinen Mitbewohner Albert K. in Köln ermordet zu haben (wir berichteten darüber).

»Er ist kein Mörder«, sagt sie so leise, dass man sie kaum verstehen kann.

Ihre Freundin legt ihr
tröstend die Hand auf die
Schulter, doch das
verzweifelte Mädchen
scheint es nicht zu
bemerken ...

Zu allem Überfluss war
der Artikel auch noch mit
einem Foto der Mädchen
ausgestattet. Bert fluchte
leise. Mit Mühe
widerstand er der
Versuchung, das Blatt zu

zerknüllen und durch die Gegend zu pfeffern.

Seine Wut überraschte ihn selbst.

Der Artikel förderte keine Erkenntnisse zutage, er reihte lediglich eine Menge Wörter aneinander, ohne etwas auszusagen. Das Bild, das er von den Mädchen entwarf, hatte mit Jette und Merle nicht das Geringste zu tun.

Allerdings lenkte der Artikel die Aufmerksamkeit auf sie und das konnte ihnen durchaus gefährlich werden.

Bert griff nach seinem Handy. Nach zehn Minuten hatte er die gewünschten Informationen. Er benachrichtigte Spengler, dass er sich ein wenig

verspäten würde,
frühstückte rasch zu Ende
und machte sich auf den
Weg.



Wieder versprach es ein
schöner Tag zu werden.
Noch lag Tau auf dem
Gras und auf den Blättern
der Bäume. Dunst verengte
den Blick und ließ die
Landschaft geheimnisvoll

verschwimmen.

Merle hatte schon mit Claudio telefoniert, der ihr noch immer verübelte, dass sie mit mir weggefahren war. Er hatte sie angebrüllt und wutschnaubend das Gespräch abgewürgt. Jetzt saß sie mir beim Frühstück gegenüber und zerzupfte gedankenverloren eine Scheibe Emmentaler.

»Lass dich doch nicht so

von ihm runterziehen«, sagte ich. »Der kriegt sich wieder ein.«

»Dazu braucht er immer länger.«

Sie schaute mich nicht an, konzentrierte sich ganz auf das, was sie tat.

»Und die Phasen, in denen wir uns gut verstehen, werden immer kürzer.«

Claudios Jähzorn und

seine Eifersucht hatten ihr einmal gefallen. Sie hatte beides für Zeichen von Leidenschaft gehalten.

»Er ist ein Arsch«, sagte sie leise.

Ich konnte spüren, wie mühsam sie sich beherrschte, um nicht loszuheulen.

»Quatsch. Er ist eben Claudio. Du kannst ihn nicht ändern, Merle, und

wenn du ehrlich bist, willst du ihn doch auch gar nicht anders haben.«

»Ein Riesenarsch.«

»Er weiß überhaupt nicht, was er an dir hat.« Ich fasste über den Tisch nach ihrer Hand. »Aber du liebst ihn.«

»Da bin ich mir gar nicht mehr so sicher.« Merle zog ihre Hand weg und gab dem armen Käse

den Rest. »Vielleicht ist Liebe sowieso nur Einbildung und wir rennen bloß einer schönen Illusion hinterher.«

In dieser Stimmung war sie oft. Meistens ging das von selbst vorbei.

Ich ließ sie in Ruhe und konzentrierte mich auf mein Müsli.

Endlich konnte ich wieder befreit atmen, denn

meine Allergie gegen
Gräser, die immer bis Ende
Juli, Anfang August
dauerte, hatte aufgehört.
Seit zwei Tagen schon
hatte ich keine Tablette
mehr eingenommen und
trotzdem tränten und
juckten meine Augen nicht.

Zuerst hörte ich seine
Schritte hinter mir, dann
sah ich die
Fassungslosigkeit in Merles

Gesicht. Ich schaffte es nicht mehr, mich umzudrehen, da stand er schon an unserem Tisch und sah unfreundlich auf uns nieder.

»Morgen, die Damen.«

Perplex starrten wir zu ihm hoch. Er setzte sich.

»Morgen«, hauchte Merle.

Mir blieben die Worte im Hals stecken.

»Schon gelesen?«

Er knallte eine Zeitung auf den Tisch.

Ist ihre große Liebe ein brutaler Mörder?

Merle beugte sich so tief über ihren Teller, dass man ihr Gesicht nicht sehen konnte. Ich nahm zögernd die Zeitung und las den Artikel. Der Kommissar beobachtete mich dabei. Er wandte den Blick kein

einziges Mal ab.

Die Journalistin hatte uns die Worte im Mund herumgedreht und zwei Drittel der Geschichte frei erfunden. Aus irgendeinem Versteck heraus hatte ein Fotograf Merle und mich geknipst, wie wir vor dem Eiscafé in der Sonne saßen.

Wir waren in die Falle getappt, obwohl wir uns der Gefahr bewusst

gewesen waren.

»Ist es so schlimm, wie ich denke?«, fragte Merle leise.

»Schlimmer.«

Ich schob ihr die Zeitung hin und wagte es, vorsichtig den Kommissar anzuschauen. Er gab sich keine Mühe, seine Verärgerung zu verbergen. Ich wollte ihm erklären, warum wir hergekommen

waren, aber ich wusste nicht, wo ich anfangen sollte.

Merle hatte den Artikel inzwischen ebenfalls zu Ende gelesen, doch er ließ uns weiter zappeln. Schließlich lehnte er sich auf seinem Stuhl zurück und verschränkte die Arme vor der Brust.

»Sie fahren auf der Stelle nach Hause«, sagte er.

Wieder breitete sich
dieses unheilvolle
Schweigen zwischen uns
aus, unterbrochen nur vom
Frühstücksgeklapper
ringsum.

»Wir leben in einem
freien Land«, entgegnete
Merle und warf den Kopf
in den Nacken.

Sie hatte schon so viele
Vorschriften missachtet
und so viele Gesetze

übertreten, da ließ sie sich von einem Kommissar, der noch dazu ein ziemlich netter Mensch war, nicht einschüchtern.

»Sie fahren bitte auf der Stelle nach Hause«, variierte er seine Aufforderung mit einer nahezu beängstigenden Sanftmut.

Innerhalb weniger Sekunden schoss mir jedes

Für und Wider durch den Kopf.

»Und wenn nicht?«, fragte ich.

Langsam wandte er mir das Gesicht zu. Und er antwortete mit unveränderter Sanftmut und ohne die Stimme zu erheben.

»Dann werde ich Sie dazu zwingen.«



Als Luke aufwachte, fühlte er sich wie ausgehöhlt. Kraftlos schleppte er sich ins Bad. Er pinkelte mit geschlossenen Augen, stieg in die Duschkabine und drehte das Wasser auf. Eiskalt prasselte es auf seinen Körper herab, und er wich dem Strahl fluchend aus, so weit er

konnte. Nachdem die richtige Temperatur erreicht war, duschte er, bis seine Muskeln sich entspannten, der Druck im Kopf nachließ und der Wasserdampf das Badezimmer vernebelte.

Er schlang sich das Badetuch um die Hüften, wischte mit Klopapier über den beschlagenen Spiegel und betrachtete sich in

aller Ruhe.

Mit dem Dreitagebart sah er aus, als hätte er mehrere Nächte durchgefeiert. Dennoch beschloss er, ihn nicht abzurasierern. Er veränderte sein Gesicht, ließ es älter und schmaler wirken, ein wenig hohlwangig sogar. Dazu eine Sonnenbrille, und auf den ersten Blick würde ihn niemand

erkennen.

Luke hatte keinen Hunger und beschloss, nur einen Kaffee zu trinken. Wie erwartet war es das Mädchen vom Abend, das im Frühstücksraum bediente. Es schien nicht viel los zu sein in diesem Hotel oder die meisten Gäste waren schon aufgebrochen. Radiomusik plätscherte aus den

Lautsprechern an den Wänden. Das Mädchen war hinter der Theke beschäftigt. Sie kam ihm heute vage bekannt vor, als sei er ihr in seinem ersten Leben schon einmal begegnet.

Das war nicht ungefährlich.

Doch aus irgendeinem Grund war Luke in seine alte Heimat zurückgekehrt,

und er würde nicht wieder verschwinden, bevor er herausgefunden hatte, was ihn ausgerechnet hierher getrieben hatte.

Er trank einen Kaffee, verließ das Haus und stieg in seinen Wagen. Zur Sicherheit hatte er sein Gepäck in den Kofferraum geladen. Es gab ihm das Gefühl, dem Zufall nicht vollkommen ausgeliefert zu

sein.

Nach wenigen Minuten wurde ihm bewusst, dass er auf dem Weg zu seinem Elternhaus war. Vielmehr zu dem, was davon noch übrig war.

Spurensuche, dachte er ohne Wehmut.

Die kalte Ruhe war wieder in seinem Kopf.

Sie würde ihn schützen.

Das Grundstück war

verwildert. Niemand hatte es angetastet. Als einzigem Kind seiner Eltern gehörte es Luke, und er fragte sich, was er damit tun sollte. Selbst wenn der Prozess vorüber war, würde er nie wieder in Bautzen leben können.

So tiefe Wunden.

So viele, die ihm nach dem Leben trachteten.

Es würde niemals

aufhören.

Er hielt an, blickte sich aufmerksam um und bog in den ungepflasterten, mittlerweile halb zugewucherten Seitenweg ein, auf dem sein Vater ihm das Fahrradfahren beigebracht hatte. Im Schatten eines mächtigen Ahorns stellte er den Wagen ab.

Sein Elternhaus hatte am

Rand der Stadt gestanden.
Das Grundstück war so
groß wie ein Fußballfeld.
Die nächsten Nachbarn
wohnten weit genug
entfernt, um Luke nicht zu
bemerken. Er sprang über
den brüchigen Rest der
kniehohen, von trockenem
Efeu überwachsenen Mauer
und verschwand zwischen
buschigem Strauchwerk
und hoch aufgeschossenem,

gelbem Gras.

Die Natur hatte wieder
die Herrschaft
übernommen. Das
Betonfundament des
Hauses war gesprungen
und zerborsten. In den
Rissen hatten sich Pflanzen
angesiedelt. Weidentriebe,
Gras und unscheinbar
blühendes Wildkraut. Hier
und da fand Luke noch
verkohlte Holzbalken,

rostige Eisenstreben, ein
paar zerbrochene
Dachziegel.

Dann zog er unter
erdverkrusteten Steinen
einen Stofffetzen hervor.

Er konnte nicht mehr
erkennen, um welche Art
Stoff es sich handelte. Das
Ding war fadenscheinig
und schmutzig und so
ausgeblichen, dass weder
Farbe noch Muster

geblieben waren. Doch etwas sagte Luke, dass er den Zipfel eines Kleides in den Händen hielt, das seine Mutter früher getragen hatte.

Die Bilder stürmten so heftig auf ihn ein, dass er taumelte. Er sank auf die Knie und stützte sich keuchend auf einem Graspolster ab. Konnte den Rauch riechen, als hätte die

Erde ihn konserviert.
Spürte die Hitze der
Flammen.

Und hörte die Schreie
seiner Eltern.

Es gelang ihm gerade
noch, sich zur Seite zu
drehen, bevor er sich
übergab.

Reglos kauerte er
zwischen Unkraut und
Gestrüpp und wartete, bis
sein Herzschlag sich

beruhigt hatte. Er steckte sich einen Kaugummi in den Mund, um den sauren, scharfen Geschmack des Erbrochenen loszuwerden, und rieb sich den kalten Schweiß von der Stirn.

Der Hass, der in ihm explodierte, ließ ihn mit den Zähnen knirschen.

Leo!

Er war verantwortlich für das, was hier geschehen

war. Vielleicht war ihm das Vermögen, das er mit seinen Machenschaften angehäuft hatte, nicht genug gewesen. Vielleicht hatte er nicht mehr teilen wollen und seinen besten Freund und größten Rivalen aus Habgier aus dem Weg geräumt.

Oder aber es hatte einen folgenschweren Streit gegeben.

Vielleicht hatte Lukes Vater auch aussteigen wollen.

Man konnte Leo zugutehalten, dass er Luke damals verschont und ihn ganz sicher in sein Herz geschlossen hatte, aber das entschuldigte nichts. Falls Leo wirklich das Haus angezündet hatte, würde Luke ihn für den Rest seines Lebens hinter Gitter

bringen.

Doch vorher würde er
Kristof erledigen.

Einen nach dem andern.

Als er wieder aufbrach,
hatte sich der Himmel
bezogen, und es war ein
paar Grad kühler
geworden. Ein Gewitter
braute sich zusammen.
Luke war es recht. Er
fühlte sich matt und
ausgelaugt und sehnte sich

nach einem erfrischenden Regenguss.

Es widerstrebte ihm, diesen Ort zu verlassen, an dem er die Anwesenheit seiner Eltern zu spüren meinte, aber er empfand auch eine unbestimmte Angst. Sein Vater und seine Mutter waren tot.

Ihren Gespenstern war er vielleicht nicht gewachsen.

Als Nächstes fuhr Luke

zum Staudamm hinaus,
doch kaum war er aus dem
Wagen gestiegen, begann er
zu zittern.

Der Anblick des Wassers
war zu viel für ihn.

Er spürte Jozefina neben
sich, die Bewegung ihrer
Hand an seiner, hörte ihre
Stimme und fühlte ihren
Atem am Ohr.

Wie oft waren sie
zusammen hier gewesen.

»Wasser und Himmel«,
hatte Jozefina einmal
gesagt und in den Wind
gelächelt, der ihr das Haar
aus der Stirn gekämmt
hatte. »Das ist Ewigkeit.«

Luke hatte es damals
nicht kapiert und er
verstand es noch immer
nicht. Er hätte nachfragen
müssen, und dass er das
versäumt hatte, erfüllte ihn
mit einer Trauer, die fast

so groß war wie die Trauer um Jozefina selbst.

Niemand begegnete ihm auf dem Rückweg zu seinem Wagen, und das war gut so, denn Luke kämpfte mit seinen Erinnerungen und war froh, dass ihn niemand dabei beobachtete. Als die ersten Tropfen fielen, hielt er ihnen das Gesicht entgegen, damit sie jede

verräterische Regung davon abwaschen konnten.

Jozefina zog sich zurück.

Und ließ ihn los.

Erst in diesem Moment starb Alexej wirklich.

Und machte Platz für Luke.

Er fuhr sich mit beiden Händen übers Gesicht. Wischte weg, was Regen sein konnte oder Tränen.

»Hi, Luke«, flüsterte er.

Jetzt wusste er, warum er hatte zurückkommen müssen.



Vor einem halben Jahr hatte Achim Penske seine erste Stelle als Koch in Kamenz angetreten. Er hatte von einem anderen Hotel geträumt und von einem anderen Leben. Berlin. Hamburg. Köln.

Vielleicht sogar Amerika.
So tief im Osten jedoch
und ohne Geld musste man
nehmen, was man kriegen
konnte.

Und bleiben. Weil man
nicht wegziehen wollte,
wenn die Freundin im
selben Haus ihre
Ausbildung zur
Hotelkauffrau machte.

Die Speisekarte, die sie
hier anboten, war weder

eine Offenbarung noch eine Herausforderung. Aber Achims Angebetete war beides, und manchmal überkam ihn das Verlangen, sie zu sehen, sie kurz an sich zu drücken und ihr ins Ohr zu flüstern, dass sie bei Weitem das Wunderbarste war, was er je zu Gesicht bekommen hatte, so heftig, dass er nicht widerstehen konnte.

Heute war es besonders schlimm, sodass er sich mitten während der Vorbereitungen fürs Mittagessen die Hände wusch und für ein paar Minuten abmeldete. Es war wenig Betrieb, deshalb beschloss er, den Fahrstuhl zu nehmen, obwohl der Chef es nicht gern sah, wenn das Personal ihn benutzte.

»Mist!«

Der abwärts gerichtete Pfeil leuchtete auf, doch es tat sich nichts, und Siri arbeitete laut Dienstplan jetzt gerade in den Zimmern im dritten Stock. Achim stöhnte und nahm den Weg durch das enge, rot gestrichene Treppenhaus, das in seiner Düsterteit jeder lebendigen Pflanze den Garaus

gemacht hätte und deshalb mit künstlichen Orchideen, Rosen und Gladiolen geschmückt war.

Lediglich auf dem ersten Treppenabsatz starb der traurige Rest eines echten Gummibaums langsam vor sich hin.

Vielleicht würde er Siri heute Abend ins Kino einladen, überlegte Achim. Oder sie konnten sich

einen alten James Bond anschauen. Er hatte sie alle zu Hause. Roger Moore gefiel ihm in der Rolle des Geheimagenten am besten. Siri hatte sich noch nicht entschieden, wen sie am liebsten mochte. Sie tendierte zu Sean Connery.

Achim war sich nicht mal sicher, ob sie die Filme nicht hauptsächlich ihm zuliebe guckte.

Okay, dachte er. Dann doch besser Kino. Siri sollte sich den Film aussuchen, und er würde ihre Wahl klaglos akzeptieren, selbst wenn sie auf eine dieser unsäglichen Herzscherzschnulzen fallen sollte.

Als er sich der zweiten Etage näherte, hörte er ein Geräusch, das er im ersten

Moment nicht einordnen konnte. Dann merkte er, dass es vom Fahrstuhl herrühren musste.

Also klemmte das Ding wieder. Dabei war erst letzte Woche jemand da gewesen, um ihn zu reparieren. Alle naselang mussten sie die Wartungsfirma anrufen. Der Chef würde toben, wenn er erfuhr, dass schon

wieder was nicht stimmte.

Im zweiten Stock leuchtete der nach unten gerichtete Pfeil ebenfalls. Das Geräusch war lauter geworden. Es schien von ganz oben zu kommen.

Die Kälte, die ihm unvermittelt unter die Haut kroch, nahm Achim die Luft. Er stürzte die restlichen Stufen hinauf, voller Angst, die er sich

nicht erklären konnte.

Tack. Tack. Tack tack.

Die Tür des Fahrstuhls, die sich nicht schließen konnte, weil etwas sie daran hinderte.

Tack. Tack. Tack tack.

Als Achim oben ankam, war er schweißgebadet. Er zwang sich, stehen zu bleiben und kräftig durchzuatmen, bevor er vorsichtig um die Ecke

lugte.

Ein Bein ragte aus der Fahrstuhlkabine in den Flur hinaus.

Nackte Haut, von der Sonne gebräunt, ein Muttermal oberhalb des Knöchels. Der Fuß, der mit einem weißen Leinenschuh bekleidet war, wies mit der Spitze nach außen. Und die Tür des Fahrstuhls wollte aufgehen und zu, auf und

zu.

Unaufhörlich.

Auf.

Zu.

Auf.

Zu.

Achim registrierte noch, dass es das rechte Bein war, das er sah, dann war er schon im Fahrstuhl und neben dem Körper auf die Knie gefallen.

Sie blickte an ihm

vorbei, doch ihr Blick hielt nichts fest. Er verlor sich irgendwo hinter Achims Schulter. Eine Strähne ihres frechen roten Haars hatte sich zwischen ihren leicht geöffneten Lippen verfangen. Sie machte das blasse Gesicht noch bleicher und Achim strich sie behutsam fort.

»Siri ...«

Tack. Tack. Tack tack.

Achim streckte sich und drückte verzweifelt auf sämtliche Knöpfe, um das widerliche Geräusch zum Schweigen zu bringen. Es funktionierte nicht. Behutsam hob er Siri auf und legte sie auf dem weichen Flurteppich nieder.

Die Tür des Fahrstuhls schloss sich.

Endlich.

Der Fahrstuhl fuhr
abwärts.

Achim sank neben Siri zu
Boden und zog sie an sich.

Ihr Kopf ruhte schwer
auf seinem Schoß. Hilflos
streichelte er ihr Haar und
hörte seinem eigenen
Herzschlag zu.

Es war still hier oben,
das Hotel so gut wie leer.
Erst gegen Nachmittag
würde es sich wieder mit

Gästen und ihren
Geräuschen füllen.
Lediglich im Restaurant
würde bereits ab Mittag
Betrieb sein.

Tote Zeit, dachte Achim.
Stunden, in denen alles den
Atem anzuhalten schien. In
denen das Hotel düster und
reglos ausharrte, bis
fremde Menschen es
erlösten und wieder zum
Leben erweckten.

Sein Blick fiel auf Siris Hals. Zärtlich fuhr er mit der Kuppe seines Zeigefingers den Würgemalen nach, die er ohne das Licht im Fahrstuhl nur erahnen konnte. Sie erzählten die Geschichte, die sein Leben von einem Moment zum andern in Schutt und Asche gelegt hatte.

Die Geschichte ihres

Sterbens.

Denn dass Siri tot war,
hatte er vom ersten
Augenblick an gewusst.

»Nach Schottland wollte
ich mit dir fahren«,
gestand er ihr leise. »Um
die Highlands zu sehen.
Und Loch Ness natürlich.
Du hast an alles geglaubt,
was geheimnisvoll war,
und ich hab bloß so getan,
als würd ich dich deswegen

auslachen. In Wirklichkeit hab ich dich dafür nur noch lieber gehabt ...«

Seine Stimme versagte. Er sehnte sich nach Tränen, aber seine Augen blieben trocken. Sacht drückte er Siri an sich.

»Lass mich nicht allein.«

Ihre weiße Bluse war bis zum Bauchnabel aufgerissen. Er mühte sich mit den winzigen Knöpfen

ab, um sie wieder zu schließen. Aber seine Finger waren zu plump und er konnte sich nicht konzentrieren, und weil es ihm nicht gelang, brach er in ein tränenloses Schluchzen aus, das ihm den Magen umstülpte.

Dann fühlte er, dass in der Tasche ihrer Bluse etwas verborgen war. Mit spitzen Fingern zog er

einen zusammengefalteten Zettel heraus.

Zuerst fiel sein Blick auf ein Smiley. Dann auf die Worte.

NUMMER DREI.

Und endlich kamen die Tränen. Sie tropften auf den Zettel in seiner Hand und ließen die Schrift verschwimmen.



Schon von Weitem fielen
Luke die Polizeiwagen auf
und er fuhr instinktiv am
Hotel vorbei. Einen Block
weiter stellte er seinen
Wagen ab und lief zum
Hotel zurück. Ein wenig
abseits standen
Zeitungsleute, die Bilder
schossen. Schaulustige
hatten sich versammelt.

Luke gesellte sich zu
ihnen. Während er

überlegte, ob er jemanden
ansprechen sollte,
entdeckte er das Mädchen
aus dem Hotel, das aus
dem Nachteingang
schlüpfte. Da sich die
allgemeine
Aufmerksamkeit auf die
Polizisten am
Haupteingang richtete, fiel
es niemandem auf.

Sie war fast schon bei
dem kleinen

Hotelparkplatz angelangt, als Luke sie einholte.

»Was ist passiert?«, fragte er und zeigte mit dem Daumen nach hinten, als wüsste sie nicht selbst am besten, was sich da abspielte.

»Jemand ...« Ihre Lippen zuckten. »Jemand hat Siri umgebracht.«

Mit flatternden Fingern wischte sie sich Tränen und

aufgelöste Mascara unter den Augen fort.

»Sie war siebzehn und meine Freundin und ... und sie hat keiner Menschenseele je was zuleide getan.«

Wimmernd verstummte sie.

Luke nahm sie in die Arme und sie ließ es geschehen und weinte an seiner Schulter. In seinem

Kopf wirbelten die Gedanken durcheinander. Sein Schlüsselbein wurde nass und warm von ihren Tränen.

»Ihr Freund hat sie gefunden. Erwürgt.«

Ihre Finger krallten sich in Lukes Hemd. Dann ließ sie ihn abrupt los und trat einen Schritt zurück, als wäre ihr in diesem Augenblick klar geworden,

dass er eigentlich ein Fremder war, noch dazu Gast des Hauses, in dem jemand ihre Freundin getötet hatte.

»Sie befragen jeden«, sagte sie und warf einen verzweifelten Blick auf die dramatische Ansammlung von Menschen und Fahrzeugen vor dem Hoteleingang. »Sogar die Angestellten. Als wäre

einer von uns fähig
gewesen, Siri was
anzutun.«

Das Gewitter hatte sich
verzogen, bevor der
Himmel sich entladen
konnte. Hauchfeiner Regen
schwebte nieder, kaum
mehr als Nebelfeuchte, die
sich Luke kühl aufs Gesicht
legte und das dunkle Haar
des Mädchens wie ein
Spinnennetz aus winzigen

Tröpfchen bedeckte.

Luke wusste nicht, was er sagen sollte.

Das Gesicht des Mädchens war von Schmerz verzerrt.

»In ihrer Bluse steckte ein Zettel«, flüsterte sie so leise, dass Luke sich vorbeugen musste, um sie zu verstehen. »Darauf stand NUMMER DREI.«

Lukes Magen

verkrampfte sich, noch bevor sie das Smiley erwähnte. Er nickte geistesabwesend, als sie sich hastig von ihm verabschiedete und davonlief, fühlte, wie die Nässe in seine ohnehin schon feuchte Kleidung eindrang.

Langsam drehte er sich um. Wie gut, dass er nach dem Frühstück nichts im

Hotelzimmer gelassen,
sondern alles im
Kofferraum verstaut hatte.
Und dass er sich
angewöhnt hatte, für jeden
Tag im Voraus zu
bezahlen.

Jetzt kam ihm seine
Vorsicht zugute.

Unbehelligt von der
Polizei oder sonst
jemandem, erreichte er
seinen Wagen und fuhr los.

Siri war seinetwegen gestorben, und das bedeutete, dass im Grunde er sie getötet hatte.

Er hätte nicht wieder in einem Hotel absteigen dürfen.

Luke war starr vor Entsetzen.

Er durfte nicht zulassen, dass Kristof weitermachte. Er musste das Spiel beenden, wie auch immer.

Offenbar hatten sie ihn die ganze Zeit im Auge behalten. Es war ihm nicht gelungen, sie abzuschütteln.

Vielleicht war er Kristof doch nicht gewachsen.

Wie, zum Teufel, konnte er dann glauben, Jette zu schützen, indem er sich von ihr fernhielt?

Das Gegenteil war der Fall. Schon als Kind hatte

Kristof sich rasch gelangweilt. Auch dieses Spiel würde ihn bald ermüden und dann würde er stärkere Reize brauchen. Er hatte Luke lange genug gehetzt. Bestimmt fand er allmählich, dass es an der Zeit war, die Jagd zu einem Abschluss zu bringen.

Unwillkürlich trat Luke auf die Bremse und

verursachte fast einen Unfall. Der Fahrer hinter ihm hupte und tippte sich aufgebracht an die Stirn, doch Luke saß da wie gelähmt.

Kristof kannte seine einzige wunde Stelle, und er würde nicht zögern, ihn genau da zu treffen.

20

Den größten Teil der Strecke war Merle gefahren. Jette hatte reglos neben ihr gesessen und stumm in die Landschaft gestarrt. Der Kommissar hatte ihr unmissverständlich deutlich gemacht, dass sie nichts erreichen würde.

»Ihr Freund«, hatte er gesagt, »befindet sich garantiert längst nicht mehr in Hildesheim.«

Merle hatte ihm im Stillen recht gegeben. Das ganze Unternehmen war kompletter Schwachsinn gewesen. Wie sollte man jemandem folgen, der sich auf der Flucht befand?

Es hatte sie jedoch gefuchst, vom Kommissar

so abgekanzelt und wie ein kleines Kind nach Hause geschickt zu werden. Das Einzige, was sie besänftigt hatte, war der Gedanke gewesen, dass sie nun zügig die Aktion Zumberg vorantreiben konnte.

Außerdem vermisste sie Claudio. So schnell wie möglich wollte sie sich wieder mit ihm versöhnen.

Die Fahrt hatte lange

gedauert. Erst am Abend waren sie in Birkenweiler angekommen. Ilka und Mike waren nicht zu Hause gewesen, und die Katzen hatten sich aufgeführt, als hätte man sie wochenlang ausgehungert. Smoky hatte wie gewohnt Donna und Julchen vorgeschickt, die maunzend nach Futter verlangt und ihm dann

brav den Vortritt gelassen hatten.

Jette war müde und frustriert ins Bett gegangen. Merle hatte sich voller Vorfreude auf den Weg zu Claudio gemacht.

Sie hatte ihm noch ein bisschen bei der Arbeit geholfen und später, nachdem alle weg waren, die Tür abgeschlossen. Wortlos hatte sie ihn ins

Nebenzimmer gezogen, in dem es ein uraltes, klapppriges Sofa gab. Es hatte unter ihnen geschnauft und gequietscht, bis sie endlich, dicht aneinandergeschmiegt und mit Pizzateigkrümeln im Haar, ermattet unter einer noch älteren Wolldecke eingeschlafen waren.

Der Morgen hatte Merle wieder klar sehen lassen.

Sie wollte Claudio zum Frühstück einladen, um sich mit ihm auszusprechen, aber er hatte Arbeit vorgeschoben, war in seine Klamotten geschlüpft und wieder zur Tagesordnung übergegangen.

Merle hatte sich verärgert ihr Fahrrad geschnappt und war ins Tierheim gefahren.

Dort war der Teufel los.

In Merles Abwesenheit waren ihnen zwei trächtige Katzen und vier Mutterkatzen mit ihren insgesamt fünfzehn Welpen gebracht worden. Da die Kapazität des Katzenhauses jedoch ausgelastet war, mussten sie nach Möglichkeiten suchen, einen Teil ihrer Tiere für eine Weile anderweitig

unterzubringen.

Merle hockte zwei Stunden am Telefon, um die einzelnen Pflegestellen abzuklappern und den Familien, die bereits alle mehrere Katzen bis zu ihrer Vermittlung betreuten, ein zusätzliches Tier ans Herz zu legen. Den Rest des Vormittags verbrachte sie damit, den Transport der Katzen zu planen.

Sie war erleichtert, dass Frau Donkas heute lauter Geldbeschaffungstermine wahrnehmen musste. So konnte sie der fälligen Standpauke wegen ihres Spontantrips nach Hildesheim noch für eine Weile entgehen.

Vom Bäcker um die Ecke hatte sie eine Runde Brötchen mitgebracht und wollte sich gerade mit den

beiden Kolleginnen im Büro zum Mittagessen zusammensetzen, als ein Mann anrief, der eine verwundete Katze in seinem Garten gefunden hatte, an die er sich nicht herantraute.

»Sie scheint sehr schwer verletzt zu sein«, sagte er.
»Aber sobald ich mich ihr nähere, faucht sie und schlägt nach mir.«

Seufzend machten die Kolleginnen sich mit der Katzenfalle auf den Weg.

Merle hatte soeben ein Brötchen mit Käse belegt, als sie die Hunde anschlagen hörte. Es war das typische Bellen, mit dem sie auf fremde Besucher reagierten, hysterisch, laut – und aggressiv, um die eigene Angst zu überdecken.

Aber das Tor sollte um diese Zeit eigentlich geschlossen sein.

Merle erhob sich von ihrem Stuhl, ging zur Tür und schaute hinaus.

Nichts.

Das Bellen ebbte ab, dann war es wieder still.

Vielleicht eine Ratte, dachte Merle. Diese Viecher konnten die Hunde ganz schön

durcheinanderbringen.

Sie setzte sich wieder an den Schreibtisch und biss in ihr Brötchen, doch der Appetit war ihr vergangen. Bevor sie sich nicht vergewissert hatte, dass da draußen wirklich alles in Ordnung war, würde sie keinen Bissen runterkriegen. Sie schob den Teller weg und stand auf.

Die Hunde hatten sich beruhigt und begrüßten Merle freudig. Sie warf einen Blick in die Innenräume der Zwinger, konnte jedoch nichts Ungewöhnliches entdecken. Nachdem sie ausgiebig mit ihrem Liebling geschmust hatte, einem überängstlichen spanischen Mischling, der von den anderen Hunden gemobbt

wurde und deshalb allein
in einem Zwinger
untergebracht war, machte
sie sich auf den Weg zum
Katzenhaus.

Weil sie bei jedem
Schritt über die Schultern
sah, entdeckte sie die
aufgebrochene Tür mit der
eingeschlagenen grünen
Glasscheibe erst, als die
Splitter unter ihrer
Schuhsohle knirschten.

Wer immer sich dort
Einlass verschafft haben
mochte, hatte sich mehr als
sicher gefühlt, sonst hätte
er es vorgezogen, durch
eines der Fenster auf der
Rückseite des Gebäudes
einzusteigen.

Er wollte sein
Selbstbewusstsein
demonstrieren, dachte
Merle.

Oder seinen

Größenwahn.

Die Angst um die Tiere ließ sie jede Vorsicht vergessen. Mit bebenden Fingern schob sie die Tür auf.

Gleichzeitig mit dem Geruch des Bluts nahm sie die Wucht der Bilder wahr. Der Boden war in ein schreckliches Rot getaucht. Überall lagen Katzen hingestreckt. Sie hingen auf

den blutverschmierten
Kratzbäumen, lehnten an
den rot bespritzten
Wänden oder hatten sich
zum Sterben in ihre
Schlafkisten geschleppt.

Keine von ihnen bewegte
sich mehr.

Es war absolut still.

Im Freigehege dasselbe.

Kalle. Röschen. Amanda.

Sidney. Flo ...

Merle gab einen

erstickten Laut von sich.
Sie würgte und hielt sich
die Hand vor den Mund.
Die Füße versagten ihr den
Dienst. Wie angewurzelt
blieb sie auf der
Türschwelle stehen.

Dann riss sie sich
zusammen. Sie zog das
Telefon aus der Tasche und
wählte wie ferngesteuert
die 112.

»Albert-Schweitzer-

Tierheim«, meldete sie sich und hatte Mühe, die Worte verständlich auszusprechen, weil ihre Kiefer so verkrampft waren. »Bitte kommen Sie schnell. Jemand hat ... die Katzen sind ...«

Der Schüttelfrost überfiel sie ohne Vorankündigung. Das Telefon glitt ihr aus der Hand und landete mit einem scheppernden

Geräusch auf dem Boden.
Merle hatte nicht die Kraft,
sich danach zu bücken,
nicht mal die Energie, den
Blick von dem Grauen
abzuwenden.

Sie hörte sich hecheln
und wartete darauf, dass
sie ohnmächtig würde.
Doch das passierte nicht.
Sie schloss die Augen in der
kindlichen Hoffnung, dass
alles wäre wie immer,

sobald sie sie wieder
öffnete.

Aber das war nicht so.

Tot. Alle tot.

Das armselige Wimmern
kam von oben. Merle hob
den Kopf und blickte direkt
in die verängstigten Augen
von Klecks, einem betagten
schwarzen Kater, der
seinen Namen einem
schneeweißen Flecken über
der Nase verdankte.

Er hatte sich in sein Lieblingsversteck zurückgezogen, ein dickes braunes Kunststoffrohr, das von den letzten Renovierungsarbeiten übrig geblieben war und in dem er sich gern verkroch. Ein Mitarbeiter hatte es direkt unter der Decke des Freigeheges festgemacht, wo es von einem der Kratzbäume halb verdeckt

war.

Das hatte dem armen Kerl das Leben gerettet.

Vorsichtig stieg Merle über die toten Leiber hinweg, balancierte über den glitschigen Boden. Sie kletterte auf eine wacklige Kiste und redete beruhigend auf den Kater ein. Klecks fauchte sie verwirrt an, ließ sich jedoch widerstandslos

aufnehmen und duckte sich an Merles Schulter.

Er zitterte wie Espenlaub.

Merles Tränen tropften auf sein gesträubtes Fell. Sie traute sich nicht, den Raum ein zweites Mal zu durchqueren, sackte auf der Kiste zusammen und starrte heulend auf die toten Katzen, den Kater fest an sich gepresst.

Klecks wehrte sich nicht. Er hatte für nichts Augen, nicht mal für die Fliegen, die, vom Geruch des Bluts angezogen, mit hungrigem Surren über den Körpern kreisten.

Sacht schaukelte Merle vor und zurück, bis der Kater in ihren Armen leise zu schnurren begann.



Als Bert seinen Wagen im Parkhaus des Präsidiums abstellte, war es bereits Mittag. Nach einer kurzen Nacht war er frühmorgens in Hildesheim aufgebrochen, doch auf der Rückfahrt hatte ein Stau nach dem andern die Autobahnen lahmgelegt. Obwohl die Temperaturen auch in Köln deutlich gefallen waren, fühlte er

sich verschwitzt, und die Zunge klebte ihm am Gaumen.

Die Gespräche mit Karsten Spengler und seinen Kollegen waren fruchtbar gewesen. Der Anruf von Tessa schließlich hatte sie alle in Hochstimmung versetzt. Die Fingerabdrücke, die die Spurensicherung im Innern von Lukas Tadikkens

Volvo sichergestellt hatte, waren mit denen identisch, die an den Tatorten Albert Kluth und Lisa Darwisius gefunden worden waren.

Beides zusammen, die Übereinstimmung der Fingerabdrücke und die Identifizierung des Mannes auf dem Foto als Lukas Tadikken, bedeutete, dass dieser mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit der

Täter war, den sie suchten.

Oder er hatte die Leichen
nur entdeckt.

Den Gedanken hatte Bert
auch Karsten Spengler
gegenüber geäußert. Der
hatte bedächtig genickt.

»Auszuschließen ist das
nicht«, hatte er
widerstrebend zugegeben,
»rein logisch betrachtet.
Jedoch höchst
unwahrscheinlich.«

Aber war nicht genau
das ihre Aufgabe? Auch das
Unwahrscheinliche als
möglich anzusehen?
Unvoreingenommen zu
ermitteln, den Gesetzen der
Logik zu folgen und
niemanden
vorzuverurteilen?

Zum wiederholten Mal
rief Bert sich die
Anhaltspunkte ins
Gedächtnis, die für Lukas

Tadikken als Täter sprachen. Dass sich seine Fingerabdrücke in der Wohnung gefunden hatten, die er sich mit Albert Kluth geteilt hatte, war selbstverständlich. Aber er war verschwunden, und das machte ihn verdächtig.

Dass er sich am Hildesheimer Tatort aufgehalten und seine Fingerabdrücke auch dort

hinterlassen hatte, ließ sich nicht mehr ohne weiteres erklären. Und wieder war er nach dem Mord verschwunden.

Es war jedoch sein Anruf bei der Vermieterin des Ferienapartments, der Bert vor allem nachdenklich stimmte. Aus welchem Grund sollte ein Mörder auf der Flucht so etwas tun? Um ein Spiel mit der

Polizei zu treiben? Um einem andern etwas anzuhängen? Dazu hätte er konkretere Angaben machen müssen. Aber Lukas Tadikken hatte lediglich einen Zusammenhang der Fälle Kluth und Darwisius behauptet.

Bert hatte das Gefühl, die Orientierung zu verlieren und sämtliche

Überlegungen
verschwimmen zu sehen.
Mit Mühe rief er sich in
Erinnerung, dass es diese
Phase bei jeder Ermittlung
gab und dass sie oft
reinigende Wirkung hatte.
Als könnte man ein Puzzle
erst dann zügig zu Ende
bringen, wenn man die
Teilchen zwischendurch
neu mischte und noch
einmal ganz von vorn

begann.

Der Himmel über Köln drückte schwer auf die Stadt. Es regnete in langen Fäden. Abgase schwängerten die Luft. Die Reifen der vorbeifahrenden Wagen wirbelten Spritzwasser auf. Von fern konnte Bert gereiztes Hupen hören. Sein Schirm, ein Spontankauf von fünf Euro, öffnete sich nicht.

Bert fluchte und beeilte sich, ins Präsidium zu gelangen.

Tessa erwartete ihn mit einer Tasse Kaffee, einem Plunderteilchen und einem ausführlichen Bericht.

»Die Telefone stehen nicht still. Das Übliche: Lukas Tadikken ist an tausend Orten gleichzeitig gesehen worden, mal mit einem Mädchen, mal mit

einem Freund, mal mit
einem Kind an der Hand,
das er entführt haben soll.
The same procedure as
every year ...«

Sie grinste.

Bert fragte sich, ob all
die Enttäuschten und
Gestörten, die die
Leitungen mit ihren
Lügenmärchen blockierten,
auch nur den Schatten
einer Ahnung hatten, wie

sehr sie den Verlauf der Ermittlungen aufhielten, Fahndungserfolge verzögerten, im schlimmsten Fall sogar verhinderten.

»Seltsamerweise hat sich keiner aus Lukas Tadikkens Familie und auch niemand aus seiner Schulzeit gemeldet. Überhaupt weiß offenbar niemand etwas über seine

Kindheit und Jugend. Es haben lediglich einige Kommilitonen angerufen, von denen aber keiner mit ihm befreundet gewesen ist. Sie waren übereinstimmend der Meinung, er sei ein ...«

Hier zeichnete Tessa mit zwei Fingern jeder Hand imaginäre Führungszeichen in die Luft.

»... totaler Eigenbrötler.
Unzugänglich.
Zurückhaltend. Isoliert.
Extrem intelligent und
manchmal umwerfend
charmant.«

Die Aneinanderreihung
dieser Begriffe ließ Bert
frösteln. Zu oft verbarg
sich dahinter ein
psychopathischer
Charakter.

»Anscheinend hat ihn

niemand seit den Morden
zu Gesicht bekommen. Es
ist wie verhext. Wir gehen
allen ernstzunehmenden
Hinweisen nach, aber
bisher ist nichts
Brauchbares dabei
gewesen.«

Es war unsinnig, das
Gefühl zu haben, auf der
Stelle zu treten, denn die
Zeitungen hatten erst
gestern den

Fahndungsaufruf und das Foto von Lukas Tadikken gebracht, aber Bert spürte, dass die beiden Morde nur der Anfang von etwas waren, das Ähnlichkeit mit einem Amoklauf zu haben schien.

Er trank den Kaffee aus, ließ das Plunderteilchen liegen und hatte gerade sein Büro betreten, als das Telefon klingelte.

Tags zuvor hatten sie wieder eine Leiche gefunden, diesmal in Sachsen, Landkreis Bautzen. In der Brusttasche der Toten hatte der Zettel gesteckt, vor dem Bert sich die ganze Zeit gefürchtet hatte.

NUMMER DREI.

Und wieder dieses verdammte Smiley.

Die Kollegin aus Görlitz,

die die Ermittlungen leitete, sächselte so stark, dass Bert sich höllisch konzentrieren musste, um sie zu verstehen. Nüchtern und sachlich informierte sie ihn über die Fakten.

Der Name der Toten war Siri Bach. Sie war siebzehn Jahre alt gewesen und hatte sich im zweiten Jahr ihrer Ausbildung zur Hotelkauffrau in einem

Hotel in Kamenz befunden.

Ihr Freund, Koch im selben Haus, hatte die Leiche im Fahrstuhl entdeckt und in der Tasche ihrer Bluse die Nachricht gefunden. Allem Anschein nach war das Mädchen erwürgt worden, doch man musste natürlich noch die Ergebnisse der Obduktion abwarten.

Die Spurensicherung

hatte die Fahrstuhlkabine untersucht und Fingerabdrücke sichergestellt, die bereits mit der Datei des Bundeskriminalamts abgeglichen worden waren.

Einige davon waren identisch mit denen, die bei den Fällen Kluth und Darwisius gefunden wurden.

Während Bert wartete,

weil die Kollegin ein
zweites Gespräch
annehmen musste, ließ er
das Gehörte sacken. Die
Ermittlungskommission
würde vergrößert und
Lukas Tadikken ab jetzt
bundesweit gesucht
werden.

Die Kollegin
entschuldigte sich für die
Unterbrechung und
versprach, ihn zu

informieren, sobald es Neuigkeiten gebe. Bert bedankte sich und beendete das Gespräch. Nach kurzem Nachdenken bat er Tessa zu sich.

»Überstunden«, sagte er knapp und setzte sie kurz ins Bild.

Vielleicht war Lukas Tadikken ja wirklich nur zwischen die Fronten geraten, doch wenn er

schuldig war, mussten sie ihm so rasch wie möglich das Handwerk legen.



Ich war auf dem Weg zu meiner Mutter, als Merle anrief. Sie war über Nacht bei Claudio geblieben und ich hatte sie beim Frühstück ziemlich vermisst. Auch Ilka und Mike hatten irgendwo

anders übernachtet.

Das Haus war
unheimlich still gewesen.

»Na?«, fragte ich. »Ist es
schön im Liebesparadies?«

Da wir eigentlich noch in
Hildesheim oder sonst wo
sein sollten, hatten wir
beide heute frei, und
insgeheim hatte ich
gehofft, den Tag
gemeinsam mit meiner
Freundin zu verbringen.

Die Antwort war ein
herzzerreißendes
Schluchzen.

Erschrocken versuchte
ich zu verstehen, was
Merle mir zwischen
Weinkrämpfen und leisem
Wimmern mitteilen wollte.
Zunächst weigerte sich
mein Kopf zu begreifen.
Erst nach und nach
entstand vor meinem
inneren Auge das

komplette Bild.

Alle Katzen waren
getötet worden. Alle bis
auf eine, die sich
verkrochen hatte.

Die Tatwaffe fehlte,
ebenso jede Spur vom
Täter. Die Polizei hatte
sämtliche Räume des
Tierheims auf den Kopf
gestellt und das Unterste
zuoberst gekehrt. Die
Beamten hatten die

Freigehege durchkämmt
und waren auf den
Speicher geklettert. Sie
hatten die Spinnweben im
Keller beiseitegeschoben
und mit ihren
Taschenlampen in die
finstersten Winkel
geleuchtet.

Vergebens.

Eine Polizeibeamtin hatte
Merle im Büro eine Tasse
von dem Tee verabreicht,

den Frau Donkas immer zur Beruhigung ihrer Nerven trank, die oft genug von den Sorgen um die Tiere und die angespannte finanzielle Situation des Heims strapaziert wurden. Dann hatte sie sie behutsam befragt.

Merle hörte nicht auf zu weinen, als sie mir all das erzählte. Ich hätte sie so

gern getröstet, doch ich wusste nicht, wie.

Ich wartete, bis sie sich von selbst beruhigt hatte.

Dann sprudelte es aus ihr hervor.

»Das war ein Wahnsinniger, Jette. Die anonymen Anrufe. Unser Gefühl, beobachtet zu werden. Die Morde. Lukes Flucht. Irgendwie hängt das alles zusammen. Das

war kein Katzenhasser. Solche Typen vergreifen sich an einer einzelnen Katze, um sich abzureagieren, aber die gehen kein Risiko ein.«

Sie flüsterte jetzt.

»Es war ein Zeichen, Jette. Er will uns damit Angst einjagen.«

»Wieso? Was haben wir mit den Morden zu tun? Wir kannten die Opfer ja

nicht mal. Das ergibt keinen Sinn.«

»Du bist Lukes Freundin.«

»Lukes ... Du glaubst doch nicht, dass Luke ...«

Das Schweigen dauerte mir eine Spur zu lange.

»Merle!«

»Ich weiß nicht, was ich glauben soll. Und ... und wenn jemand versucht, Luke fertigzumachen, und

dazu den Weg über dich wählt?«

»Wie meinst du das?«

»Indem er dich bedroht, lockt er doch garantiert Luke aus der Reserve.«

»Also vertraust du Luke wenigstens ein bisschen?«

»Verdammt, Jette! Es geht mir nicht um Luke. Es geht mir um dich. Du bist vielleicht in Gefahr!«

»Warum sollte der ...

warum sollte er dann deine Katzen töten?«

»Weil ich deine Freundin bin. Und weil es ihm Spaß macht, sein Netz immer enger zu ziehen.«

»Aus welchem Grund?«

»Ich weiß es nicht.«

»Hast du der Polizei gegenüber angedeutet, dass Luke irgendwas damit zu tun haben könnte?«, fragte ich.

»Nein.«

»Dann tu das auch nicht.
Versprichst du mir das?«

»Wo bist du gerade?«

»Versprich es mir,
Merle!«

»Jaaa. Wo bist du,
Jette?«

»Auf dem Weg zu meiner
Mutter. Ich wollte mich
bei ihr entschuldigen, weil
ich sie durch mein
Schweigen wahrscheinlich

wieder in Angst und Schrecken versetzt habe.«

»Dann bleib bei ihr. Dort bist du halbwegs sicher.«

»Sicher? Vor einem Irrsinnigen, der am hellichten Tag in einem Tierheim Amok läuft?«

So einer war zu allem fähig. Jederzeit.

»Sind die Polizisten noch da?«, fragte ich.

»Nein.«

»Was?« Er hatte bereits zwei Menschen ermordet. Wer sagte denn, dass er nicht zurückkehren und auch Merle etwas antun würde? »Verschwinde von da, Merle. Sofort. Pack deine Sachen und hau ab. Bitte!«

»Einer muss die Stellung halten, bis Frau Donkas kommt.«

»Allein?« Meine Stimme überschlug sich. »Bist du verrückt?«

»Ich warte auf einen Typen, der die ... toten Katzen wegschafft. Und dann muss sauber gemacht werden. Das kannst du von keiner Putzfrau verlangen. Und irgendwie ... bin ich es meinen Katzen schuldig.«

Das war falsch.

Und es war richtig.

Auf eine seltsame Art
und Weise.

»Brauchst du mich,
Merle? Den Besuch bei
meiner Mutter kann ich
gern verschieben.«

»Lieb von dir, aber ...
das ist unsere Sache. Frau
Donkas muss jeden
Moment hier sein und die
anderen Kollegen sind auch
schon unterwegs. Bleib du

bei deiner Mutter, ja?
Schwör mir, dass du ...«

Ich tat so, als hätte ich keinen Empfang mehr, kappte die Verbindung und trat auf die Bremse, um zu wenden. Im Tierheim konnte ich für Merle nichts tun, aber ich würde für sie da sein, wenn sie nach Hause kam.



Nach seinem überstürzten
Aufbruch aus Kamenz
hatte Luke etwas getan,
was er eigentlich unter
allen Umständen hatte
vermeiden wollen. Er hatte
Akito Ono angerufen,
seinen früheren Jiu-Jitsu-
Lehrer, den einzigen
Menschen, dem er hier
noch traute. Es hatte ihn so
gedrängt, über den
Albtraum zu sprechen, in

dem er seit sechs Tagen gefangen war, dass er schließlich nicht mehr hatte widerstehen können.

Akito war ein kleiner, sanfter Japaner mit einer ungeheuren Energie, die er nicht nur nutzte, um Jiu-Jitsu zu unterrichten, sondern auch um Bücher über die Heilkraft von Pflanzen und Steinen zu schreiben, japanische

Gedichte ins Deutsche zu übersetzen und hin und wieder einen japanischen Garten anzulegen. Als er Lukes Stimme gehört hatte, war ihm vor Freude und Rührung fast die Stimme weggekippt.

Luke hatte auch zu ihm den Kontakt abbrechen müssen, um ins Zeugenschutzprogramm aufgenommen zu werden.

Er hatte sich darauf
eingestellt, dass Akito eine
Erklärung verlangen
würde, doch das war nicht
der Fall gewesen. Sein
Lehrer hatte nur einen Satz
gesagt: »Ich möchte dich
sehen.«

Er hatte keine Ausflüchte
gelten lassen, und als Luke
ihm verdeutlicht hatte,
dass ein Treffen ihn in
Lebensgefahr bringen

könnte, hatte Akito leise gelacht.

»Ich bin Träger des zehnten Dan, Alex. Und außerdem Buddhist. Glaubst du wirklich, dass Menschen mir Angst machen können?«

Akito lebte in Pirna in einem alten Haus Am Plan und Luke hatte schließlich nachgegeben und war zu ihm gefahren. Er hatte

Schleifen in die Strecke eingebaut, war kreuz und quer durch die Gegend gekurvt, hatte Pausen eingelegt, um plötzlich mit quietschenden Reifen wieder zu starten und in der nächsten Seitenstraße zu verschwinden. Diesmal musste es ihm gelingen, seinen Verfolgern zu entkommen.

Zu Akitos Haus gehörte

glücklicherweise ein Hof mit einer Garage, sodass Luke seinen Wagen vor neugierigen Blicken verbergen konnte. Akito hatte ihn hineingewunken und Garagen- und Hoftor eilig geschlossen.

Luke hatte die Freudentränen in Akitos Augen gesehen, auch wenn es seinem Lehrer gelungen war, sie zurückzuhalten,

und als sie einander umarmt hatten, war er von einem Gefühl durchströmt worden, wie er es lange nicht mehr empfunden hatte.

Frieden.

Sein alter Lehrer und Freund lebte allein, aber er nahm häufig Menschen auf, die Hilfe brauchten. Heute war Luke sein Gast und Luke war dankbar

dafür.

Akito hatte Tee gekocht,
selbst gemachtes
Ingwergebäck auf den
kleinen Tisch im
Wohnraum gestellt und
Kerzen angezündet, und
Luke hatte angefangen zu
erzählen. Irgendwann
hatten sie sich ein
Abendessen zubereitet.
Akito hatte die
heruntergebrannten Kerzen

durch frische ersetzt und sie hatten weitergeredet.

Vorm Fenster hatten Mücken getanzt. Es war dunkel geworden, und noch immer waren sie hungrig gewesen nach den Geschichten des andern.

»Es fällt mir schwer, mich an deinen neuen Namen zu gewöhnen«, hatte Akito gesagt.

»Das macht nichts«,

hatte Luke geantwortet.

Nachdem sein Leben zersplittert war, gab es ihn in so vielen Facetten. Sollte Akito ihn ruhig weiter Alex nennen. Was sie beide verband, reichte weit über ihre Namen hinaus.

Am folgenden Morgen hatten sie gefrühstückt, und Akito hatte sich auf seinen Unterricht vorbereitet, während Luke

sich auf den Weg gemacht hatte, um ein paar Dinge zu erledigen.

Akito hatte ihm seinen Wagen geliehen, einen alten Nissan mit klapprigen Türen und wackligen Sitzen.

»Es ist besser, wenn dein Golf unsichtbar bleibt.«

Luke war nach Dresden gefahren, wo er vor seinem Untertauchen einen

Banksafe gemietet hatte.
Eine füllige Angestellte
hatte ihn in einer Wolke
aus Parfüm in den Keller
begleitet, ihren Schlüssel
im rechten der beiden
Schlösser gedreht und sich
diskret zurückgezogen.
Luke hatte seinen Schlüssel
in das linke Schloss
gesteckt und die Kassette
aus dem Fach
herausgehoben.

Er hatte ihren Inhalt in eine Sporttasche gestopft, die leere Kassette wieder in das Fach geschoben und die Tür zugedrückt. Dann hatte er sich die Tasche über die Schulter gehängt und die Bank mit langen, ruhigen Schritten verlassen.

Am späten Nachmittag war er zu Akitos Haus zurückgekehrt. Fast war er darauf gefasst gewesen, es

verwüstet vorzufinden,
doch Kristof und seine
Leute hatten entweder
seine Spur verloren, oder
sie hatten es nicht gewagt,
sich mit Akito anzulegen.
Sein Haus befand sich
inmitten der Altstadt, in
der es in den
Sommermonaten von
Urlaubern wimmelte.

Luke stieß einen
erleichterten Seufzer aus.

»Tee?«, fragte Akito.

»Mit

Chrysanthemenblüten?«

»Gerne.«

Wenig später konnte Luke die kleinen getrockneten Blüten auf dem Tee schwimmen sehen. Leise Musik aus Akitos Heimat füllte den Raum mit ihren Klängen. Die Tür zum Garten stand offen. Eine Elster hüpfte

über das Gras, auf dem wie Schnee das strahlende Weiß unzähliger Gänseblümchen lag.

Luke ließ sich von Akito einschenken und betrachtete sein freundliches Gesicht. Es würde seine Freundlichkeit auch dann nicht verlieren, wenn Akito wüsste, was Luke sich in Dresden besorgt und im Kofferraum

seines eigenen Wagens
verstaut hatte.

Akito war ein guter
Mensch. Er hatte immer
geahnt, dass Leo sein Geld
mit schmutzigen
Geschäften verdiente und
dass Luke nicht
unbeschadet in seiner
Familie aufgewachsen sein
konnte. Dennoch hatte er
niemals an Luke
gezweifelt.

Er hatte nicht gefragt und keine Forderungen gestellt. Er war einfach da gewesen, wann immer Luke ihn gebraucht hatte.

»Trainierst du heute Abend mit mir?«, fragte Luke.

Akito lächelte ihn an und nickte.

Er brauchte nicht zu wissen, dass sein Gast sich vorbereitete. Vielleicht

würde er es spüren, doch er würde sich nicht dazu äußern. Er hatte Lukes Hände und Füße zu Waffen gemacht. Nun war es an der Zeit, sie einzusetzen.

*

Auf dem Weg nach Hause beschloss ich, noch ein paar Sachen fürs Abendessen einzukaufen. Ich schob meinen

Einkaufswagen durch den Supermarkt und hatte das Gefühl, mich unter Wasser zu bewegen. Alles schien verlangsamt, meine eigenen Bewegungen und die der anderen Leute, selbst die Schlagermusik, die aus den Lautsprechern floss, um die Kauflust der Kunden anzuregen.

Eine kaum auszuhaltende Traurigkeit drückte mir

das Herz zusammen.

Plötzlich kam es mir
völlig absurd vor,
überhaupt an Essen zu
denken, und als ich mich
an der Schlange vor der
Kasse anstellte, war mein
Einkaufswagen bis auf
Salat, Tomaten und
Paprika leer. Während ich
darauf wartete, dass die
Kassiererin ziemlich
umständlich eine

Stornierung abwickelte, fiel mein Blick durch das Bürofenster des Filialleiters auf den kleinen Fernseher, der knapp über Augenhöhe an der Wand angebracht war.

Es lief gerade eine Vorabend-Nachrichtensendung, und das Bild schaltete vom Nachrichtensprecher um auf einen Korrespondenten

mit langem, dünnem Haar,
der ernst in ein Mikro
sprach. Wieder wechselte
die Kameraeinstellung und
LUKE LÄCHELTE MICH AN!

Nach einer
Schrecksekunde machte ich
zwei lange Schritte und
schob die nur angelehnte
Tür auf.

»... sucht die Polizei
nach diesem Mann. Er
steht im dringenden

Verdacht, einen Studenten in Köln, eine Studentin in Hildesheim und eine Hotelangestellte in Kamenz getötet zu haben. In allen drei Fällen hat ein Smiley ...«

Hinter mir spürte ich eine Bewegung.

»Kann ich Ihnen helfen?«

Der Filialleiter lächelte mich mit gekünstelter Freundlichkeit an. Seine

Augen musterten mich überheblich und kalt. Auf dem Namensschild an seinem weißen Kittel stand L. Kauhacke.

Wie passend, dachte ich und drehte mich wieder zum Fernseher um.

»... an die Polizei unter der Nummer ...«

»Hallo? Ich rede mit Ihnen.«

Der Filialleiter stellte

sich zwischen mich und die Wand. Ich konnte das Fernsehbild nur noch zur Hälfte sehen und reckte den Hals.

Zu spät.

Lukes Gesicht
verschwand und der
Nachrichtensprecher
widmete sich dem nächsten
Thema. Wortlos drehte ich
mich um und verließ das
Büro, verzichtete auf meine

Einkäufe, lief zu meinem Wagen und fuhr los. Erst als ich mich in den Verkehr eingefädelt hatte, gelang es mir allmählich, meine Fassung wiederzugewinnen.

Noch ein Mord.

Sie fahndeten nach Luke. Trieben ihn in die Enge wie ein wildes Tier. Die Menschen würden ihn erkennen, wo er sich auch

bewegte. Sie würden die
Polizei auf ihn hetzen, und
das alles im Namen des
Gesetzes. Obwohl er
unschuldig war.

Nadelspitz blitzten
Zweifel in mir auf.

Tut mir leid, Luke. Tut
mir leid ... Verzeih mir.
Bitte, es tut mir leid ...

Wie versteinert saß ich
hinter dem Steuer. Meine
Hände und Füße taten

zuverlässig ihre Pflicht und brachten mich nach Hause. Als ich ausstieg, stützte ich mich kurz an der Autotür ab, weil sich alles vor meinen Augen drehte.

Ich war erleichtert, dass Mikes Fahrrad am Eingang lehnte. Ich musste unbedingt mit jemandem reden.

»Hi«, rief ich, wie wir das immer taten, wenn wir

nach Hause kamen. »Bin wieder da.«

Mike antwortete nicht, was nur bedeuten konnte, dass er in seiner zukünftigen Werkstatt war, von der er einen Teil abtrennen wollte, damit Ilka dort ihr Atelier einrichten konnte.

Ich nahm die Abkürzung über den Innenhof, wo Smoky geduckt an mir

vorbei ins Haus schoss.

Etwas musste ihn erschreckt haben.

Ich sah mich nach Donna und Julchen um, konnte sie jedoch nicht entdecken. Und dann hörte ich Ilkas Stimme, die immer wieder Mikes Namen rief.

Mir wurde wieder schwindlig, und ich blieb kurz stehen, bis die Mauern und die Sträucher

aufgehört hatten, sich zu drehen, dann rannte ich auf Ilkas Stimme zu. Obwohl ich mich beeilte, hatte ich den Eindruck, ewig zu brauchen, bis ich endlich im Stall ankam. Als hätte die Angst vor dem, was ich dort finden würde, die Zeit angehalten.

Mike lag auf dem Boden. Ilka kniete neben ihm. Sie hielt sein Gesicht in den

Händen und blickte sich schluchzend nach mir um. Ihre Wimperntusche hatte sich aufgelöst und zog zwei traurige Spuren auf ihren Wangen.

»Er macht die Augen nicht auf!«

Sie beugte sich wieder über Mike, rüttelte ihn an den Schultern.

»Mike! Guck mich an! Mike!«

Ich ging auf der anderen Seite neben ihm auf die Knie.

Sein Brustkorb hob und senkte sich kaum wahrnehmbar. Ich fühlte seinen Puls. Er war sehr schwach.

»Ich war in Köln, ein paar Farben kaufen, und dann hab ich zufällig ein Mädchen getroffen, das ich von früher kenne, und wir

sind ein Eis essen gegangen
und ... Ich war viel zu
lange weg.«

Sie zog die Nase hoch.

»Und dann lag Mike
hier. Ich hab ihn eben erst
gefunden.«

Mikes Gesicht war
kreidebleich. Seine Haut
fühlte sich kalt an.

Mein Handy steckte in
meiner Tasche und die
hatte ich in der Küche

abgestellt. Ich stürzte ins Haus, um einen Notarzt zu rufen.

Als ich zu Mike und Ilka zurückkam, hatte Mike die Augen geöffnet, und Ilka heulte vor Erleichterung. Sein Atem ging schwer. Er schaute an die Decke, als fragte er sich, wie, zum Teufel, er in diese Lage geraten sein mochte.

Plötzlich stöhnte er auf.

Es gelang ihm gerade noch, den Kopf zur Seite zu drehen, als er sich auch schon übergab.

»Was ist passiert?«, fragte ich ihn und wischte ihm mit einem halbwegs sauberen Tuch, das in der Nähe gelegen hatte, Erbrochenes von Mund und Kinn.

Er versuchte zu antworten, schloss aber

wieder die Augen.

Ilka holte Eimer und Aufnehmer und fing an, sauber zu machen. Offenbar half ihr das, sich zu beruhigen. Als der Notarzt klingelte, machte sie ihm auf.

Der Arzt war noch ziemlich jung und Ilka ließ ihn nicht aus den Augen. Misstrauisch beobachtete sie jeden seiner Handgriffe,

als müsse sie sich erst davon überzeugen, dass er überhaupt fähig war, die notwendigen Schritte einzuleiten. Wenn er es bemerkte, versteckte er das gut. Ruhig und sicher untersuchte er Mike und stellte ihm seine Fragen.

Mike konnte sich nicht erinnern, was passiert war.

Schon fing Ilka wieder an zu weinen. Sie weinte,

als der Arzt die Wunde am Hinterkopf entdeckte und versorgte. Sie weinte, als er anordnete, Mike ins Krankenhaus zu bringen. Sie weinte, als Arzt und Sanitäter Mike auf einer Bahre festschnallten und hinaustrugen. Sie weinte, als der Arzt ihr anbot, Mike ins Krankenhaus zu begleiten.

Das Letzte, was ich von

ihr sah, war ihr verheultes
Gesicht mit den
verquollenen Augen hinter
der Türscheibe des
Rettungswagens.

Dann war ich wieder
allein.

Allein?

Panisch lief ich ins Haus
zurück und verschloss
sämtliche Türen. Mir war
klar, dass Mike nicht
gestürzt war. Jemand hatte

ihn niedergeschlagen.
Obwohl die
Untersuchungen im
Krankenhaus das erst
bestätigen mussten, wusste
ich, dass ich keine Zeit
verlieren durfte. Ich nahm
mein Handy und wollte die
Nummer des Kommissars
wählen, als mir eine neue
Nachricht angezeigt wurde.

NUMMER VIER. J

Erst als ich mich in

meinem Zimmer
eingeschlossen und in
seinem äußersten Winkel
verkrochen hatte, begriff
ich etwas, das mein Herz
schneller schlagen ließ: Der
Mörder hatte seinen ersten
Fehler gemacht, denn Mike
hatte überlebt.

21

Akito hatte Luke mit einem innigen Lächeln verabschiedet und ihm die Hand aufgelegt, um ihm Kraft und Zuversicht zu geben. Luke hatte sich vor seinem Lehrer verbeugt, wie es sich gehörte, doch dann hatte Akito ihn bei den Schultern gefasst.

»Wer sich selbst
bezwingt, ist
unbezwingbar. Wirst du
das beherzigen ... Luke?«

Luke hatte genickt und
sich rasch umgedreht, um
zu seinem Wagen zu gehen.
Akito zitierte oft
fernöstliche Weisheiten,
und manchmal musste man
lange nachdenken, bis man
begriff, was er einem sagen
wollte. Seinen neuen

Namen aus Akitos Mund zu hören, hatte Luke jedoch unmittelbar und tief berührt.

Noch halb in der Nacht war er aufgebrochen. Nach zwei Stunden kehrte er in einem Rasthof ein, um zu frühstücken. Es war wenig los, wie an jedem Samstagmorgen. Die Leute schliefen länger, und auch die Trucker lagen noch in

ihren Kojen, weil bis Ende
des Monats das
Ferienfahrverbot für sie
galt. Außer Luke war nur
ein einziger Gast
anwesend, der einen Tisch
weiter ebenfalls
frühstückte und dabei
Zeitung las.

Als Luke das zweite
Brötchen aufschnitt,
blätterte der Gast um und
faltete die Zeitung einmal

längs, bevor er weiterlas.
Luke hielt mitten in der
Bewegung inne.

Von der Rückseite der
Zeitung lächelte er sich
selbst an.

Unwillkürlich senkte er
den Kopf. Brötchen und
Messer noch in der Hand,
überlegte er, wie er sich
verhalten sollte.

Der Mann schien das
Foto noch nicht gesehen zu

haben.

Langsam stand Luke auf. Er zwang sich dazu, das Tablett zum Geschirrwagen zu bringen, um nicht die Aufmerksamkeit irgendeiner zeternden Angestellten zu erregen, und überwand sich, die Raststätte ohne sichtbare Eile zu verlassen. Erst draußen beschleunigte er

seine Schritte.

Er musste sich unbedingt eine Baseballkappe besorgen, deren Schirm er weit ins Gesicht ziehen konnte. Bis dahin blieb ihm nichts anderes übrig, als sich hinter den Gläsern seiner Sonnenbrille zu verstecken. Diszipliniert fuhr er weiter. Er durfte sich bei keinem noch so kleinen Verkehrsdelikt

erwischen lassen. Wenn sie ihn erst mal einkassiert hätten, könnte er für Jette nichts mehr tun.



Diesmal würde sie sich nicht abweisen lassen, das hatte Imke sich fest vorgenommen. Es war nicht Jettes Art, ihren Besuch anzukündigen und dann auf halber Strecke

wieder umzukehren. Und das nach tagelangem Schweigen.

Tilo hatte ihr davon abgeraten, unerwartet in Birkenweiler aufzutauchen.

»Du bringst Jette damit in Verlegenheit.«

»In Verlegenheit? Weil ich meine Tochter besuche?«

»Es gibt Zeiten der Nähe und Zeiten des Abstands,

und wenn Jette sich für eine Weile zurückzieht, solltest du das akzeptieren.«

»Zeiten der Nähe und Zeiten des Abstands«, hatte Imke gestichelt.

»Allmählich hörst du dich an wie Jesus bei der Bergpredigt.«

Die Bemerkung hatte ihr augenblicklich leid getan, aber sie hatte sich nicht

dazu überwinden können,
sie zurückzunehmen und
sich bei Tilo zu
entschuldigen.

Er hatte sie mit einem
halbherzigen Lächeln
gemustert, sich sein Sakko
geschnappt und das Haus
verlassen. Wahrscheinlich
war er in seine Praxis
gefahren. Wenn ihn etwas
bedrückte, stürzte er sich
in die Arbeit, was ihn nicht

davon abhielt, seine Patienten eindringlich davor zu warnen, ihre Probleme zu verdrängen.

Zunächst tat sich nichts, und Imke fragte sich, ob die jungen Leute ausgeflogen waren, doch dann hörte sie Schritte, die Tür öffnete sich einen schmalen Spalt, und das verschlafene Gesicht ihrer Tochter erschien.

»Mama?«

»Schön, dass du mich noch erkennst. Darf ich rein oder muss ich draußen bleiben?«

Jette machte die Tür auf. Mit dem Adlerblick einer Mutter erkannte Imke, wie blass das Mädchen war.

»Ich mach grad Frühstück«, sagte Jette. Der Überfall ihrer Mutter schien ihr ganz und gar

nicht zu behagen. »Hast du Hunger?«

»Und ob.«

Auf dem Weg zur Küche zauberte Imke eine prallvolle Tüte aus ihrer Tasche.

»Ich hab Brötchen mitgebracht.«

»Hat es da eben geklingelt?« Merle kam gähnend in die Küche getrottet, das rote Haar

verwuschelt, das Gesicht ebenso blass wie das von Jette. »Oh. Hallo.«

Die Einsilbigkeit der Mädchen bestärkte Imke in ihrer Vermutung, dass sie etwas zu verbergen hatten, und sie begriff, dass sie behutsam vorgehen musste, wenn sie es erfahren wollte.

Nach kurzer Zeit stand das Frühstück auf dem

Tisch und der Kaffee
dampfte in den Tassen.
Niemand sagte ein Wort,
und die Mädchen
vermieden angestrengt,
verräterische Blicke zu
tauschen. Jetzt bemerkte
Imke auch die Schatten
unter ihren Augen.

»Also«, platzte sie in das
Schweigen. »Was ist los?«

»Mike ist im
Krankenhaus.« Jette

schluckte. »Er hat eine Gehirnerschütterung.«

»Hatte er einen Unfall?«, fragte Imke erschrocken.

Und da erzählten sie ihr alles.

Imke hielt sich an ihrer Tasse fest. Sie spürte, wie ihr das Blut aus dem Gesicht wich. Ihr war so schlecht, dass sie das Brötchen auf ihrem Teller nicht einmal ansehen

konnte.

»Und wer ist Nummer drei?«, fragte sie leise, nachdem Jette von der SMS erzählt hatte.

»Ein Mädchen aus Kamenz. Sie hat da in einem Hotel gearbeitet.«

In Kamenz hatte Imke vor ein, zwei Jahren einen Vortrag gehalten. Vielleicht hatte sie damals sogar in dem Hotel gewohnt, in

dem man jetzt dieses
Mädchen ermordet hatte.

Um Gottes willen.

Sie durfte sich gar nicht
vorstellen, dass der Mörder
hier auf dem Grundstück
und im Haus gewesen war.
Sie durfte sich erst recht
nicht vorstellen, dass es
vielleicht doch ...

»Luke hat nichts damit
zu tun«, schnitt Jette
vehement den

schrecklichen Gedanken
ab.

Eine steile Falte erschien
über ihrer Nasenwurzel.

»Was ich dich noch
fragen wollte ...«

Sie schob Imke eine
Zeitung über den Tisch,
offenbar nicht das aktuelle
Exemplar, denn sie war
wesentlich dünner als eine
Samstagsausgabe.

»Dieses Foto haben sie

doch von dir oder nicht?«

Der Artikel unter der Schlagzeile Ist er der Smiley-Mörder? war dreispaltig und ging über eine Viertelseite. Mittendrin prangte Lukes Foto. Sein fröhliches Lachen wirkte in diesem Zusammenhang wie blanker Hohn.

»Ich habe es dem Kommissar gegeben«,

stammelte Imke, die den Blick nicht von Lukes Gesicht abwenden konnte.

»Damit sie die Meute auf ihn hetzen können.«

Jette starrte sie so unversöhnlich an, dass es Imke kalt den Rücken herunterlief, doch bevor sie etwas erwidern konnte, mischte Merle sich ein.

»Da ist noch was passiert, was Sie wissen

sollten.«

Konnte es noch schlimmer kommen?

Merle musste sich immer wieder unterbrechen, weil sie mit den Tränen kämpfte. Imke wäre gern aufgestanden, um sie in die Arme zu nehmen, aber die Wand aus Eis, die Jette um sich und die Freundin aufgerichtet hatte, paralyisierte sie förmlich.

Erschüttert hörte sie zu.

Jedes von Merles Worten setzte ein Bild in Imkes Kopf frei und mit jedem Bild breitete sich die Kälte weiter in ihr aus. Bis sie es kaum noch ertragen konnte.

Ihr Blick wurde von einer Bewegung auf der Kommode angezogen. Jetzt erst erkannte sie, dass in dem weich gepolsterten

Korb eine schwarze Katze lag und sie mit großen Augen beobachtete.

Klecks, der einzige Überlebende des Massakers.

Der Name passt nicht mehr, dachte Imke. Nicht nach dem, was dieser Kater ausgestanden hat. »Ihr könnt bei mir wohnen, bis alles vorbei ist«, sagte sie impulsiv. »Auch Mike und

Ilka und die Katzen.«

»Lieb von dir«, sagte Jette steif, »aber wir lassen uns von diesem ... Monster nicht aus unserem Haus vertreiben.«

»Es geht hier um einen eiskalten Mörder, Jette ...«

»... der uns auch in der Mühle finden würde. Er hat seine Hausaufgaben gemacht, Mama. Er weiß genau, was er will.«

»Dann bittet wenigstens den Kommissar ...«

»Er lässt unser Haus bereits observieren. Der graue Passat da draußen.«

»Ist mir nicht aufgefallen.«

»Siehst du.«

Wenigstens etwas.

Imke wagte nicht, den Mädchen anzubieten, zusätzlich einen Detektiv zu engagieren, und sie

wagte erst recht nicht, es heimlich zu tun. Jettes Vertrauen war zerbrechlich wie ein verkohlter Fetzen Papier. Sie durfte es nicht vollends zerstören.

Mechanisch schnitt sie ihr Brötchen auf und bestrich die Hälften mit Butter. Sie aß, ohne etwas zu schmecken, und war fast erleichtert, als es Zeit war, wieder aufzubrechen.



Gegen zehn am
Freitagabend hatte Bert
sich todmüde von Tessa
verabschiedet und war
nach Hause gefahren.
Margot hatte ihn mit
säuerlicher Miene
empfangen und ihm
demonstrativ eine kalte,
schon eingetrocknete
Portion Spaghetti

Bolognese auf den Tisch geknallt, bevor sie ins Schlafzimmer abgerauscht war, um ins Bett zu gehen.

Bert hatte die Nudeln in den Topf zurückgekippt, der noch auf dem Herd gestanden hatte, und sich mit einem Glas Wein ins Wohnzimmer gesetzt, um mit Isa zu telefonieren. Sein Bedürfnis, mit ihr zu sprechen, zeigte ihm

deutlich, dass ihn noch viel zu viele Fäden an seine alte Dienststelle banden, aber er hatte nicht vor, jetzt darüber ins Grübeln zu geraten.

Er brauchte Isa.

Sofort.

Isa hatte ihn in der Einschätzung bestätigt, dass die grauenvolle Metzelei im Tierheim ebenfalls die Handschrift

des Täters trug. Auch sie war der Meinung, dass der so bald danach erfolgte Überfall auf Mike darauf schließen ließ, dass der Täter das Tempo angezogen hatte und ein neues Konzept verfolgte. Nur hatte auch Isa als Polizeipsychologin nicht klar sagen können, wie dieses Konzept aussehen und wozu es dienen

mochte.

»Alles, was er tut, wirkt inszeniert, Bert. Denk nur daran, in welcher dramatischen Posen die Toten aufgefunden wurden, vor allem das Mädchen auf dem Bidet und diese junge Frau, deren Körper den Fahrstuhl blockierte. Und dann die kurzen, überheblichen Nachrichten.«

»Mit dem hämischen Smiley.«

»Ha ha, said the clown. Verstehst du? Er fühlt sich überlegen. Er spielt mit der Polizei.«

»Warum die Katzen, Isa? Wieso unschuldige Tiere? Die Kollegen vor Ort müssen völlig neben der Spur gewesen sein. Einen haben sie wohl sogar nach Hause geschickt.«

»Ich weiß. Ich habe mit ihm gesprochen.«

Der Bereich fiel nicht mehr in Berts Zuständigkeit. Er vergaß es immer wieder. Falls sich jedoch der Verdacht erhärten sollte, dass das Abschlagen der Katzen tatsächlich in Zusammenhang mit den Smiley-Morden stand, würde sich das ändern.

»Warum die Katzen?«,
wiederholte er.

»Das war eine
wirkungsvolle
Demonstration seines Muts
und seiner Kraft.«

»Lukas Tadikken, der
sich im Zentrum aller Fälle
bewegt, hat doch gar keine
Verbindung zu dem
Tierheim.«

»Der Täter liebt es, seine
Taten kunstvoll zu

arrangieren. Der direkte Weg ist ihm zu platt. Er scheint sich zunehmend auf Jette zu konzentrieren und greift sie über die Personen an, die ihr nahestehen. Bei Mike ist es offensichtlich, bei Merle müssen wir um zwei Ecken denken: Sie ist Jettes beste Freundin und sie arbeitet in dem Tierheim. Voilà.«

»Aber aus welchem

Grund sollte Lukas Tadikken sich gegen das Mädchen wenden, das er liebt? Denn er hat Jette doch anscheinend sogar verlassen, um sie nicht zu gefährden.«

»Beides kann stimmen, Bert. Möglicherweise ist er schizoid. Dann kann es sein, dass er seine Aggressionen und seinen Selbsthass oder was auch

immer ausgerechnet gegen das Liebste richtet, was er besitzt. Andererseits ...«

»Ja?«

»Andererseits ist auch das Gegenteil denkbar. Dass er Jette vor der Gefahr schützen will, die von ihm selbst ausgeht.«

»Hätte er sie denn nicht am besten dadurch geschützt, dass er sich weiterhin von ihr

ferngehalten hätte? «

»Vielleicht war ihm das nicht möglich.«

»Nicht möglich? «

Isa legte eine kurze Pause ein.

»Was, wenn er selbst das Opfer ist, Bert? «

»Wenn er nicht der Täter ist, meinst du.«

»Nein. Was, wenn er das Opfer ist? Und der Täter genießt es, sich Zeit zu

lassen und ihn langsam und systematisch von außen nach innen zu zerstören. Das heißt, er nimmt ihm nacheinander alles, was ihm wichtig ist und was sein Umfeld ausmacht.«

»Wir haben doch gerade festgestellt, dass er das Tempo beschleunigt hat.«

»Wer auch immer der Täter sein mag, er befindet sich in einer Art

Bluttausch. Er ist trunken
von seinen Taten und der
Macht, die sie ihm
verleihen.«

»Wie kannst du dir so
sicher sein, Isa?«

»Sicher? Das Wort
solltest du aus deinem
Wortschatz streichen, Bert.
Nichts auf der Welt ist
sicher.«

Die halbe Nacht hatte
Bert grübelnd im

Wohnzimmer verbracht.
Als ihm kalt geworden
war, hatte er sich in eine
Decke gehüllt und weiter
getrunken, leise Musik
gehört und seinen
Gedanken nachgehungen.
Es war für ihn
unvorstellbar gewesen,
aufzustehen und sich neben
Margot ins Ehebett zu
legen, unvorstellbar,
überhaupt einen Fuß in das

Schlafzimmer zu setzen.

Es hätte sich angefühlt, als wäre er einer Fremden zu nahe getreten.

Am Morgen hatte Margot ihn tief schlafend in seinem Sessel im Wohnzimmer vorgefunden und mit Verachtung gestraft. Sie hatte die Kinder genommen und war mit ihnen weggefahren, ohne ihm mitzuteilen,

wohin.

Auch die Kinder hatten
kein Wort darüber
verloren.

Bert hätte gern das
Richtige gesagt oder getan,
doch er hatte nicht
gewusst, was richtig
gewesen wäre.

Er hatte geduscht, frische
Sachen angezogen und sich
nach dem Frühstück mit
ein paar Unterlagen auf die

Terrasse gesetzt.

Margot hat recht, dachte er bitter. Mittlerweile liebe ich meine Arbeit tatsächlich mehr als sie.

Die Blätter der Bäume spielten mit dem Sonnenlicht und warfen tanzende Schatten auf den Tisch. Bert schob sich die Sonnenbrille auf die Nase und betrachtete, was er geschrieben hatte.

Er umkringelte den Namen Lukas Tadikken und dachte an den jungen Mann, den er vor wenigen Monaten kennengelernt hatte, als Imke Thalheim von einem Stalker verfolgt worden war.

Traute er diesem jungen Mann zu, Menschen zu ermorden und wehrlose Tiere zu massakrieren?

Sein Gefühl sagte: nein.

Doch er war bereits zu vielen Mördern begegnet, deren kranke Instinkte sich unter einem unschuldigen, liebenswerten Kindergesicht versteckt hatten.

Bert spürte, wie Nervosität in ihm aufstieg. Dieser Fall musste so schnell wie möglich gelöst werden, denn der Täter würde weiter töten.

Sein Hals war trocken. Bert holte sich ein Glas Wasser aus der Küche und setzte seine Überlegungen fort.

Angenommen, Lukas Tadikken war wirklich unschuldig. Wieso führte er dann ein Leben auf der Flucht, statt sich bei der nächsten Polizeidienststelle zu melden und darauf zu vertrauen, dass sich seine

Unschuld herausstellen würde?

Nach allem, was sie über ihn herausgefunden hatten, war er nie auffällig geworden. Es konnte also nicht daran liegen, dass er schlechte Erfahrungen mit Kollegen gesammelt hatte.

Warum dann?

»Angenommen, er kennt den Täter«, murmelte Bert.
»Angenommen, er hat ihn

sich zum Feind gemacht.
Und angenommen, dieser
Feind ist so mächtig, dass
nicht mal die Polizei Lukas
Tadikken zuverlässig
schützen kann ...«

Aber wo geriet man an
solche Gegner, außer in der
Unterwelt?

Es hielt Bert nicht mehr
zu Hause. Er konnte nicht
ein ganzes Wochenende auf
seinen Überlegungen

herumkauen. Eine halbe Stunde später saß er in seinem Wagen und fuhr in Richtung Birkenweiler.



Sooft Merle sich auch die Hände und den Körper abschrubhte, das Blut der Katzen blieb daran kleben. Sie fühlte es an den Fingern, den Armen, in den Haaren, im Gesicht.

Immer wieder hatte sie den Aufnehmer in den Eimer mit dem dunkelroten Wasser getaucht, keuchend vor Entsetzen. Immer wieder hatte sie das Wasser gewechselt.

Unerträglich langsam war das Wischwasser heller geworden.

Bis es endlich klar geblieben war.

Sie hatten zu viert

geputzt. Den Boden, die Fenster und die Wände abgewaschen, die Körbe und die Katzenklos ausgespült. Sogar an der Decke hatten sie Blutspritzer gefunden und an den Holzbalken des Freigeheges.

Jeden einzelnen Fleck hatten sie entfernt.

Nur den Geruch hatten sie nicht beseitigen können.

Selbst ihr aggressivstes Reinigungsmittel, das so angenehm nach Apfelsine duftete, jedoch nicht mit der bloßen Haut in Berührung kommen durfte, hatte versagt.

Er war geblieben. Der schreckliche Geruch nach Angst und Tod.

Zu Hause hatte Merle geduscht, bis das heiße Wasser aufgebraucht

gewesen war. Alle paar Stunden hatte sie sich seitdem unter die Dusche gestellt und mit einer Bürste ihre Hände und Arme bearbeitet, bis sie feuerrot gewesen waren.

Sie roch ihn immer noch, den Tod der Katzen.

Smoky, Donna und Julchen hielten sich von ihr fern, als dünstete sie ihn förmlich aus.

Merle biss die Zähne zusammen. Sie wollte dieses innere Zittern nicht, und sie fürchtete sich vor den Momenten, in denen ihr die Knie weich wurden und von einer Sekunde auf die andere den Dienst versagten.

Jette war nach Bröhl gefahren, um Mike und Ilka, die die Nacht mit ihm im Krankenhaus verbracht

hatte, abzuholen. Gegen den Rat der Ärzte, die ihn übers Wochenende zur Beobachtung dabeihalten wollten, hatte Mike sich selbst entlassen. Es machte ihn verrückt, untätig im Marienhospital herumzuliegen, während ein Verrückter mit ihm und den Mädchen seine perversen Spiele trieb.

Merle hatte eigentlich

vorgehabt, ein Willkommensessen für ihn zu kochen, doch sie hatte sich zu nichts aufraffen können, hatte die ganze Zeit bloß deprimiert bei Klecks gegessen.

Schließlich rief sie beim Chinesen an und bestellte Essen für alle, scharfe Tomatensuppe, Asiatische Gemüsepfanne, weißen Reis, Lychees und

gebackene Bananen. Und da es ihr noch nicht gelungen war, die andern zu Vegetariern zu erziehen, überwand sie sich sogar, auch Krabbenbrot und Fleisch zu bestellen.

»Cool«, sagte Mike und drehte sich in der Tür nach dem grauen Passat um. »Da wird sich dieser Typ zweimal überlegen, ob er wieder bei uns einsteigt.«

Er war noch ein bisschen
blass um die Nase und
hatte ein großes Pflaster
am Hinterkopf. Obwohl
sie ihm die Haare dort
abrasiert hatten, um die
Wunde zu nähen, würde es
höllisch wehtun, es später
wieder abzureißen.

Sie geleiteten Mike zum
Tisch wie einen
Schwerstverletzten.

»Und jetzt kriegt euch

bitte wieder ein.«

Er schüttelte ihre Hände ab und ließ sich auf seinen Stuhl fallen.

»Ich hab 'ne kleine Platzwunde und 'nen tierischen Brummschädel, das ist alles. Da müsst ihr nicht gleich zu barmherzigen Krankenschwestern mutieren.«

Merle war erleichtert,

dass er so glimpflich davongekommen war, und es tat ihr leid, ihm den nächsten Schock zu verpassen. Während sie erzählte, was im Tierheim geschehen war, schweifte sein Blick hilflos durch die Küche, um etwas zu finden, an dem er sich festklammern konnte, und er entdeckte Klecks in seinem Korb.

»Er fühlt sich auf dem Boden nicht sicher«, erklärte Merle. »Deshalb haben wir ihn da oben untergebracht. Fass ihn heute besser noch nicht an.«

Mike war weiß wie die Wand.

Nachdem er alles gehört hatte, saß er eine Weile schweigend da und wich dem ängstlichen Blick des

fremden Katers aus.

»So ein Schwein«, sagte er leise. »So ein elendes, verdammtes Schwein.«

Er räusperte sich.

»Wir müssen uns eine Strategie überlegen. Dieser Typ ist unberechenbar, und ich bin nicht bereit, ihm ein zweites Mal als Zielscheibe zu dienen.«

»Der da draußen ist unsere Strategie«,

entgegnete Jette. »Sobald sich einer unserm Haus nähert, kommt er aus seinem Wagen geschossen und lässt sich die Papiere zeigen. Selbst die Leute vom Paketdienst haben es nicht an ihm vorbei geschafft.«

Verblüfft runzelte sie die Stirn.

»Ich frag mich nur, warum er meine Mutter

nicht kontrolliert hat.«

»Vielleicht war er pinkeln«, sagte Mike.

»Auch Bullen sind Menschen.«

Die Zweideutigkeit in diesem Satz ließ sie alle in ein befreiendes Gelächter ausbrechen. Klecks duckte sich tiefer in seinen Korb.

»Daran sieht man jedenfalls, dass es nicht ausreicht, wenn ein Bulle

vor der Haustür sitzt«, sagte Mike, nachdem er sich wieder eingekriegt hatte.

»Pfefferspray«, schlug Ilka vor.

Mike schüttelte den Kopf.

»Das hier hat eine andere Dimension, Ilka. Wir haben es mit einem hochgradig gefährlichen Menschen zu tun. Ab jetzt

sollte sich keiner von uns
mehr allein irgendwo
aufhalten. Nicht mal in
den Ställen, in der Scheune,
im Hof oder im Garten.
Und jeder muss rund um
die Uhr sein Handy bei sich
tragen, um im Notfall
sofort die Polizei
alarmieren zu können.«

In diesem Augenblick
klingelte es.

»Erwarten wir

jemanden?«, fragte Jette.

Merle schob ihren Stuhl zurück.

»Ich hab Essen beim Chinesen bestellt, damit wir Mikes Auferstehung gebührend feiern können.«

Doch dann stand nicht nur der lächelnde Sohn des Restaurantbesitzers mit einer großen Warmhaltebox vor der Tür, sondern auch der

Kommissar, der allen Ernstes fragte, ob er ungelegen komme.

Jedem anderen Bullen hätte Merle ein Ja vor die Füße gepfeffert, aber der Kommissar war zu anständig, auch wenn sie ihm seinen autoritären Auftritt in Hildesheim noch immer verübelte.

Sie bat ihn herein, bezahlte und trug,

zusammen mit dem
Kommissar, die
Köstlichkeiten in die
Küche.

»Essen Sie mit uns?«,
fragte sie und hob bereits
ein weiteres Gedeck aus
dem Schrank.

Der Kommissar nahm
die Einladung an.

In wenigen Augenblicken
war die Küche vom Duft
der Speisen erfüllt und

Klecks hob schnuppernd den Kopf.

»Sie sehen selbst, wie bedrohlich die Situation ist«, begann der Kommissar nach den ersten Bissen und zeigte mit den Stäbchen, die er ganz falsch hielt, auf Mike. »Der Überfall auf Sie sollte aller Wahrscheinlichkeit nach der vierte Mord werden, und der Täter wirkt nicht

wie einer, der aufgibt,
bevor er sein Ziel erreicht
hat.«

Jette starrte ihn wütend
an.

»Wieso vergeuden Sie
dann Zeit, indem Sie einen
Unschuldigen jagen? Luke
ist mit Mike befreundet. Er
hätte ihm niemals etwas
angetan.«

Der Kommissar hielt
ihrem Blick stand.

»Nehmen wir mal an, Sie hätten recht. Warum meldet sich Ihr Freund dann nicht, um jeden Zweifel auszuräumen?«

»Ich ... weiß es nicht. Vielleicht will er mich ... schützen.«

»Vor was, Jette? Vor wem?« Der Kommissar beugte sich vor. »Sind Sie denn bedroht worden?«

»Wir haben Ihnen doch

von den Anrufen erzählt«, mischte Merle sich ein. »Und von unserem mulmigen Gefühl, beobachtet zu werden, und ich meine damit nicht Ihren Typen da draußen im Wagen.«

»Haben Sie auch Lukas Tadikken davon berichtet?«

»Nein«, gab Jette ehrlich zu. »Vielleicht gab es ja

wirklich einen anderen Grund für seine Flucht. Aber er würde sich lieber umbringen lassen, als jemandem etwas anzutun. Das müssen Sie mir glauben.«

»Woher wissen Sie das, Jette?«, fragte der Kommissar. »Sie kennen ihn erst ein paar Monate. Sie haben seine Wohnung nie betreten. Er hatte Ihnen

nicht einmal erzählt, dass er für Ihre Mutter arbeitet. Sie mussten es selbst herausfinden. Trotzdem behaupten Sie, einschätzen zu können, wozu er fähig ist. War er übrigens bei der Bundeswehr oder hat er Zivildienst geleistet? «

Jette schwieg.

»Wo leben seine Eltern? Hat er Geschwister? Warum wird er nirgendwo

vermisst? Wie heißen seine
Freunde? Hat er überhaupt
welche? Was ist seine
Lieblingsfarbe? Ist er
katholisch oder evangelisch
oder gehört er einem
anderen Glauben an?
Wovor hat er Angst?
Worauf ist er stolz?«

Merle fragte sich, woher
es kam, dass der
Kommissar mit
traumwandlerischer

Sicherheit in all die Lücken hieb, die in der Beziehung zwischen Luke und Jette klafften. Ihre Freundin konnte wahrscheinlich keine einzige dieser Fragen beantworten.

»Er hat Angst davor, mich zu verlieren«, sagte Jette leise.

Merle blinzelte gegen die Rührung an, die Jettes Bemerkung in ihr auslöste.

»Und doch hat er Sie verlassen.«

Jette hob den Kopf. Sie schaute dem Kommissar in die Augen. Sie strahlte in diesem Moment eine tiefe Würde aus.

»Ja. Er hat das getan, weil er mich liebt.«

Damit erhob sie sich und verließ die Küche.

Alle blickten betreten auf den Tisch.

Nach einer Weile wandte sich der Kommissar an Mike.

»Ich will Sie nicht drängen, Mike, aber ich muss nachfragen. Haben Sie vielleicht doch etwas gesehen, gehört, gerochen, gefühlt, was uns auf eine Spur bringen könnte? Wenn schon nicht das Gesicht des Täters, dann möglicherweise seinen

Arm, seinen Schuh.
Vielleicht haben Sie den
Duft seines Aftershave
wahrgenommen oder den
Geruch eines Kaugummi.
Jede Kleinigkeit kann von
Bedeutung sein.«

Mike strengte sich
wirklich an, aber er konnte
keine Erinnerung aus dem
Hut zaubern. Vielleicht
stand er immer noch unter
Schock. Er schüttelte den

Kopf.

»Ich weiß nur, dass er Handschuhe trug, sonst nichts.«

Der Kommissar richtete sich auf wie elektrisiert.

»Er trug Handschuhe? Na also, Sie erinnern sich doch.«

Die Verwunderung darüber stand Mike ins Gesicht geschrieben.

»Handschuhe?«, fragte

Ilka. »Mitten im Sommer?«

»Keine normalen.

Welche ...«

Mike suchte nach den richtigen Worten.

»... wie Ärzte sie tragen.

Als ich stürzte, habe ich seine Hände für einen Moment über mir gesehen, bevor mir schwarz vor Augen wurde.«

Es lag Merle auf der

Zunge zu sagen: Wir benutzen diese Handschuhe bei unseren Aktionen auch. Sie konnte sich gerade noch bremsen.

Der Kommissar nickte nachdenklich. Dann stand er unvermittelt auf.

»Vielen Dank für das Essen. Und Mike – sollten weitere Erinnerungen auftauchen, rufen Sie mich an. Jederzeit.«

»Was war das denn jetzt?«, fragte Mike verblüfft, nachdem der Kommissar sie verlassen hatte. »Wieso ist der denn so schnell weg?«

Merle verteilte den Nachtisch und rief nach Jette.

Zum ersten Mal seit langer Zeit hatte sie das Bedürfnis, den Kopf in den Sand zu stecken.



In Kamenz war es
außerordentlich gut
gelaufen, fand Kristof. Der
Doc war nicht umsonst für
seine filigrane Handschrift
bekannt. Der Mord an der
Hotelangestellten war
elegant und ohne jedwedes
Blutvergießen über die
Bühne gegangen.

Chapeau. Erste Sahne.

Ron dagegen hatte wieder sämtliche Register gezogen. Statt seinen Auftrag zu erfüllen und ein schlichtes, effektives Feuer zu legen, hatte er entschieden, in dem Tierheim eine Riesensauerei zu veranstalten. Außerdem war Jettes aufmüpfige Tierschutzfreundin nicht nur davongekommen, es

war ihr kein einziges ihrer roten Haare versengt worden.

Und dann die verunglückte Aktion im Haus der Mädchen, die auf sein eigenes Konto ging.

Der Typ hatte überlebt.

Kristof hatte von Leo gelernt, sich immer zu vergewissern, ob man seine Arbeit korrekt erledigt hatte oder nicht. Doch

gerade, als er das hatte tun wollen, war er vom Motorengeräusch eines Wagens gestört worden.

Blitzschnell war er beim Stallfenster gewesen und hatte das Mädchen gesehen, Ilka, die Freundin seines Opfers. Damit hatte er nicht gerechnet.

Ein unverzeihlicher Fehler.

Er hätte sich besser

informieren müssen.

Durch die kleine staubige Fensterscheibe hatte er beobachtet, wie Ilka aus einem silberblauen Citroën gestiegen war, die Tür zugeschlagen und dem Wagen lachend nachgewunken hatte. Dann hatte sie in ihrer Tasche nach den Schlüsseln gekramt, war auf die Haustür zugegangen und

aus Kristofs Blickfeld
verschwunden.

Durch Stall und Scheune
war er nach draußen und
zu seinem Wagen gehastet,
den er im Schutz buschiger
Ölweiden am Rand eines
Feldwegs abgestellt hatte.

»Erscheinen und
verschwinden wie ein
Geist«, hatte Leo ihm
eingebläut. »Selbst wenn
dich jemand beobachtet,

darf er sich später nicht an dich erinnern.«

Aber alles in allem war Kristof zufrieden. Die Bullen ließen das Haus jetzt observieren. Die jungen Leute hatten sich in Panik in ihrem Bauernhof verkrochen. Das war es, was er beabsichtigt hatte.

Großes Theater.

Die Puppen tanzten, und zwar nach seiner Musik.

»Die Schlinge zieht sich zu«, flüsterte er in der Stille des Sprinters. »Ich werde dir alles nehmen, was dir wichtig ist, Alex. Und dann, wenn du am Boden liegst, werde ich dein Gesicht in den Staub treten. Das ist Gerechtigkeit, Bruder. Auge um Auge. Zahn um Zahn.«

Ron war mit dem

anderen Wagen unterwegs.
Er sollte ein paar Kontakte
aktivieren, die ihnen jetzt
von Nutzen sein konnten.
Ron war ein Idiot, doch er
tat, was man von ihm
verlangte, und meistens
machte er es gut.

Kristof hatte ihm
eingeschärft, sich
zurückzuhalten. Nicht
wieder einen solchen Mist
zu verzapfen wie im

Tierheim.

Ron hatte blöde gegrinst, aber in seinen Augen war leise Angst aufgeglommen. Er würde alles tun, um Kristof zu besänftigen. Er würde es zumindest versuchen.

22

Samstag, vierzehn Uhr.
Nicht eben der ideale
Zeitpunkt, um seiner neuen
Kollegin, die er noch nie
außerhalb der Arbeit
getroffen hatte, einen
Überraschungsbesuch
abzustatten.

Bert hatte keine Ahnung,
wie Tessa es mit ihrer

Freizeit hielt. Ob sie der Typ war, der nach Dienstschluss die Polizistin ablegte und Privatmensch wurde, oder ob sie lediglich den Schreibtisch wechselte und zu Hause weitermachte, wo sie im Präsidium aufgehört hatte.

Möglicherweise empfand sie seinen Überfall als Grenzüberschreitung. Vielleicht freute sie sich

darüber. Beides war denkbar. Die Überlegungen waren müßig, denn Bert hatte gar keine Alternative. Sie mussten besprechen, was er von Mike erfahren hatte. Bei dem Tempo, das der Täter vorlegte, ging es längst nicht mehr allein um die Aufklärung seiner Verbrechen, es ging auch darum, weitere Taten zu verhindern.

Tessa wohnte im Willy-Schneider-Weg, nicht weit vom RheinEnergieStadion entfernt. Sie hatte Bert einmal erzählt, dass sie allein lebte, und da er die Preise in Junkersdorf kannte, war er ganz selbstverständlich davon ausgegangen, dass sie in einer nicht allzu großen Wohnung zur Miete wohnte. Als er jedoch

endlich eine freie Lücke für seinen Wagen gefunden hatte und nach der richtigen Hausnummer suchte, wunderte er sich.

Seine Partnerin wohnte in einem von drei Reihenhäusern der gehobenen Kategorie. Der Vorgarten war mit teuren Koniferen bepflanzt und mit einem großen Findling geschmückt. Alles strahlte

Modernität und Klasse aus.
Tessa Wiefinger stand auf
dem Aluschild neben der
wohltönenden Klingel.
Also lebte Tessa nicht in
einer Einliegerwohnung, sie
bewohnte das gesamte
Haus.

Sie öffnete ihm die Tür
mit einem Lächeln auf dem
Gesicht, als hätte sie
jemand anderen erwartet.
Dann, ganz kurz nur,

verschwand das Lächeln,
um gleich darauf wieder
zurückzukehren. Doch
diesmal lächelten die
Augen nicht mit.

Tessa war komplett
überrumpelt.

»Entschuldigen Sie, dass
ich einfach so hier
reinplatze«, sagte Bert,
»aber ich war gerade in der
Nähe ...«

Es ärgerte ihn, dass er

instinktiv zu einer Lüge
gegriffen hatte, um sein
Erscheinen zu
rechtfertigen, doch jetzt
konnte er nichts mehr
daran ändern.

»Nette Idee«, sagte Tessa
und hielt ihm die Tür auf.

Sie trug ausgebleichene
Jeans, eine weiße
Leinenbluse mit
aufgekrempten Ärmeln
und war barfuß. Ihre Füße

waren sehnig, schlank und gebräunt. Offenbar liebte Tessa es, auf nackten Füßen zu laufen.

Bis auf die Toilette, die sich anscheinend hinter der Tür rechts vom Eingang verbarg, schien das gesamte Erdgeschoss aus einem einzigen Raum zu bestehen.

Die ultramoderne Küche sah wunderschön, aber

unbenutzt aus. Dasselbe
galt für das weiße Sofa, das
weniger ein Sofa als
vielmehr eine
Liegelandschaft vor einem
ausladenden
Flachbildfernseher war.
Der flauschige
cremefarbene Teppich im
Wohnbereich wirkte
gänzlich unberührt, als
hätte ihn noch nie ein Fuß
betreten.

Die Wände waren in einem so hellen Grauton gestrichen, dass sie fast schon weiß wirkten. Der in die Innenwand eingelassene Kamin war ein Kunstwerk für sich, ebenso wie das bis zur Decke reichende Salzwasseraquarium, das die Küche vom übrigen Raum trennte.

Es herrschte eine geradezu sterile Ordnung,

die nicht zu dem
unaufgeräumten
Schreibtisch im
Arbeitsbereich passen
wollte.

»Wow«, sagte Bert.

Er konnte den Blick
kaum von den vielen
bemerkenswerten
Einzelheiten lösen.

»Kaffee?«, fragte Tessa.

»Oder lieber was Kaltes?«

»Kaffee, bitte.«

Er folgte ihr in den
Küchenbereich und sah ihr
dabei zu, wie sie zwei
Tassen und Untertassen aus
einem der grifflosen,
hochglanzpolierten
Kunststoffschränke nahm
und die erste
Espressokapsel in den
Kaffeeautomaten schob.

Eine Küche vom
Feinsten. Dampfgarer,
Induktionsherd, Gefrier-

und Kühlschranks mit NoFrost und BioFresh und wie die Begriffe alle hießen. Für eine solche Küche wäre Margot freiwillig über glühende Kohlen gelaufen.

Tessa trug die Tassen mit dem duftenden Kaffee zum Couchtisch, stellte Milch und Zucker dazu und setzte sich Bert erwartungsvoll gegenüber. Sie hatte ihr

Gleichgewicht fast
wiedergefunden und auch
die Herzlichkeit, die ihrem
Lächeln
abhandengekommen war.

»Ja«, sagte sie mit feiner
Ironie und breitete die
Arme aus. »My home is
my castle.«

Bert schrieb diese
Plattitüde ihrer
sonderbaren Nervosität zu.
Er war noch immer nicht

in der Lage, diese Umgebung mit der Kollegin, die er allmählich kennenlernte, in Deckung zu bringen.

Tessa erweckte nicht den Eindruck einer Frau, die sich ein solches Haus leisten konnte, aber wer wusste schon, wie die Menschen ihr Leben finanzierten? Vielleicht hatte sie wohlhabende

Eltern, die ihr die Miete bezahlten.

Oder einen reichen Freund.

Geht mich überhaupt nichts an, dachte Bert.

»Ich hatte das Bedürfnis, noch einmal gründlich alles mit Ihnen zu besprechen, bevor wir Montag in die Konferenzschaltung mit den Kollegen aus Hildesheim und Görlitz

gehen«, sagte er.

»Okay.«

Tessa trank einen Schluck, setzte die Tasse ab und nahm eine entspanntere Haltung ein.

»Ich war noch einmal in Birkenweiler«, berichtete Bert, und erst während er das sagte, wurde ihm bewusst, dass sie ihm seinen Alleingang durchaus verübeln konnte. »Sie

wissen ja, dass ich die jungen Leute schon ein paar Jahre lang kenne, und da ...«

»... wollten Sie sich mal kurz nach dem Zustand des Überfallopfers erkundigen.«

»Genau.«

Sie blieb im Polizeijargon, wahrte Distanz, wie es sein sollte, und Bert, dem diese

Distanz hin und wieder verloren ging, fragte sich, ob er am Anfang seiner Laufbahn auch so gewesen war, politisch korrekt in jeder Lebenslage.

Die Antwort war: nein.

Seine Emotionen hatten ihm schon immer ins Handwerk gepfuscht.

»Und?«, fragte Tessa.

»Wie geht es ihm?«

»Er hat sich selbst aus

dem Krankenhaus
entlassen. Ich denke, er
fühlt sich als einziger
Mann in der WG
verantwortlich für die
Mädchen und will sie in
dieser Situation nicht
alleinlassen.«

»Wir haben immerhin
einen Kollegen zu ihrem
Schutz abgestellt.«

Bert wurde plötzlich sehr
müde. Auch er hatte

einmal daran geglaubt,
dass das Gute im Leben
immer siege. Wann war
ihm diese tröstliche
Gewissheit
abhandengekommen?

Ein Beamter in einem
Wagen vor der Tür.

Doch der Bauernhof
besaß eine Scheune und
Ställe und damit weitere
Eingänge, die der Kollege
von seinem Standort aus

nicht überblicken konnte, ebenso wenig wie die Fenster, die nicht zur Straße hin lagen.

Und die jungen Leute würden sich nicht im Haus verbarrikadieren. Sie hatten Freunde, Jobs, gingen zum Einkaufen, werkten im Garten und in den Nebengebäuden, wie Mike es getan hatte, als er überfallen worden war.

Wie sollte ein einziger Polizist ihnen ausreichend Schutz gewähren?

All das sagte er Tessa nicht.

»Wie ist das eigentlich«, fragte sie und nahm noch einen Schluck Kaffee. »Kann der junge Mann sich weiterhin an nichts erinnern?«

»Doch. Deshalb bin ich eigentlich hier. Er hat

gesehen, dass der Täter Handschuhe trug.«

Tessa stellte abrupt die Tasse ab und beugte sich vor.

»Ich denke, wir haben es mit einem Profi zu tun«, fuhr Bert fort. »Der Überfall auf Mike war sorgfältig vorbereitet und dann ist er schiefgelaufen.«

»Schiefgelaufen?«

»Ja, denn Mike hat

überlebt. Das war sicher nicht geplant. Der Täter muss von Ilka, Mikes Freundin, überrascht worden sein. Das hat Mike das Leben gerettet.«

»Auch Lukas Tadikken kann Handschuhe getragen haben.«

Bert schüttelte den Kopf.

»Das ergibt keinen Sinn. Seine Fingerabdrücke finden sich doch ohnehin

im ganzen Haus. Er hat sich oft dort aufgehalten. Warum also sollte er Handschuhe anziehen? «

»Um uns genau das denken zu lassen.«

Tessa hatte sich wieder zurückgelehnt und die Beine

übereinandergeschlagen.

Bert hatte sich noch nie so weit von ihr entfernt gefühlt, obwohl nur der

gläserne Couchtisch
zwischen ihnen stand.

»Lukas Tadikken hat
sich an jedem der ersten
drei Tatorte aufgehalten.
Und es liegt doch nahe,
dass er den Verdacht auf
den großen Unbekannten,
den angeblichen Profi,
lenken will.«

»Wenn Mike seinen
Verletzungen erlegen wäre,
hätten wir gar nichts von

der Existenz der Handschuhe erfahren«, wandte Bert ein.

»Vielleicht hatte der Täter gar nicht die Absicht, sein Opfer zu töten.«

»Sie meinen, er hat eingeplant, dass Mike die Handschuhe sehen sollte?«

Tessa nickte.

»Ziemlich gewagt«, sagte Bert. »Mike hätte ihn ja auch erkennen können.«

»Falls er nicht eine Maske trug.«

Sie wussten nichts. Sie spekulierten.

Normalerweise empfand Bert ein Brainstorming als erhellend, denn es brachte ihn immer ein Stück weiter. Heute nicht. Er fühlte sich flügelahm, konnte die Gedanken nicht treiben lassen wie sonst.

Er sah auf seine Uhr.

»Warten wir auf das, was die Kollegen Montag vorbringen werden«, sagte er. »Und wenn wir Glück haben, kommen bei Mike ja noch mehr Erinnerungen zurück.«

Die senkrechte Falte über Tessas Nasenwurzel passte nicht in das junge Gesicht mit der glatten Haut. Als hätte Tessa seine Überlegung gespürt,

lächelte sie sie weg. Eine feine, kaum sichtbare Linie blieb zurück.

»Noch einen Kaffee?«, fragte Tessa und streckte die Hand nach seiner Tasse aus.

»Ein andermal«, sagte Bert und stand auf.

Sie machte keine Anstalten, ihn zurückzuhalten, und Bert wurde das Gefühl nicht

los, dass sie über seinen Aufbruch froh war. Auch er selbst verspürte Erleichterung, als die Tür hinter ihm ins Schloss gefallen war. Endlich konnte er wieder richtig durchatmen und den verspannten Rücken strecken.

Die Sonne auf seinem Gesicht war eine Wohltat.

Als er im Wagen saß und

auf der Dürener Straße zur Autobahn fuhr, fragte Bert sich, warum es ihm so kalt vorgekommen war in Tessa's Haus und in ihrer Gegenwart. Und weil er die Antwort darauf fürchtete, schaltete er das Radio ein und drehte die Musik so laut, dass er die Bässe unter seinen Füßen vibrieren spürte.



Als ich aus dem Schlaf aufschreckte, brauchte ich eine Weile, um mich zu orientieren, dann schwappte eine schwere Traurigkeit durch meinen Körper.

Eben noch hatte Luke mir erklärt, dass alles ein Irrtum gewesen sei, dass er niemals habe fortgehen

wollen und mich nun nie mehr verlassen würde. Er hatte die rechte Hand auf sein Herz gelegt und mir ewige Liebe geschworen, und als ich darüber lachen musste, hatte er meinen Mund mit seinen Lippen verschlossen.

In diesem Augenblick hörte ich jemanden meinen Namen rufen, und als ich die Augen aufschlug,

realisierte ich, dass es Mike war, der in der Tür stand und mit meinem Wagenschlüssel winkte.

Lukes Kuss noch auf den Lippen, fand ich mich allein auf meinem Bett wieder, wo ich über dem Buch, das ich gerade las, eingenickt war. Die Enttäuschung schnürte mir die Kehle zu.

»Tut mir leid, dich zu

wecken«, entschuldigte sich Mike, »aber wenn du pünktlich sein willst, wird es Zeit. Es ist Viertel vor drei.«

»Du meinst es wirklich ernst«, sagte ich ungläubig.

»Klar. Solange dieser Psychopath nicht hinter Schloss und Riegel ist, geht keiner von uns alleine irgendwohin, und keiner bleibt alleine im Haus. Das

haben wir doch
abgemacht.«

Jetzt erst wurde mir klar,
dass ich fast meinen Dienst
verpennt hätte. Ich sprang
auf und hechtete ins Bad.

Ein prüfender Blick aus
dem Flurfenster zeigte mir
ein paar Minuten später,
dass der Polizist in seinem
Passat in die Lektüre der
Zeitung vertieft war. Ich
beschloss, ihm vor unserem

Aufbruch einen Kaffee
rauszubringen.

»Bestimmt hat er auch
Hunger«, hörte ich Ilka
hinter mir. »Ich frag ihn
gleich mal, ob er was essen
möchte.« Die Angst um
Mike hatte uns wieder
miteinander versöhnt. Wir
waren beide froh darüber.

»Noch ein paar Tage und
wir werden die dicksten
Freunde sein«, witzelte

Merle ohne
Überzeugungskraft. Sie war
immer noch fix und fertig.

Normalerweise hatte ich
nichts gegen
Wochenenddienst, aber
heute wäre ich lieber zu
Hause geblieben. Auch
Merle musste arbeiten. Im
Gegensatz zu mir hatte sie
sich jedoch freiwillig
gemeldet. Alles, fand sie,
sei besser, als unentwegt

vom Anblick der toten Katzen verfolgt zu werden.

Wir brachten Merle zum Tierheim, wo Mike mit ausstieg und sie zur Tür begleitete. Dann fuhren wir zu m St. Marien. Da zufällig auch Yasar, einer unserer Pfleger, gerade eintrudelte, blieben Mike und Ilka im Wagen und kehrten gleich nach Birkenweiler zurück, um

weiter an der Werkstatt und am Atelier zu arbeiten. Am Abend würden sie Merle und mich wieder abholen.

Als Yasar und ich ins Büro gehen wollten, um unsere Arbeitspläne auszudrucken, kam Frau Sternberg uns aufgeregt entgegen. Sie hatte ihr schönsten Kleid angezogen, war sorgfältig frisiert und

trug ihre
Lieblingshandtasche am
Arm.

»Ich werde gleich
abgeholt«, sagte sie und
strahlte mich an.

»Wie schön.«

Ich nahm ihre Hände in
meine. Sie waren kalt und
mager, die Haut
unglaublich zart.

»Wir werden ein
Picknick veranstalten.

Mein Mann hat sich freigenommen und die Kinder müssen heute nicht in die Schule.«

Dass Herr Sternberg mittlerweile über achtzig war und die Kinder, die zwischen fünfzig und sechzig sein mussten, ihre Mutter kaum noch besuchten, weil sie es nicht ertrugen, sie geistig verfallen zu sehen, hatte

Frau Sternberg längst
vergessen.

»Ich glaube«, sie
klatschte voller Vorfreude
in die Hände, »ich glaube,
ich werde ihnen
vorschlagen, ans Meer zu
fahren. Ich habe schon so
lange keine Möwen mehr
schreien hören und ich
würde so gern mal wieder
einen Seeigel sehen. Mein
Mann erfüllt mir jeden

Wunsch, wissen Sie. Erst gestern noch hat er mir zum Namenstag eine Yacht geschenkt.«

Als ich angefangen hatte, hier zu arbeiten, hatte Frau Stein mir eines eingeschärft: Diskutiere niemals mit einem Demenzkranken über seine Erinnerungen. Folge ihm an den Punkt, zu dem er gerade zurückgegangen ist.

»Wollen Sie sich vorher nicht noch ein bisschen ausruhen?«, fragte ich.
»Eine Fahrt ans Meer ist wahnsinnig anstrengend.«

Sie runzelte nachdenklich die Stirn.

»Da haben Sie recht, Kindchen. Tausende von Kilometern mit der Transsibirischen Eisenbahn und dann der beschwerliche Flug. Ein

bisschen Ausruhen kann wirklich nicht schaden.«

»Kommen Sie. Ich begleite Sie nach oben.«

»Nicht nötig, Liebes. Das schaff ich schon.«

Sie drehte sich um und ging zum Fahrstuhl zurück. Ihre Bewegungen waren leichter als sonst, beinahe beschwingt.

Das würde leider nicht so bleiben. Oft folgte nach

einem Höhenflug,
körperlich oder geistig, der
Absturz, von dem sie sich
immer schwerer erholte.

Es gab Tage, an denen
in St. Marien alles außer
Rand und Band geriet,
doch an diesem
Samstagnachmittag verlief
das Leben hier
undramatisch und
entspannt, sodass ich mir
für die einzelnen Bewohner

Zeit nehmen konnte.

Sie liebten es, wenn man ihnen zuhörte und sie nicht unterbrach, zeigten gern ihre Fotoalben und erzählten von damals, während sie einem dünnen Tee, bittere Schokolade und brüchige Kekse anboten.

Als ich eine halbe Stunde später erneut nach Frau Sternberg sah, schlief sie

friedlich, zugedeckt mit
ihrer Wolldecke, die
Schuhe noch an den Füßen.
Ich betrachtete sie eine
Weile und nahm mir vor,
meine Großmutter zu
besuchen, sobald dieser
Albtraum vorüber war.

Wer wusste schon, wie
lange sie mir noch blieb?

Auf dem Weg zur Treppe
räumte ich die
herumliegenden

Gegenstände wieder in die
an den Wänden
angebrachten Körbe, in
denen die Bewohner nach
Herzenslust kramen
konnten, wenn sie das
Bedürfnis danach
verspürten. Demenzkranke
waren immerzu auf der
Suche nach irgendwas und
ließen es dann achtlos
irgendwo liegen.

Die Körbe hatten sich

bestens bewährt.

Ich hielt gerade zwei dicke Wollknäuel in der Hand, als mein Handy klingelte.

Es war zwar streng verboten, während der Dienstzeit Privatgespräche zu führen, doch die Schwestern und Pfleger ersparten sich eine Menge Stress, wenn sie sich untereinander übers Handy

verständigten, deshalb ließ
auch ich meines meistens
an.

Ich warf einen Blick auf
das Display.

Unbekannter Teilnehmer.

Yasar. Er rief
grundsätzlich mit
unterdrückter Nummer an.

»Ja?«

»Ich muss dich sehen.«

Die Wollknäuel fielen
mir aus der Hand und

rollten in unterschiedliche Richtungen davon. In meinen Ohren rauschte es und meine Knie fingen an zu zittern.

»Luke! Wo bist du?«

Unwillkürlich hatte ich geflüstert. Es war ein Wunder, dass überhaupt ein Ton aus meinem Mund kam.

»Können wir uns sehen?«

Seine Stimme fuhr mir unter die Haut und ließ mich nach Luft schnappen. Ich hatte sie so lange nicht gehört.

»Die Polizei sucht dich, Luke.«

Als wüsste er das nicht selbst. Was erzählte ich ihm denn da?

Ich hab dich vermisst. Du hast mir gefehlt. Ich hab jede verdammte

Minute eines jeden dieser acht verdammten Tage an dich gedacht.

Doch das sagte ich ihm nicht. Das dachte ich bloß.

»Können wir uns treffen, Jette?«

Du hast mich verlassen. Ich hab um dich getrauert. Ich hab nach dir gesucht. Und jetzt tauchst du aus der Versenkung auf und fragst mich ganz locker, ob

ich dich sehen will? Nein!
Ich will dich nicht sehen.
Ich will dir nicht zuhören.
Ich will nie wieder was mit
dir zu tun haben.

»Wo?«

»Vorher sollst du wissen,
dass es nicht ungefährlich
ist. Ich werde
wahrscheinlich beschattet.«

Das werden wir auch.
Mike ist sogar
niedergeschlagen worden,

und jemand hat die Katzen im Tierheim getötet, und ich bin die Einzige, die nicht glaubt, dass du dahintersteckst. Steckst du dahinter, Luke?

»Sag mir, wo.«

»Hör zu.« Er fing jetzt ebenfalls an zu flüstern. »Erinnerst du dich an die Lichtung, zu der wir ein paar Mal gefahren sind? An das kleine Blockhaus, in

dem wir uns ... in dem wir
... zusammen gewesen
sind? «

Ich erinnere mich an
alles, Luke, an alles, was
du mir je gesagt oder
gezeigt, an jeden Ort, zu
dem du mich
mitgenommen hast. Ich
weiß so wenig von dir,
dass ich mich selbst an die
kleinste Erinnerung
klammere. Wie kannst du

glauben, ich hätte das
Blockhaus vergessen und
das, was wir dort getan
haben ...

»Ja.«

»Kannst du dorthin
kommen?«

Ob ich ... Was für eine
Frage!

»Wann?«

»In einer Stunde?«

»Das schaff ich nicht.
Ich hab Dienst, und wir

arbeiten mit halber
Besetzung, weil im Haus
die Sommergrippe
grassiert. Ich kann nicht so
einfach weg. Ich muss erst
herumtelefonieren, um
einen Ersatz zu besorgen.«

»Wie lange brauchst
du?«

»Gib mir Zeit bis ...
sieben, ja?«

Luke zögerte.

Sag ja! Sag bitte, bitte ja!

»Okay«, sagte Luke.
»Danke, Jette. Und pass auf. Kann sein, dass dir jemand folgt.«

»Wenn ich es nicht rechtzeitig ...«

Ein Klicken und er war weg.

Ich stand da und starrte auf mein Handy. Durch die frisch geputzten Fensterscheiben leuchtete die Sonne in den Flur und

sprengte die Wand mit goldenen Flecken.

Luke.

Ich würde ihn sehen.

Ein Windhauch ließ die Blätter der hohen Birke draußen erzittern und die Lichtflecken an der Wand fingen an zu tanzen.

Ich überlegte, wie ich es hinkriegen könnte, jemanden zu finden, der für mich einspringen

würde, da fiel mir die Anzeige auf dem Display ein.

Unbekannter Teilnehmer.

Ich rief Lukes Nummer auf und drückte sie.

Nichts. Keine Verbindung. Wie in all den Tagen zuvor.

Erschrocken machte ich mir klar, was das bedeutete. Luke musste sich ein neues Handy

angeschafft haben, und es gab für mich keine Möglichkeit, ihn telefonisch zu erreichen, egal was passieren mochte.

Es durfte nichts dazwischenkommen.

Spätestens um sechs musste ich aufbrechen, um pünktlich zu sein und ihn nicht zu verpassen.

Ich setzte mich in Bewegung, um mir im Büro

die Liste unserer
Mitarbeiter vorzunehmen
und sämtliche Nummern
abzuklappen, bis ich
jemanden gefunden hatte,
der mich ablösen konnte.

Luke, sumnte es in
meinem Kopf und in
meinem Herzen. Luke ...
Luke ... Luke ...



Sie hatten anscheinend ein

Abkommen getroffen.
Keiner tat einen Schritt
ohne den andern.

Als ob sie das schützen
könnte.

Kristof spürte, wie sich
seine Nase verächtlich
kräuselte.

Der Einzige, der sie hätte
schützen können, war
Alex. Der Alex von früher,
der die Macht dazu
besessen hatte.

Doch den gab es nicht mehr.

Der hatte sich quasi selbst ins Niemandsland befördert.

Nach allem, was passiert war, konnte ihm keiner mehr trauen.

Nicht mal die Bullen hatten einen alternativen Tatverdächtigen vorzuweisen. Sie ließen nach Alex fahnden, und

zwar ausschließlich nach ihm.

Wenn das nicht Bände sprach.

Kristof wusste, das hier würde sein Meisterwerk werden. Die komplette und endgültige Vernichtung des Mannes, der erst sein Bruder und dann sein Todfeind gewesen war.

Er hatte ihn quer durch Deutschland gejagt und ihn

zur Rückkehr gezwungen.
Er hatte sein Mädchen in
die Enge getrieben und
würde sie ihm nun
endgültig nehmen. Und
nichts und niemand würde
sie davor bewahren
können.

Im Grunde war sie schon
tot.

Kristof blieb noch eine
Weile im Sprinter sitzen
und betrachtete den Park,

in dem alte Männer und Frauen auf Bänken saßen oder langsam über die Wege schlurften.

Irgendwo plätscherte ein Springbrunnen. Der Gesang der Vögel klang müde. Als hätte der lange Sommer an ihren Kräften gezehrt. Selbst die Blätter der Bäume waren erschlaft.

Gerade wollte Kristof die

Tür aufmachen, um
auszusteigen, als sein
Handy klingelte. Es war
der Doc und er sagte einen
einzigsten Satz.

»Ich habe ihn verloren.«

Kristof donnerte mit der
Faust auf das
Armaturenbrett, dass es
schepperte. Er brüllte den
Doc an, fletschte die
Zähne, riss sich den
Hemdkragen auf und sah

sich wild um auf der
vergeblichen Suche nach
Beruhigung.

Dann kam er schwer
atmend zu sich und hielt
sich das Handy wieder ans
Ohr.

»Wie ist das passiert?«

Der Trottel hatte nicht
mal eine Entschuldigung
anzubieten. Er stammelte
irgendwas von austricksen,
Stau und Einbahnstraße

und verstummte schließlich ganz.

»Ich bring dich um«, sagte Kristof ruhig. »Wenn du ihn nicht wiederfindest, mach ich dich kalt.«

Dann stieg er aus dem Wagen. Er war genau in der richtigen Stimmung für das, was er vorhatte.

23

Luke hatte Jettes Stimme noch im Ohr. Er hätte es nicht für möglich gehalten, dass es ihn so umhauen würde, sie zu hören. Gott, wie hatte er sie vermisst.

Was er vorhatte, war auf den ersten Blick reiner Wahnsinn. Akito Ono war nichts zugestoßen, davon

hatte Luke sich durch regelmäßige Anrufe überzeugt. Das konnte bedeuten, dass es ihm gelungen war, seine Verfolger abzuhängen. Und nun gab er ihnen die Möglichkeit, ihn über Jette wiederzufinden.

Auf den zweiten Blick konnte er Jette nur dann wirklich beschützen, wenn sie bei ihm war, das hatte

er endlich erkennt. Der Spielraum, den er Kristof mit seiner Flucht zugestanden hatte, war zu groß.

Kristof war nie gefährlicher gewesen als jetzt.

Und nie so unberechenbar.

Solltest du Jette folgen, bin ich bereit, den Kampf aufzunehmen.

Folgte ihr niemand,
hätten sie die Chance,
gemeinsam darüber
nachzudenken, was sie tun
sollten. Vielleicht war es
doch unausweichlich
unterzutauchen. Zumindest
bis zum Prozess. Danach
wäre die Situation eine
ganz andere und sie
könnten neu überlegen.

Er würde im Blockhaus
auf Jette warten.

Dort war er im Vorteil, denn er würde einen möglichen Verfolger sehen, bevor der ihn bemerkte.

Das Blockhaus war ursprünglich als Unwetterschutz für Wanderer errichtet worden. Inzwischen hatte man es anscheinend vergessen, denn das Holz war brüchig und brauchte dringend einen Anstrich,

die Tür hing schief in den
Angeln, das Dach war von
Flechten und Moos
überzogen, und die
Fensterscheibe gab es nicht
mehr.

Dennoch war es einer
von Lukes Lieblingsorten
geworden.

Hier war er noch nie
einem Menschen begegnet.
Er war immer
hergekommen, wenn er

nachdenken wollte.
Manchmal hatte er auch
bloß auf der Schwelle
gesessen, den Stimmen der
Stille gelauscht und sich
über die unzähligen Sorten
von Grün gewundert, die
aus dem Wechsel von Licht
und Schatten entstanden
waren.

In diesem Holzhaus hatte
er mit Jette die erste Nacht
verbracht, trunken von

Zärtlichkeit und
Leidenschaft und so
ineinander verschlungen,
dass sie die Kälte
irgendwann nicht mehr
gespürt hatten. Es war im
späten Frühling gewesen,
doch auf dem Waldboden
hatte noch eine
Schneekruste gelegen, und
mitten in der Nacht hatte
es erneut angefangen zu
schneien.

Sie hatten sich in Lukes
alten Schlafsack
verkrochen, den er immer
im Kofferraum aufbewahrt
hatte, und einander
gewärmt, bis sie gegen
Morgen eingeschlafen
waren.

Ihr Frühstück hatte aus
einer halben Tafel
Weihnachtsschokolade
bestanden, die Luke im
Handschuhfach gefunden

hatte. Sie hatten sich gegenseitig gefüttert und ihre Küsse hatten nach Zimt und Marzipan geschmeckt und draußen waren dicke Schneeflocken vom Himmel gefallen und hatten sämtliche Spuren zugedeckt.

Allein auf der Welt.

Das Gefühl hatte ihnen den Atem geraubt.

Luke beschloss, ohne

weitere Pause
durchzufahren. Er war für
den Notfall gerüstet, hatte
sogar ausreichend Nahrung
im Kofferraum, um für ein
paar Tage ohne jeglichen
Kontakt nach außen über
die Runden zu kommen.

Er war erschöpft von der
langen Reise und sehnte
sich nach Ruhe. Bestimmt
zeigten sie sein Bild
inzwischen auf jedem

Sender. Im Wald würde er einigermaßen sicher sein.

Das Blockhaus befand sich in der Nähe des bergischen Dörfchens Asmannskotten, das zu Wermelskirchen gehörte. Luke brauchte es nicht ins Navi einzugeben, denn er war so oft dort gewesen, dass er im Schlaf hingefunden hätte. Auf halber Strecke jedoch tat er

es trotzdem, weil er beschloss, die A1 zu verlassen, um über Land zu fahren, was nicht ganz einfach war.

Da er seinen Wagen bis zum Blockhaus mitnehmen musste, ignorierte er die Verbotsschilder und legte den letzten Teil der Strecke auf Wegen zurück, die nur für den Forstbetrieb erlaubt und in einem

denkbar schlechten
Zustand waren.

Während er ordentlich
durchgeschüttelt wurde,
schickte er Stoßgebete zum
Himmel, dass ihm bloß
keiner entgegenkommen
möge. Jeder Wanderer,
dem er jetzt begegnete,
würde sich später an ihn
erinnern. Daran änderte
auch die Baseballkappe
nichts, die er in einem

Tankshop gekauft hatte.

Der Hass auf Kristof lag ihm bitter auf der Zunge. Wie hatten sie bloß so lange Seite an Seite leben können?

Kristof mit seinem Hang zur Grausamkeit, den er immer so gut zu verbergen verstanden hatte. Bis zu dem Tag, an dem er im Wald einen Fuchsbau entdeckt, ihn ausgehoben

und den jungen Füchsen die Schwänze abgeschnitten hatte. Da hatte sich sein wahres Wesen offenbart.

Kristof, der in diesem Moment vielleicht gerade Jette beobachtete. Der alles bis ins Detail geplant hatte, jeden Schritt, jedes Wort. Der seine Taten grandios in Szene setzte.

Selten legte er selbst Hand an. Lieber

überschwemmte er ein
ganzes Tal, als sein Opfer
von Angesicht zu Angesicht
zu ertränken.

Für die Drecksarbeit
hatte er seine Helfershelfer.

Luke erwischte ein
Schlagloch und fluchte.
Fehlte bloß noch, dass ihm
der Wagen hier verreckte.
Wieder vergewisserte er
sich mit einem Blick in den
Rückspiegel, dass ihm

tatsächlich niemand folgte.

Doch was auch
geschah – er war
vorbereitet.

Das Blockhaus stand
immer noch an derselben
Stelle. Es trug immer noch
die Wunden jahrelanger
Vernachlässigung. Und es
war leer.

Das Unterholz war jetzt,
mitten im Sommer, schön
dicht, und es war einfach,

den Wagen so abzustellen, dass er vor neugierigen Blicken geschützt, für Luke jedoch mit drei, vier Schritten erreichbar war.

Er ging kein Risiko ein. Die Waffe steckte griffbereit in der Tasche seiner Lederjacke, die er neben sich auf den Boden legte, als er sich auf die Schwelle setzte und, wie er das schon so oft getan

hatte, in das tausendfache Grün hinausblickte.

Nur dass er es diesmal mit besonderer Vorsicht tat. Er war so hochkonzentriert, dass er das Knacken des kleinsten Zweiges unter einem Schuh bemerken würde.

*

»Hi. Alles okay mit dir?«

Wenn

Jette

Wochenenddienst hatte, konnte man sie gefahrlos anrufen. Frau Stein machte zwar ab und zu einen kurzen Kontrollbesuch, um sich davon zu überzeugen, dass alles mit rechten Dingen zuing, aber den Großteil der Zeit war sie nicht da. Das nutzte Merle gern aus.

»Alles in Ordnung. Und bei dir?«

»Wir haben ein paar Jungkatzen reingekriegt. Ein Feuerwehrmann aus Godorf hat sie auf dem Gelände der Raffinerie eingefangen. Sie sind total verwildert, fauchen, spucken, kratzen und beißen, wenn man sie nur anguckt. Aber wenigstens ist wieder Leben in der Bude.«

»Das freut mich, Merle.«

Jette hörte sich merkwürdig an. So als wäre sie mit den Gedanken ganz woanders. Sie klang auch ein bisschen atemlos.

»Bist du gerannt?«, fragte Merle.

»Ja. Die Treppe runter.«
Jette lachte. »Das nächste Mal nehme ich lieber wieder den Fahrstuhl.«

»Oder wir fangen endlich mit Joggen an.«

»Oder das.«

Merle stutzte.

Jette, die ständig ihre Witze über all die Läufer, Inlineskater und Nordic Walker riss, die den Kölner Stadtwald und den Rest der Welt in ein riesiges Fitnesscenter verwandelten, wollte sich ernsthaft sportlich betätigen?

»Echt jetzt?«, fragte sie vorsichtig nach.

»Was immer du willst,
Merle ... Du, sei mir nicht
böse, ich muss
weitermachen ... Hier ist
höllisch was los.«

Höllisch was los? An
einem Samstagnachmittag?

Da saßen die alten Leute
auf ihren Sesseln und
tranken Tee oder sie
spazierten gemütlich durch
den Park. An den
Wochenenden brachte

höchstens ein Notfall den Tagesablauf im St. Marien durcheinander.

Andrerseits, das wusste Merle aus eigener Erfahrung, ereigneten sich Notfälle besonders gern an den Wochenenden.

»Ist was passiert?«

Jette zögerte höchstens zwei Sekunden, doch es entging Merle nicht.

»Nein. Der ganz normale

Trubel eben.«

»Sag mal, stimmt was nicht?«

»Mensch, Merle.« Jette stöhnte. »Meine Mutter ist schon schwierig genug. Fang du nicht auch noch damit an, dich wie eine Glucke aufzuführen.«

»Oh, die Dame ist gereizt.«

»Merle! Du nervst!«

Es gelang Merle gerade

noch, den Rückzug anzutreten. Streit mit Jette war das Letzte, was sie jetzt gebrauchen konnte, und vielleicht hatte sie sich den komischen Unterton in der Stimme der Freundin ja wirklich nur eingebildet.

»Weil ich dich liebe, du dumme Nuss«, sagte sie. »Bleibt es bei acht Uhr heute Abend?«

»Was?«

»Wir haben doch abgemacht, dass Ilka und Mike zuerst mich abholen, und dann kommen wir bei dir vorbei. Acht Uhr. Oder hat sich daran was geändert?«

»Eigentlich nicht ... aber hör mal, Merle ...ich kann wirklich nicht länger mit dir sprechen.«

Jette klang zerstreut und immer noch so, als würde

sie sehr schnell gehen. Und was sollte das bedeuten – eigentlich nicht?

»Okay«, sagte Merle.
»Dann will ich dich mal wieder arbeiten lassen.«

Sie hatte noch nicht mal tschüs gesagt, da hatte Jette das Gespräch schon beendet.



Jedes Wort hatte an

meinen Nerven gezerzt.
Mein Handy war die
einzige Verbindung zu
Luke, wenn auch nur
einseitig, und die wollte ich
auf keinen Fall blockieren.

Die Entscheidung, Merle
nicht einzuweihen, hatte
ich spontan getroffen.

Das hier betraf nur Luke
und mich.

Als ich endlich im Büro
saß und die

Schreibtischschublade
aufzog, um die Liste der
Mitarbeiter herauszuholen,
war ich völlig außer Atem,
doch das lag nicht daran,
dass ich mich beeilt hatte.

Meine mühsam
aufrechterhaltene
Gelassenheit war in sich
zusammengefallen.

Ich zwang mich, ein paar
Mal tief durchzuatmen,
dann nahm ich den Hörer

und rief als Erstes Beckie an, die Kollegin, mit der ich mich von allen am besten verstand. Und die ein Auto besaß.

Beckie wartete auf einen Studienplatz in Medizin und war über ein Praktikum ins St. Marien geraten – und geblieben. Sie arbeitete mittlerweile etwa so lange hier wie ich und hatte beschlossen,

nach dem Studium als
Ärztin ein Haus wie dieses
zu betreuen.

Sie ging in dieser
Tätigkeit auf, war
freundlich, mitfühlend und
zuverlässig und mir
außerdem noch einen
Gefallen schuldig.

»Das wird die Stein ja
wieder mal auf
hundertachtzig bringen«,
sagte sie, und ich konnte

ihr Grinsen spüren.

»Es ist ein Notfall.«

»Ist nicht das ganze Leben ein Notfall?«, orakelte sie und seufzte theatralisch.

Beckie war ständig unglücklich verliebt. Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt. Das Einzige, was ihr half, die Achterbahnfahrt der Gefühle zu überstehen,

waren ihr strahlender Optimismus und ihre ansteckende Fröhlichkeit.

»Wann kannst du hier sein?«, fragte ich sie.

»Wie eilig ist es?«

»Sehr.«

»Bin in einer halben Stunde da.«

»Und ... Beckie?«

»Ja?«

»Leihst du mir deinen Wagen? Meinen hat Mike.

Ich kann dir das jetzt nicht erklären.«

»Wenn du ihn mir heil zurückbringst.«

»Beckie?«

»Ja?«

»Danke.«

Auf die gute Beckie war Verlass. Ich überlegte kurz, ob ich Yasar informieren sollte, und beschloss dann, das lieber ihr zu überlassen.

Yasar hatte in letzter Zeit einige unangenehme Auseinandersetzungen mit Frau Stein erlebt und versuchte gerade, alles zu vermeiden, was ihr Missfallen erregen konnte. Er hätte mit allen Mitteln versucht, mir den Tausch mit Beckie auszureden, und dafür hatte ich jetzt keine Nerven.

Ich nahm mir meinen

Arbeitsplan vor, strich durch, was ich bereits erledigt hatte, und fügte ein paar Ergänzungen an.

Sieh nach Frau Sternberg, schrieb ich besonders groß und auffällig und unterstrich es dreimal. Sie steht kurz vor dem Absturz.

Ich tippte einen kurzen Bericht. Dann war ich für heute fertig.

Der Himmel hatte sich bezogen.

Etwas braute sich da draußen zusammen.

Auf dem Monitor des Computers konnte ich winzige Gewittertierchen erkennen, die irgendwie in das Innere geraten und nun darin gefangen waren. Zwei hatten sich schon fast aufgelöst, drei waren noch gut auszumachen. Ein

sechstes bewegte sich langsam von rechts nach links.

Ich hätte es gern gerettet, aber ich wusste nicht, wie.

Beim Blick auf die Zeitanzeige war es, als quetschte eine riesige Hand mein Herz zusammen. Viertel vor vier. Wenn alles klappte und die A1 nicht wieder komplett verstopft war, würde ich vor der

verabredeten Zeit da sein.

Eine halbe Stunde später, ich hatte in Windeseile die Tische im Speisesaal eingedeckt und mich wieder ins Büro gesetzt, hörte ich Beckies fröhliche Stimme auf dem Flur. Sie hatte Wort gehalten und sich beeilt. Als ich aufstand, schwankte das Zimmer. Ich hielt mich an der Schreibtischkante fest,

bis es wieder vorbei war.

Einzig der von den
Zeugen Jehovas in
peinlicher Regelmäßigkeit
angekündigte
Weltuntergang konnte
mich noch davon abhalten,
zu unserem Blockhaus zu
fahren, um Luke zu treffen.



Als Bert nach Hause kam,
empfang ihn die Stille wie

ein großer Vorwurf.

Er hätte sich gewünscht, seine Kinder in den Arm nehmen zu können und sich mit ihnen auf den Wohnzimmerteppich zu legen, um die Carrerabahn aufzubauen. Ihm war klar, dass er kein Recht auf solche Wünsche hatte.

Margot nannte ihn im Streit stereotyp den abwesenden Vater.

Sie war es gewesen, die
mit den Kindern
Karamellbonbons
hergestellt und
Martinslaternen gebastelt
h a t t e . Sie hatte ihre
Lieblingsgerichte gekocht
und Vokabeln mit ihnen
gepaukt. Sie kannte die
Namen ihrer sämtlichen
Freundinnen und Freunde
und wusste sogar, wo sie
wohnten.

Du, mein Lieber, kannst gerade mal die Namen deiner eigenen Kinder behalten.

Ihre Vorwürfe waren berechtigt, deshalb taten sie ja so weh, und das leere Haus war die Strafe, die er verdient hatte. Er würde seine Versäumnisse niemals rückgängig machen können.

Verbrecher jagen. Ist das

deine Leidenschaft?

Immer hatte sie ihm solche Fragen gestellt, die er nicht mit einem Satz beantworten konnte. Doch nach dem zweiten und dritten hatte Margot bereits nicht mehr zugehört.

Wie hätte Bert ihr da erklären können, was es für ihn bedeutete, Polizist zu sein? Wie hätte er ihr

von dem Auf und Ab seiner
Empfindungen erzählen
können, seinen Zweifeln,
seinen Hoffnungen, seiner
Freude über einen gelösten
Fall oder seiner
Erbitterung, wenn ein
Täter unbehelligt
davonkam?

Sie hatte ja noch nicht
einmal begriffen, dass es
nicht um das Jagen ging,
sondern um Gerechtigkeit.

Die er den Opfern
schuldig war.

Bert holte den
Rasenmäher aus dem
Geräteschuppen. Er musste
sich jetzt bewegen.

Bald darauf schnitten die
rotierenden Messer Bahnen
in das schon viel zu hoch
gewachsene Gras. Sie
köpften Millionen
Gänseblümchen, und Bert
hörte auch dann nicht auf

zu mähen, als im
schwarzgrau verfärbten
Himmel das erste Grollen
zu hören war.

Als er den Rasenmäher
wieder im Schuppen
verstaute hatte, klatschten
dicke Tropfen auf das kurz
geschorene Gras. Bert blieb
stehen und hielt das
Gesicht in den Regen, als
könne der alle Schuld von
ihm abwaschen.

Erst als er klatschnass in der Küche saß und ein übrig gebliebenes Stück Streuselkuchen verzehrte, so trocken, dass es ihm zwischen den Zähnen zerbröselte, konzentrierten sich seine Gedanken auf die beiden Besuche heute.

Aus einem unerfindlichen Grund schien alles zusammenzugehören. Jettes unbeirrbares Vertrauen in

ihren Freund, Mikes
Erinnerung an die
Handschuhe, Tessas
sonderbare Kälte.

Bert hatte den Eindruck,
der Lösung der Fälle nah
zu sein, aber nichts ließ
sich greifen, kein
Puzzleteilchen wollte an
den richtigen Platz.

Tessa war davon
überzeugt, dass Lukas
Tadikken der Täter war,

und Bert musste zugeben,
dass sie starke Argumente
auf ihrer Seite hatte.
Dennoch gab es
Ungereimtheiten.

Wieso sollte Lukas
Tadikken ausgerechnet die
Freunde des Mädchens
angreifen, das er liebte?

Bert blätterte in seinem
Notizbuch und las nach,
was er sich über das
Gespräch mit Isa notiert

hatte. Isa hatte bemerkt, wie kunstvoll der Täter die Taten arrangiert hatte. Sie hatte angedeutet, er könne schizoid sein und das Liebste zerstören wollen, das er besaß.

Durchaus vorstellbar. Dennoch konnte Bert sich für die Theorie nicht erwärmen. Der Lukas Tadikken, den er kannte, hatte wie ein vernünftiger,

selbstbewusster,
aufgeklärter junger Mann
gewirkt.

Und das klinisch saubere,
fast unbewohnt wirkende
Zimmer? Die Tatsache,
dass es keine Familie, keine
Freunde zu geben schien
und keine sichtbaren
Lebenslinien? Konnte das
nicht doch auf eine
psychische Störung
hindeuten?

Bert sprang auf, lief hin und her und setzte sich wieder. Seine Finger drehten den Kugelschreiber in einer rekordverdächtigen Geschwindigkeit um sich selbst.

Wenn Lukas Tadikken nicht der Täter war, wer dann?

Ein Profi, der Handschuhe getragen hatte und möglicherweise auch

Maske und Schutzkleidung. Einer, der wusste, wie man Spuren vermied. Einer, den Lukas Tadikken sich zum Feind gemacht haben musste. Der ihn ins Verderben führen wollte.

Was, wenn Lukas Tadikken nicht der Jäger, sondern der Gejagte war?

Bert spülte den faden Geschmack des Streuselkuchens mit einem

Glas Wasser hinunter und
zwang sich, am
Küchentisch sitzen zu
bleiben. Er dachte an die
Präzision, mit der die
Morde ausgeführt worden
waren. An das Geschick,
mit dem der Täter – falls es
nicht doch Lukas Tadikken
war – den Verdacht auf
diesen gelenkt hatte.
Daran, wie der Täter mit
seinen Nachrichten die

Öffentlichkeit suchte.

Aber auch an die Leichtigkeit, mit der Lukas Tadikken den polizeilichen Ermittlungen ein Schnippchen schlug.

Das sah nicht nach privatem Racheefeldzug aus. Da waren Profis am Werk.

Was, wenn Lukas Tadikken Verbindung zum organisierten Verbrechen hatte?

Obwohl eben der erste Blitz über den Himmel gezuckt war, zog Bert seine Lauschuhe an und trabte los.

Das war, wie er sehr wohl wusste, unverantwortlich.

Er blieb innerhalb des Wohngebiets, bis das Gewitter sich abgeschwächt hatte, dann nahm er Kurs auf die

Felder, auf denen, so weit
der Blick reichte,
Zuckerrüben wuchsen.

Das organisierte
Verbrechen? Konnte das
sein?

Der gleichmäßige
Rhythmus des Laufens
reichte nicht aus, um Bert
den Druck zu nehmen, den
er in der Brust spürte. Er
setzte zu einem Sprint an.
Erst als er seinen

beschleunigten Herzschlag
bis in den Hals spüren
konnte, fiel er in das
gewohnte Tempo zurück.

Schutzgelderpressung,
Drogengeschäfte,
Prostitution, Schmuggel,
Waffenhandel,
Geldwäsche, Kreditbetrug,
Internetkriminalität,
skandierte er im Takt
seiner Schritte.

Das organisierte

Verbrechen war überall. Es hatte sich längst bis in die kleinsten Dörfer ausgebreitet, und es machte vor keinem Berufszweig, keinem Menschentyp, vor nichts und niemandem halt.

Welche Rolle spielte Lukas Tadikken darin?

Die körperliche Anstrengung war eine Erlösung. Nach den ersten

beiden Kilometern auf freiem Feld merkte Bert, wie er losließ, dann war er nur noch Bewegung, Rhythmus und Schweiß.

Eine gute Stunde später saß er, mit vom Duschen noch feuchten Haaren, auf der Terrasse und versuchte, ein paar Leute aus den entsprechenden Kommissariaten anzurufen, was nahezu ein Ding der

Unmöglichkeit war. Jeder schien unterwegs zu sein und das Wochenende zu feiern.

Jeder außer ihm selbst.

Frustriert klappte er den verstellbaren Gartenstuhl nach hinten, verschränkte die Hände hinterm Kopf und schloss die Augen.

Obwohl das Gewitter nur kurz gewesen war, hatte es die Luft erfrischt

und die Atmosphäre
gereinigt. Bert war kurz
davor einzunicken, als sein
Handy klingelte.

Es war Isa, die von
ihrem Freund versetzt
worden war und ihn fragte,
ob er Lust habe, mit ihr zu
essen und dann ins Kino zu
gehen. Bert erkundigte sich
nicht einmal nach dem
Film, den sie sehen wollte.
Er kämmte sich die Haare,

warf sich ein Sakko über
und war schon unterwegs
zu ihr.



Ich hatte mich vorsichtig
umgeschaut, bevor ich aus
dem Haus getreten war,
und auch auf dem Weg
zum Parkplatz hatte ich
immer wieder Blicke über
die Schulter geworfen. Das
Gewitter war rasch

vorbeigezogen, aber die Bäume und Sträucher hatten noch vor Nässe getrieft. Alles hatte sich mit Feuchtigkeit vollgesogen, sogar die Luft, in der wie feiner Dunst unsichtbare Regenschleier zu hängen schienen.

Am Straßenrand hatte nur der Lieferwagen geparkt, der das Abendessen brachte, und

die Fahrzeuge auf dem
Parkplatz hatte ich alle
gekannt. Yasars verbeulten
Uralkombi, den
quietschgrünen Polo von
Schwester Marguerite, das
Mofa einer der
Küchenhilfen und den
weißen Kastenwagen
unseres Hauselektrikers,
der nach der Ursache eines
Stromausfalls am Morgen
suchte.

Und Beckies roten Punto,
der mich zu Luke bringen
würde.

Der Regen hatte den
grauen Schotter, mit dem
der Parkplatz belegt war,
schwarz verfärbt und mit
einem feinen Glanz
überzogen. Am Himmel
hatte es noch leise
gegrummelt. Die ersten
zaghaften Vogelstimmen
waren wieder zu hören

gewesen.

Ich hatte die Autotür geöffnet und mich noch einmal gründlich umgesehen, bevor ich eingestiegen war und mich kurz mit dem Innenleben von Beckies Wagen vertraut gemacht hatte.

Dann hatte ich Gas gegeben.

Bis zur Autobahn war ich zügig gefahren und

hatte die unsinnigsten
Umwege eingebaut, um
einen möglichen Verfolger
im Gewirr der Straßen und
Gassen abzuhängen. Auf
der Autobahn hatte ich
meine Fahrweise geändert
und war eine Zeitlang wie
eine Schnecke auf der
rechten Spur
vorangekrochen.

Mit
zusammengekniffenen

Augen hatte ich den Rückspiegel im Blick behalten und zufrieden beobachtet, dass mein Plan aufging und alle mich überholten. So hatte ich nach einer Weile relativ sicher sein können, dass mir niemand auf den Fersen war.

Aber ich konnte mich nicht entspannen.

Allmählich wurde der

Verkehr nämlich dichter und geriet immer häufiger ins Stocken. Obwohl ich genug Zeit hatte, wurde ich nervös.

Meine Gedanken verselbstständigten sich, führten mich hierhin und dorthin und schließlich in einen anderen Sommer.

Damals hatte ich keinen Argwohn geschöpft, obwohl die Zeichen so

deutlich gewesen waren.

Gorg.

Ich wäre ihm überallhin
gefolgt.

Noch heute fiel es mir
schwer zu glauben, dass er
es gewesen war, der Caro
getötet hatte. Und all die
andern Mädchen. Noch
immer wollte etwas in mir
nicht wahrhaben, dass er
damals im Wald vorgehabt
hatte, auch mich

umzubringen.

Die Dinge wiederholen sich nicht, sagte ich mir.

Es ist unmöglich.

Aber war ich nicht wieder auf dem Weg in einen Wald? Wo ich in vollkommener Einsamkeit den Mann treffen wollte, in den ich verliebt war?

»Luke ist nicht Gorg«, sagte ich und erschrak vor meiner eigenen Stimme.

Ich machte das Radio an.
Sperrte meine Gedanken
aus.

Ließ sie nicht mehr an
mich heran, bis mein Kopf
angefüllt war mit Musik.
Ich sang sogar mit, um
ganz sicher zu sein, dass
mich keine Erinnerung
hinterrücks überfallen
konnte.

Am Autobahndreieck
Heumar wechselte ich auf

die A3.

Und stand im Stau.

Endgültig.

Nichts bewegte sich
mehr.

Weit vorn konnte ich
blaues Blinklichtgewitter
erkennen. Ein Unfall.

Verzweifelt schlug ich
aufs Lenkrad. Was, wenn
die Autobahn gesperrt
werden musste? Das
konnte Stunden dauern.

Mein Handy lag
griffbereit auf dem
Beifahrersitz. Vollkommen
nutzlos, denn ich konnte
Luke nicht erreichen.

Der Typ in dem weißen
Cabrio neben mir schob
sich die Sonnenbrille ins
Haar und schmachete
mich an. Ich legte den Kopf
zurück und schloss die
Augen.

Bitte, lieber Gott, wenn

es dich gibt, dann mach,
dass ich es rechtzeitig
schaffe.

24

Eigentlich hatte Isa nicht für Bert gekocht, sondern für den Freund, der sie versetzt hatte. Doch das war Bert gleichgültig. Dem Duft nach zu urteilen, der die Wohnung erfüllte, war sie eine verdammt gute Köchin, und Berts Magen signalisierte ihm mit

energischem Knurren, dass er das ebenfalls erkannt hatte.

»Anschließend könnten wir nach Hürth ins UCI fahren, und du darfst den Film aussuchen, wenn du magst.«

Nur dass Bert schon lange nicht mehr im Kino gewesen war und keinen blassen Schimmer hatte, welche Filme im

Augenblick liefen.

»Das überlasse ich dir«, sagte er und schnupperte.

»Ich bin deinem Freund übrigens ziemlich dankbar, dass ihm was dazwischengekommen ist.«

»Ihm kommt in letzter Zeit dauernd was dazwischen«, sagte Isa lapidar und füllte Salat in Schälchen aus Glas.

»Sturm im siebten

Himmel?«

Bert flüchtete sich auf das sichere Terrain der Ironie, weil er nicht abschätzen konnte, ob Isa darüber reden wollte oder nicht.

»Himmel war mal.«

Isa blickte ihm kurz in die Augen und trug dann die Salatschalen zum Küchentisch.

»Im Moment befinden

wir uns im Fegefeuer, und von da aus ist es, wie du weißt, bis in die Hölle nur ein kleiner Schritt.«

Bert war noch nicht oft in Isas Wohnung gewesen, aber sie kam ihm beinahe vertrauter vor als sein eigenes Haus. Die Mischung aus alten und modernen Möbeln, die unzähligen Bücher, denen man ansehen konnte, dass

sie gelesen und geliebt wurden, die interessanten Bilder an den Wänden und die vielen tausend Kleinigkeiten, die man überall entdecken konnte, all das gefiel ihm und gab ihm ein Gefühl von Geborgenheit.

»Mit der Hölle kenne ich mich aus«, entfuhr es ihm und er erschrak.

Noch nie hatte er so über

seine Ehe gesprochen.

Isa nickte.

Offenbar hatte sie es gewusst.

Wahrscheinlich konnte ihm jeder vom Gesicht ablesen, dass er auf einem Scherbenhaufen lebte und dass sich ihm bei jedem unbedachten Schritt ein Splitter ins Fleisch bohren konnte, den er sein Leben lang spüren würde.

Wir bringen uns um mit
dem Streiten und
Schweigen, dem Hass und
der Verzweiflung, dem
falschen Ausharren und der
Lieblosigkeit, dachte er.

»Nichts ist schlimmer als
die Abwesenheit der
Liebe«, sagte Isa, spießte
ein Salatblatt auf und
stopfte es sich in den
Mund.

Bert saß wie erstarrt.

Abwesenheit der Liebe.

Es schien Isa nicht klar zu sein, was sie da gesagt hatte. Jahre vergeudeteten Lebens hatte sie in drei Worte gefasst.

Abwesenheit der Liebe.

Sein Handy klingelte.

Sie hatten eine Leiche gefunden. Im St. Marien.

Noch während des Gesprächs sprang er auf, drückte entschuldigend Isas

Schulter und lief zu seinem Wagen.

*

Kristof saß im Sprinter und rauchte eine Zigarette nach der andern. Am liebsten wäre er ausgestiegen, um irgendwas zu demolieren, ein Haus, ein Auto oder den erstbesten Menschen, der ihm unterkam. Er wollte austicken, den

inneren Druck explodieren lassen, egal wie viele dabei draufgehen mochten.

Er hatte versagt. Und er konnte niemandem sonst die Schuld geben.

Außer diesem verfluchten Mädchen.

Jette.

Sie hatte im Büro am Schreibtisch gesessen, mit dem Rücken zur Tür. Zuerst hatte sie sich am

Telefon mit einem gewissen Yasar unterhalten. Dann hatte sie sich über ein Blatt Papier gebeugt und leise murmelnd gelesen, was darauf geschrieben stand. Sie hatte am PC eine Liste aufgerufen und sie eine Weile studiert. Danach hatte sie ein zweites Mal telefoniert.

Ihre Stimme war ein

wenig heiser gewesen, und Kristof hatte angenommen, dass sie erkältet war. Deshalb hatte er sich nichts weiter dabei gedacht, dass sie anders klang als in seiner Erinnerung.

Sie hatte aufgelegt und sich zurückgelehnt.

Für einen Moment saß sie einfach da und ihr helles Haar schimmerte im Licht der

Spätnachmittagssonne wie ein Heiligenschein.

Das irritierte ihn.

Es ließ ihn sogar kurz zögern.

Doch er sagte sich, dass in diesem Stück keiner unschuldig war. Sie alle hatten ihren Part zu spielen, um den letzten, den entscheidenden Akt vorzubereiten.

Lautlos trat er hinter sie

und legte ihr die Schnur um den Hals.

Sie wehrte sich so verzweifelt, dass sie erst halb, dann ganz vom Stuhl rutschte, der auf seinen Rollen nach hinten schoss und sich Kristof in den Unterleib rammte. Für einen Moment wurde ihm schwarz vor Augen, und es kostete ihn eine ungeheure Anstrengung, den Stuhl mit

dem Knie wegzustoßen, ohne die Spannung der Schnur zu lockern.

Als es vorbei war, ließ er den toten Körper zu Boden sinken und krümmte sich vor Schmerzen. Erst nach zwei, drei Minuten war er wieder fähig, sich zu bewegen und sein Werk zu begutachten.

Sie lag auf dem Rücken, den Kopf zur Seite geneigt.

Ihr Haar hatte sich über das Gesicht gebreitet. Um die Kunststoffschnur zu entfernen, musste Kristof es zur Seite streichen.

Und da entdeckte er es.

Der Schock legte Feuer in seinem Körper. Jedes einzelne Organ schien in Flammen aufzugehen.

Das war nicht Jette, und von vorn betrachtet, sah sie ihr nicht einmal ähnlich.

Lediglich die Frisur, die Haarfarbe und der Körperbau stimmten überein.

Er hatte das falsche Mädchen getötet.

Mit fliegenden Fingern hatte er die Schnur von ihrem Hals gelöst und in die Hosentasche gestopft. Er hatte seine Botschaft deponiert, war vorsichtig auf den Flur hinausgetreten

und hatte schnell und geräuschlos das Haus verlassen.

Draußen hatte er die Handschuhe abgestreift und war zum Sprinter zurückgegangen, scheinbar ohne Eile, obwohl alles in ihm in Aufruhr gewesen war.

Er hatte einige Kilometer zwischen sich und den Tatort gelegt, und nun saß

er hier, am Rand eines
Weiher, auf dem wie Gold
das Abendlicht glitzerte,
und spürte, wie der Hass in
ihm kochte.

Sie hatte ihn zum Narren
gehalten.

Und war entkommen.

Er hatte keine Ahnung,
was er jetzt tun sollte, aber
sie würde dafür büßen,
dass sie ihn in diese Lage
gebracht hatte, so viel war

gewiss.



Bert hatte so sehr gehofft, keine dieser Botschaften mehr vorzufinden. Doch da war sie.

NUMMER FÜNF.

Und das verfluchte Smiley grinste ihn an.

Das Mädchen lag vor dem Schreibtisch auf dem Boden. Ihre Beine waren

ausgestreckt und leicht gespreizt, ihr T-Shirt hatte sich über dem kurzen Rock hochgeschoben, und Bert konnte sehen, dass ihr Bauchnabel gepierct war, ebenso wie ihre Unterlippe.

Die Todesursache war eindeutig. Sie war erdrosselt worden. Um ihren Hals zeigte sich der dafür typische tödliche Ring.

Bert schluckte trocken.
Seine Kehle war wie
ausgedörrt.

Dieser Mord fiel nicht in
den Bereich der Kripo
Köln, sondern in den seiner
ehemaligen Dienststelle.
Da Bert jedoch die
Sonderkommission leitete,
die zur Aufklärung der
Smiley-Morde gebildet
worden war, hatte ihn
Klaus Röllner, der

verantwortliche Kollege,
gleich nach dem Auffinden
der vom Täter
hinterlassenen Botschaft
angerufen.

Vor der Tür hörten sie
erregte Stimmen.

Die Kollegen von der
Schutzpolizei hatten den
Teil des Flurs, der zum
Büro führte, abgesperrt,
doch immer wieder
mussten sie jemanden

daran hindern, die
Absperrung zu umgehen.

In Windeseile hatte sich
im Haus herumgesprochen,
dass etwas Schreckliches
geschehen war. Der
Pfleger, der den Mord
gemeldet hatte, war vollauf
damit beschäftigt, die
verängstigten oder einfach
nur neugierigen
Heimbewohner zu
beruhigen und vom Tatort

fernzuhalten.

Diesmal war es Frau Stein, die unbedingt einen der Kommissare sprechen wollte. Sie ließen ihr ausrichten, sie müsse sich noch eine Weile gedulden. Sie hatten nicht die Absicht, Ausnahmen zu gestatten, und wenn Frau Stein hundertmal die Heimleiterin war.

Am liebsten hätte Bert

das komplette Erdgeschoss abgeriegelt.

Die Lage der Leiche ließ darauf schließen, dass das Mädchen im Kampf mit dem Mörder vom Stuhl geglitten war. Der stand verloren mitten im Zimmer, als hätte er mit der ganzen Sache nichts zu tun.

Wieder hörten sie Stimmen, dann betrat ein

junger Arzt der
Gerichtsmedizin das Büro.
Er trug einen Ohrring und
den Duft eines
aufdringlichen Aftershave,
das, wie Bert fand, nicht zu
dem Mann passte, nicht zu
diesem Ort und nicht zu
dem toten Mädchen auf
dem Boden.

Während der Arzt die
Leiche untersuchte, schaute
Bert sich im Büro um.

Man merkte, dass Wochenende war. Er hatte diesen Schreibtisch schon unter Stapeln von Papier verschwinden sehen, und nun war er leer bis auf ein beschriebenes Blatt, ein paar Stifte und das gerahmte Foto eines blühenden Lavendelfelds.

Bert streifte die dünnen Einweghandschuhe über, die er immer in der Tasche

hatte, und hob das Blatt auf.

Es war ein ausgedruckter Arbeitsplan für diesen Samstag mit handschriftlichen Ergänzungen, Streichungen und einer kurzen Notiz darunter.

Hi, Beckie, tausend Dank!!! Du hast was bei mir gut. Große Bitte: Sieh nach Frau Sternberg

(dreimal unterstrichen). Sie steht kurz vor dem Absturz. Du bist ein Schatz. Jette.

Die Ahnung, die Bert beschlich, ließ eine Gänsehaut auf seinen Armen zurück.

Er trat auf den Flur, winkte den Pfleger heran, der gerade zwei alten Damen erklärte, dass sie hier nichts zu suchen

hatten, und hielt ihm den
Arbeitsplan unter die Nase.

»Können Sie mir
erklären, was die
Nachricht zu bedeuten
hat?«

Der Pfleger überflog die
Notiz und nickte.

»Normalerweise hätte
Jette Weingärtner Dienst
gehabt. Anscheinend
musste sie plötzlich weg
und hat Beckie gebeten, sie

zu vertreten.«

Er schaute sich um, als befürchtete er, belauscht zu werden.

»Eigenmächtigkeit wird hier im Haus nicht gern gesehen, aber wenn Frau Stein nicht da ist, regeln wir solche Fälle schon mal unter uns.«

Bert begriff sofort.

»Eigentlich hätte demnach Jette an dem

Schreibtisch da drinnen
geessen? «

Er sah, wie es dem
jungen Mann allmählich
dämmerte. Wie sein Mund
aufklappte und seine Augen
sich weiteten. Wie sein
Gesicht unter der
Sommerbräune blass
wurde.

»Ja.«

»Wann hat Jette das
Haus verlassen? «

»Keine Ahnung.«

Der Pfleger sprach langsam und stockend.

»Sie hat sich nicht bei mir abgemeldet. Beckie hat es mir mitgeteilt. Das war so zwischen vier und halb fünf.«

Seitdem waren knappe drei Stunden vergangen.

Jette konnte mittlerweile sonst wo sein.

Bert dankte dem Pfleger

und ging ins Büro zurück.

Der Arzt war noch mit der Untersuchung der Toten beschäftigt. Klaus Röllner stand schweigend dabei.

Bert wünschte, Tessa wäre hier. Sie betrachtete einen Tatort mit einer ganz eigenen Kreativität.

Isa nannte das weibliche Intuition. Bert hatte noch nie von männlicher

Intuition gehört, was seinen Gerechtigkeitssinn verletzte, aber er kannte tatsächlich nur wenige Männer, die von sich selbst behauptet hätten, Intuition zu besitzen, geschweige denn, sich darauf zu verlassen.

Er hätte sich gern mit Tessa hier umgesehen und später seine eigenen Beobachtungen mit ihren

verglichen. Doch sie hatte ihr Handy nicht eingeschaltet und war auch zu Hause nicht erreichbar.

Bert war sich sicher, dass die Spurensicherung keinen Fingerabdruck finden würde, der nicht hierher gehörte. In diesem Raum, der von so vielen Menschen betreten wurde, wimmelte es von Spuren. Auch von Lukas Tadikken würden

welche dabei sein. Seine Freundin arbeitete im St. Marien und bestimmt hatte er sie nach dem Dienst hin und wieder abgeholt.

Der Notarzt richtete sich auf und ließ die Handschuhe von den Fingern schnappen.

»Die Tote wurde erdrosselt, was ja eindeutig erkennbar ist. Der Tod dürfte vor zwei bis vier

Stunden eingetreten sein.«

Worte. Zahlen.

Sie stellten das Ende eines Lebens fest, ohne danach zu fragen, wie dieses Leben gewesen war. Bert hätte den Arzt gern gefragt, wie er damit zurechtkam.

Unter anderen Umständen. Bei einer Tasse Tee oder einem Glas Wein vielleicht.

Doch die Umstände
waren nicht anders. Sie
waren es nie.

»Sie hat sich heftig
gewehrt. Doch sie hatte
keine Chance.«

Der Arzt griff nach
seiner Tasche und blickte
nachdenklich auf die Tote
hinab.

»Nicht die geringste.«

Er war zu jung für diesen
desillusionierten Ausdruck

auf dem Gesicht. Das schien auch Röllner zu finden. Er betrachtete den Arzt, der im Alter seiner eigenen Kinder sein musste, mit väterlicher, fast besorgter Miene.

»Alles andere wird die Obduktion beantworten.«

»Danke«, sagte Röllner und hielt dem Arzt die Tür auf.

Sie beschlossen, dass

Bert, der sich im Haus auskannte, mit den Befragungen beginnen sollte, während Röllner die Tatortarbeit fortsetzte.

Als die Spurensicherung anrückte, verließ Bert das Büro und machte sich auf den Weg zur Heimleiterin. Daran, dass die Angehörigen des toten Mädchens benachrichtigt werden mussten, wollte er

jetzt noch nicht denken.



Wahrscheinlich hatte Jette ihr Handy verschusselt, oder sie war gerade in einer Situation, in der sie nicht telefonieren konnte.

»Vielleicht ist der alte Drachen zu einem Kontrollbesuch aufgetaucht«, spottete Merle.

Sie nannte Frau Stein
gern so, auch wenn Jette
behauptete, dass die
Heimleiterin tief in ihrem
Innern verborgen ein
goldenes Herz besaß.

Sehr, sehr tief verborgen.

Die grobschlächtige Frau
entsprach exakt dem
Klischee vom deutschen
Mann: außen hart und
innen weich. Woran man
erkennen kann, dachte

Merle, dass Klischees abgeschafft gehören.

Ann und Robbie grinsten vorsichtig.

Der Schock von gestern war zu gewaltig gewesen, und obwohl die äußeren Anzeichen des Überfalls beseitigt waren und die jungen Katzen aus Godorf die Auffangstation wieder mit Leben füllten, hatte jeder von ihnen das Gefühl,

das Blut der toten Tiere
noch riechen und
schmecken zu können.

Ohne dass sie sich
abgesprochen hätten,
trafen sie sich
zwischendurch immer
wieder im Büro, wie um
einander das Gefühl zu
geben, nicht allein zu sein.

Noch eine knappe
Stunde, dann war der
Dienst für heute zu Ende.

»Was haltet ihr davon, wenn ihr mit nach Birkenweiler kommt?«, fragte Merle. »Wir könnten uns was Leckeres kochen. Das würde uns allen guttun. Die Stimmung ist ziemlich im Keller, seit Mike ...«

Sie musterte die Gesichter.

»Entschuldigung. War 'ne blöde Idee. Ich kann

verstehen, dass ihr keine Lust habt, euch der Gefahr auszusetzen.«

»Hältst du uns für feige?«, fragte Ann.

»Ich ...« Merle schluckte. »Natürlich nicht. Ich dachte bloß ...«

»Wenn man so einem Verirrten das Feld überlässt, hat man verloren«, sagte Robbie.

Er stammte aus

Yorkshire und war für ein Jahr nach Deutschland gekommen, weil er sich in ein Mädchen aus Köln verliebt hatte.

Die Liebe hatte sich in Luft aufgelöst. Robbie war geblieben.

Das Jahr war bald vorüber, doch niemand sprach darüber, nicht einmal er selbst.

Merle hoffte, dass er

noch eine Weile bleiben würde.

»Einem Irren«, verbesserte Ann.

Robbies Deutsch war nahezu perfekt. Nur manchmal verdrehte er einen Satz oder benutzte ein falsches Wort. Merle mochte seine Art zu reden. Sie liebte seinen Akzent und hätte ihm stundenlang zuhören können.

»Einem Irren.« Robbie nickte. »Du kannst ihm nur durch Beharrlichkeit die Stirn zeigen.«

Bieten, dachte Merle automatisch, äußerte es aber nicht.

»Ihr kommt also mit?«

Bei dem unwillkürlichen Blick, mit dem die beiden sich verständigten, und dem gleichzeitigen »Klar« fiel es Merle wie Schuppen

von den Augen.

Die beiden waren im Begriff, sich ineinander zu verlieben.

Wahrscheinlich wussten sie es selbst noch nicht, dabei waren die Anzeichen nicht zu übersehen.

»Okay.« Sie lächelte in sich hinein. »Die andern werden sich freuen. Was haltet ihr von Spaghetti?«

Wenige Minuten später

waren sie wieder bei der Arbeit. Ann schaute noch einmal nach den Hunden, Robbie führte ein paar Telefongespräche, und Merle ging zu den Katzen.

Sie waren in die hinterste Ecke zurückgewichen, drückten sich zitternd aneinander und starrten ihr ängstlich entgegen.

»Hey«, sagte Merle sanft.

Sie machte vorsichtig die Tür hinter sich zu.

»Ich weiß, das ist schwer für euch, aber da draußen konntet ihr nicht bleiben.«

Sie sprach mit leiser Stimme, vermied jede Bewegung, um die Tiere nicht zu erschrecken.

»Das Leben auf der Straße ist viel zu gefährlich.«

Bleibt lieber hier drin

und lasst euch ermorden.

Sie duckten sich flach auf den Boden, die spitzen kleinen Gesichter voller Panik.

»Schaut mal, ich hab euch was mitgebracht.«

Mit ruhigen Schritten durchquerte Merle den Raum. Die Blicke der Katzen folgten ihr. Eines der Tiere fing an zu knurren.

Merle hob zwei frische Futternäpfe aus dem Regal und stellte sie auf den Boden. Sie zog ein Päckchen aus ihrer Gürteltasche und hielt es den Katzen hin.

»Zartes

Hähnchenfleisch, extra für euch gekocht.«

Beim Knistern der Folie stoben sie in sämtliche Richtungen auseinander

und versteckten sich hinter
den Schlafkörben. Merle
gab das Fleisch in den
einen Futternapf und füllte
den zweiten mit
Trockenfutter. Sie
wechselte das Trinkwasser
und reinigte die
Katzenklos.

Dann war nichts mehr zu
tun und Merle löschte das
Licht.

»Bis morgen, ihr Süßen.

Dann schau ich wieder nach euch.«

Draußen versuchte sie zum hundertsten Mal vergeblich, Jette anzurufen. Warum, zum Geier, meldete sie sich nicht? Sie alle standen unter einem enormen Druck. Jette musste doch wissen, dass ihre Freunde sich Sorgen machten, wenn sie Anrufe nicht entgegennahm.

Sie drückte Mikes Nummer.

»Hi«, sagte er, und selbst die eine Silbe klang beunruhigt.

»Hast du was von Jette gehört?«, fiel Merle mit der Tür ins Haus.

»Nein, wieso?«

»Ich kann sie nicht erreichen.«

»Geht der Ruf durch?«

»Ja. Aber sie reagiert

nicht.«

»Vielleicht hat sie ihr Handy irgendwo liegen lassen. Oder sie haben einen Notfall. Das muss nichts bedeuten.«

Merle hörte, wie Mike sich leise mit Ilka besprach. Dann war er wieder da.

»Ilka meint auch, wir sollten cool bleiben.«

»Vielleicht hat sie

recht«, sagte Merle, ohne es wirklich zu glauben. »Die eine Stunde halten wir auch noch aus. Ach, ich hab Ann und Robbie zum Abendessen eingeladen. Ist das okay?«

»Ein bisschen frischer Wind kann uns bestimmt nicht schaden«, sagte Mike.

»Hab ich mir auch überlegt.«

Merle steckte das Handy in die Tasche und ging nachdenklich zu den Hundezwingern, um zu sehen, ob Ann bei irgendwas Hilfe brauchte. Das Gespräch mit Mike hatte sie ein wenig beruhigt, aber ein Rest von Unbehagen war geblieben. Sie wünschte, die Zeiger der Uhr würden sich ein bisschen schneller drehen.

25

Die Unfallstelle war zügig geräumt worden, dennoch hatte der Stau mich wertvolle Zeit gekostet. Inzwischen befand ich mich auf der A1 und holte aus Beckies Punto heraus, was in ihm steckte.

Ich würde mich verspäten.

Würde Luke auf mich warten? Sich noch mal melden, um sich zu vergewissern, dass ich auf dem Weg zu ihm war?

Oder hätte ich ihn dann für immer verloren?

Mir war schlecht vor Aufregung, Angst und Ungewissheit.

Ein paar Mal hatte mein Handy geklingelt. Der Ton war mir durch Mark und

Bein gegangen, aber es war immer nur Merle gewesen, mit der ich jetzt unmöglich reden konnte. Sie würde meiner Stimme sofort anmerken, dass ich ihr etwas verschwieg.

Es war besser, wenn sie nichts wusste.

In Beckies Wagen fühlte ich mich allmählich zu Hause. Auf dem Boden vor dem Beifahrersitz stand ein

verknautschter

Leinenbeutel voller Bücher.

Daneben lagen ein Paar

abgenutzter Laufschuhe

und mehrere leere

Wasserflaschen.

Im Seitenfach der

Fahrertür steckten eine

angebrochene Tüte

Kartoffelchips und zwei

Müsliriegel. Dahinter

klemmten eine ramponierte

Parkscheibe, ein Eiskratzer

und mehrere
Ansichtskarten.

Im Fach der Beifahrertür
hatte Beckie Müll
gesammelt. Benutzte
Taschentücher, eine
zerknüllte McDonald's-
Tüte, einen eingedrückten
Cappuccinobecher und eine
mehrmals
zusammengefaltete
Ausgabe des Express.

Auf dem Rücksitz lagen

Klamotten und zwei
Teleskop-Walkingstöcke.

Beckie und Sport?

Beckie und der Express?

»Hör zu, Beckie«,
versprach ich ihr. »Sobald
das hier vorbei ist, werden
wir uns besser
kennenlernen. Wir fangen
noch mal ganz von vorne
an.«

Bei Wermelskirchen
verließ ich die Autobahn

und fuhr das letzte Stück über Land.

Beckie hatte mir ihren Punto mit vollem Tank überlassen, wofür ich ihr dankbar war. So brauchte ich keine weitere Zeit an einer Tankstelle zu vergeuden.

Auf meinem Weg kam ich durch einen winzigen Ort, der den Namen Hoffnung trug. Ich nahm

das als gutes Zeichen. Nur mein dummes Herz war anderer Meinung. Es schlug so hart und schnell, dass mir die Luft wegblieb.

Die Sonne leuchtete auf den sanft gewölbten Wiesen. Das dunkle, schwere Grün der Laubbäume zeigte hier und da bereits gelb verfärbte Stellen. Der Sommer holte zum großen Finale aus.

Das alles machte mich traurig.

Die sauberen
Schieferhäuser hinter ihren
kerzengeraden Zäunen. Die
gefleckten Kühe auf den
Weiden. Die
menschenleeren Straßen.

Ich bog in den ersten
Waldweg ein und in den
Schatten der
hochgewachsenen Tannen.
Augenblicklich

überschwemmten mich die
Erinnerungen.

Ich sah Gorg vor mir,
wie er lachte und die Arme
ausstreckte. Das Licht
tanzte auf seinem Haar
und ließ seine Augen
strahlen. Ich spürte seine
Berührung. Hörte ihn
meinen Namen flüstern.
Fühlte seinen warmen
Atem am Ohr ...

Im nächsten Moment

hatte ich angehalten und die Tür aufgestoßen. Ich lief ein paar Schritte in den Wald hinein, spürte den weichen Boden unter den Füßen und verlor vollends die Kontrolle. Ich hielt mir die Ohren zu und hätte mir am liebsten auch die Nase verstopft.

Dieser Duft nach Tannen, Flechten und Moos.

Die Lautlosigkeit, die
nur vom Summen einer
Hummel unterbrochen
wurde.

Es war nicht gut.

Ich hatte vergessen
wollen, was mir in so
einem Wald zugestoßen
war.

Und nun war ich hier, in
einem anderen Wald,
unterwegs zu einem
anderen Mann, von dem

ich ebenso wenig wusste,
wie ich über Gorg gewusst
hatte.

Doch meine Wahl war
getroffen.

Ich kehrte zu Beckies
Wagen zurück. Bemühte
mich, langsam zu gehen.

Damals war ich gerannt.
Um mein Leben.



Das Gesicht der

Heimleiterin war wie erstarrt. Es hatte alle Farbe verloren. Frau Stein kauerte in einem der Sessel in der Nähe des Eingangs. Nichts erinnerte mehr an die robuste, selbstbewusste Frau, die ihr Gegenüber mit einem einzigen Blick in die Schranken weisen konnte.

Jemand hatte ihr einen Becher Tee auf den

niedrigen Holztisch
gestellt. Sie hatte ihn nicht
angerührt.

Bert setzte sich ihr
gegenüber. Das Leder des
Sessels knarrte unter
seinem Gewicht. Der Duft
des Tees stieg ihm in die
Nase.

Kamille.

Der Geruch seiner
Kindheit. Das Heilmittel
gegen Bauchweh,

Zahnschmerzen und
Erkältungen.

Aber auch nach jeder
Prügelattacke seines Vaters
hatte die Mutter
Kamillenblüten für Bert
aufgegossen, und während
er ihn in vorsichtigen
Schlucken trank, war sie
bei ihm sitzen geblieben
und hatte mit ihm geweint.

Bert hasste Kamillentee.

Heute noch.

Frau Stein hob den Kopf und sah ihn an. Sie war nicht der Typ, dem die Tränen kamen. Frauen wie sie weinten innerlich und machten sich damit kaputt.

»Hat sie lange leiden müssen?«, fragte sie.

Bert schüttelte den Kopf, und ihm war nicht wohl dabei. Jede Sekunde unter Schmerzen und Todesangst war eine Ewigkeit.

»Eigentlich hatte sie gar keinen Dienst«, sagte Frau Stein mit einer Stimme, der jede Kraft fehlte. »Hätte sie sich an die Vorschriften gehalten ...«

»Sie hat Jette vertreten. Wissen Sie, aus welchem Grund?«

»Nein. Ich hätte es ja auch gar nicht erfahren, wenn Beckie nicht ... wenn man sie nicht ...«

»Kann es sein, dass dieser Yasar etwas weiß, was er für sich behält?«

»Nein, das glaube ich nicht.« Frau Stein hielt kurz inne, dann schüttelte sie bekräftigend den Kopf.

»Nein. Nicht nach dem, was passiert ist.«

»Wer war heute Nachmittag im Haus?«

»Warten Sie ... Jette, Yasar, zwei

Krankenschwestern, die
Küchenhilfen, der
Elektriker und die Leute,
die das Essen anliefern.
Wir haben zwar eine
Küche, bereiten aber nicht
sämtliche Mahlzeiten
komplett zu.«

Sie schluckte.

»Und Beckie natürlich ...
Ich kann Ihnen eine
Namensliste ausdrucken,
wenn Sie wollen.«

»Das wäre hilfreich.«

Bert nickte dankbar.

»Frau Stein, wissen Sie, ob Beckie Feinde hatte?«

»Ich kenne das Privatleben meiner Mitarbeiter nicht, Herr Kommissar. Ich kann nur beurteilen, was ich während der Arbeitszeit beobachtet habe, und da ist mir nichts dergleichen aufgefallen. Beckie ist ...

war ... freundlich und kollegial. Sie kam gut mit den übrigen Mitarbeitern zurecht, überschritt niemals ihre Kompetenzen und beschwerte sich nicht, wenn ich sie mal bat, länger zu bleiben. Die Heimbewohner haben sie geliebt. Sie fand immer das rechte Wort, hatte für jeden Verständnis. Beckie wollte Ärztin werden,

wissen Sie, und weiter mit Demenzkranken arbeiten. Sie ... war ein Glücksfall für uns.«

»Hatte sie einen Freund? Familie? Lebte sie allein?«

»So viel ich weiß, lebte sie allein. Sie hat für den Notfall Anschrift und Telefonnummer ihrer Eltern hinterlegt. Die gebe ich Ihnen gern. Gott, ich wollte, ich könnte mehr

tun, Herr Kommissar.«

»Eine Frage noch, Frau Stein. Ist Ihnen heute oder in den vergangenen Tagen irgendetwas Ungewöhnliches aufgefallen?«

Die Antwort kam prompt.

»Nur dass Beckies Wagen nicht auf dem Parkplatz steht.«

»Haben Sie dafür eine

Erklärung? «

»Nein, aber fragen Sie doch Yasar. Die Mitarbeiter wissen da meistens mehr als ich.«

Ein paar Meter weiter war der Pfleger weiterhin damit beschäftigt, die Bewohner, die von den sich immer rascher ausbreitenden Gerüchten angelockt wurden, zu beruhigen und wieder

fortzuschicken.

Ein Polizeibeamter übernahm. Bert bat Yasar zur Seite und erkundigte sich nach dem Wagen des Opfers.

»Ich kann mir nur vorstellen, dass Jette ihn genommen hat.«

»Besitzt Jette nicht ein eigenes Auto?«

»Doch, aber heute ist sie gebracht worden.«

»Gebracht? Von wem?«

»Von Ilka und Mike, und die sind dann mit Jettes Peugeot wieder weggefahren.«

Sie versuchten, sich zu schützen, indem sie es vermieden, allein zu sein.

Dem Täter keine Angriffsfläche bieten.

Wie aus dem Lehrbuch.

»Beckie hatte kein Problem damit, ihren

Wagen hin und wieder zu verleihen«, vertraute Yasar Bert an. Er schluckte. »Sie klebte nicht am Besitz. Das war eines der vielen Dinge, die mich an ihr beeindruckten.«

»Haben Sie ihr das mal gesagt?«

»Nein.« Yasars Gesicht lief rot an. »Es war Beckie total gleichgültig, was andere von ihr hielten.«

Jammerschade, dachte Bert. Du hättest es ihr verraten sollen. So hat sie nie erfahren, welche Empfindungen du für sie hattest.

Er erkundigte sich nach Wagentyp, Farbe und Autonummer und wunderte sich nicht darüber, dass Yasar keine Sekunde überlegen musste.

Der junge Mann

wünschte sich
woandershin, das war
deutlich. Das Gespräch
hatte ihm etwas vor Augen
geführt, das er sich selbst
niemals eingestanden hätte.
So war es oft, nachdem
jemand durch Gewalt ums
Leben gekommen war.

Der Tod öffnete Türen,
die lange verschlossen
gewesen waren.

Bert entließ den Pfleger

und überdachte, was er gehört hatte. Dass Jette ausgerechnet heute, am Tag nach dem Überfall auf Mike, spontan den Dienst getauscht und sich Beckies Punto ausgeliehen hatte, wunderte ihn.

Wohin mochte sie gefahren sein? Und warum so plötzlich? Warum nicht an einem anderen, dienstfreien Tag, mit ihrem

eigenen Wagen?

Er zog sein Handy aus der Tasche und wählte ihre Nummer. Es meldete sich nur die Mailbox. Er wählte ihre Festnetznummer. Dort war Jette nicht und auch ihre Mitbewohner hatten nichts von ihr gehört. Ein vages Gefühl der Unruhe breitete sich in ihm aus.

Natürlich konnte es sein, dass Jette bloß eine

Freundin besuchen oder
Besorgungen machen
wollte und dass sie sich
spontan dazu entschlossen
hatte.

Oder sie war auf dem
Weg zu jemand anderem.

Zu Lukas Tadikken?

Der immer noch unter
Verdacht stand, der Täter
zu sein.

Ein Serienmörder, der
innerhalb kürzester Zeit

vier Menschen getötet hatte. Mit Mike und Merle wären es sogar sechs gewesen, denn Bert war sich sicher, dass auch der Überfall auf das Tierheim eigentlich Merle gegolten hatte.

Vermutungen. Es gab keinen hinreichenden Grund, in dieser Situation schwere Geschütze aufzufahren und nach Jette

suchen zu lassen – noch
dazu an einem
Samstagabend.

Bert beschloss, zunächst
die Befragungen
fortzuführen. Außerdem
musste er sich mit Röllner
absprechen, wer Beckies
Eltern über den Tod ihrer
Tochter informieren sollte.
Vielleicht würde Jette ja
zwischenzeitlich hier
auftauchen, um Beckies

Wagen wieder abzuliefern.
Hoffentlich.

Er bat Frau Stein, alle Mitarbeiter, die Dienst hatten, in den Speisesaal zu rufen. Dann versuchte er ein weiteres Mal vergeblich, Tessa zu erreichen.

Wahrscheinlich hatte sie ihr Handy zu Hause gelassen, um sich mal einen Tag Ruhe zu gönnen. Es

gab einige Kollegen, die das taten, und in einem fernen Winkel seines Gehirns konnte Bert sie sogar verstehen, wenn es auch nicht sein eigener Stil war.

»Verdammt!«, zischte er.
»Wo sind Sie, Tessa? Ich brauche Sie hier!«



Die Hunde schlugen an,

und Merle, die gerade auf dem Weg zum Büro war, drehte sich um und sah Jettes Wagen durch das Tor fahren. Sie warf einen Blick auf ihre Uhr. Mike und Ilka waren eine halbe Stunde zu früh.

Sie winkte und ging ihnen entgegen.

»Hattet ihr solche Sehnsucht nach mir, dass ihr es nicht erwarten

konntet?«, rief sie über das hysterische Kläffen der Hunde hinweg.

Doch als die beiden ausstiegen, erkannte sie sofort, dass etwas passiert sein musste. Kein Lächeln, kein Wort, nur diese Leichenbittermienen.

Leichenbitter...

Merle zuckte zusammen.

Wie kam sie dazu, so ein Wort in ihren Kopf zu

lassen?

Sie ging ganz langsam,
um nicht auf einmal
loszurennen.

Schwer atmend blieb sie
schließlich vor ihren
Freunden stehen und
musterte forschend die
Gesichter. Erst als Mike
sanft ihre Finger von
seinem Hemd löste, wurde
ihr bewusst, dass sie sich
an ihm festgekrallt hatte.

»Hat er noch nicht angerufen?«, fragte Ilka leise.

»Wer?«

Merle begriff nicht, warum sie so vorsichtig und fürsorglich waren. Da musste die Angst in ihr doch über die Ufer treten.

»WER?« Sie schrie es beinah.

Die Hunde, die sich gerade beruhigt hatten,

gerieten erneut außer Rand
und Band, doch als sich
nichts Dramatisches
ereignete, waren sie wieder
still.

»Der Kommissar.«

Mike legte Merle die
Hand auf die Schulter. Sie
fühlte sich warm und
vertraut an. Das half aber
nicht gegen das Gefühl,
gleich komplett
durchzudrehen.

»Mit uns hat er schon gesprochen ...«

Merle hielt den Atem an.

Sag es nicht. Sag es nicht. Bitte, bitte sag es nicht ...

»Er war auf der Suche nach Jette. Sie ist nicht im St. Marien.«

Merle hatte es von Anfang an gewusst. Doch sie akzeptierte es nicht.

»Nicht im St. Marien?

Natürlich ist Jette im St. Marien. Wo soll sie denn sonst sein?«

»Merle ...«

Mike konnte einen manchmal angucken wie ein Dackel und ab und zu konnte einen das ganz schön nerven. War er hier der Tröster vom Dienst oder was?

»Und selbst wenn – was geht das denn die Bullen

an? Überprüfen die jetzt, ob man blaumacht oder nicht?« Sie hörte selbst, was für einen Unsinn sie redete, aber sie konnte nicht aufhören. »Kommt man dafür neuerdings in den Knast?«

»Beckie ist tot«, sagte Ilka.

Merle hatte plötzlich einen starken Druck auf den Ohren, so wie bei

ihrem ersten und bisher
einzigsten Flug, kurz
nachdem das Flugzeug vom
Boden abgehoben hatte.

Beckie?

Das konnte nicht sein.
Ilka musste sich irren.

Wieso tot? Beckie war
doch kerngesund gewesen.

Du weißt genau, was das
bedeutet.

»Sie ist ermordet
worden.« Mikes Stimme

zitterte. Er war mit den Nerven am Ende. »Und Jette ist mit ihrem Punto weggefahren.« Seine Stimme klang müde und ein klein wenig reumütig, als hätte er besser auf Jette aufpassen müssen. »Hat sie irgendwas angedeutet, Merle? Weißt du, wo sie stecken könnte?«

»Also doch.«

»Wie bitte?«

»Ich hab sie angerufen und sie klang irgendwie komisch.«

»Kannst du das ein bisschen genauer erklären?«

»Sie war nicht bei der Sache. Als hätte sie was ... anderes im Kopf gehabt.«

»Wann hast du denn mit ihr telefoniert?«, fragte Ilka.

»Hab nicht auf die Uhr

geguckt. Irgendwann zwischen drei und vier. Ich hab es später noch ein paar Mal versucht, aber sie ist nicht rangegangen. Wann hat sie denn das Heim verlassen?«

Sie wussten es nicht.

»Es kann eine ganz harmlose Erklärung dafür geben«, sagte Ilka. »Wir sollten uns nicht unnötig aufregen. Der Mord an

Beckie muss nichts damit zu tun haben, dass Jette ver... dass sie weggefahren ist.«

Sie meinte es gut, doch Merle wusste genau, welches Wort Ilka verschluckt hatte.

Verschwunden klang absolut nicht harmlos.

Es klang grottengefährlich.

Merle hatte eine

Scheißwut auf Jette und sie war zutiefst enttäuscht. Aber beide Gefühle wurden von einer feinen, hartnäckigen Angst überdeckt, die nicht danach fragte, ob sie berechtigt war oder nicht.



Schon bald halb acht.

Vielleicht war es ein Fehler gewesen, sich hier

mit Jette zu verabreden. Vielleicht hätte er sich was anderes ausdenken sollen. Doch in einem so kleinen Ort wie Birkenweiler hatten die Wände Augen und Ohren.

Nein. In Birkenweiler hätte er nicht auftauchen dürfen, nicht mal in der Nacht. Ebenso wenig im St. Marien. Und Imke Thalheim in seine

Überlegungen einzubeziehen, wäre völlig absurd gewesen. Niemals hätte sie einem Treffen zugestimmt, das ihre Tochter in Gefahr bringen konnte.

Luke hatte im Blockhaus ein paar Übungen gemacht, um seine Muskeln zu entspannen. Dann hatte er versucht zu meditieren, um innere Ruhe zu finden.

Es hatte nichts gebracht.
Seine Anspannung war zu groß.

Und wenn er Kristof und seine Leute gar nicht abgehängt hatte? Wenn sie überhaupt nicht mehr hinter ihm her gewesen waren, sondern einfach in Ruhe abgewartet hatten, dass Jette sie zu ihm führte?

Kristof hatte noch nie

fair gekämpft.

Skrupellos nutzte er
Geld, Macht und
Menschen für seine
Zwecke.

Vor allem seinen
hirnlosen Roboter Ron.

Luke spuckte aus.
Diejenigen, die an das Gute
im Menschen glaubten,
hatten Ron noch nicht
kennengelernt.

Er trat ins Freie und

horchte.

Kein Motorengeräusch, keine Schritte. Nur das Zwitschern der Vögel hoch oben in den Bäumen. Luke zog sich in den Schutz einiger Sträucher zurück, die am Rand der Lichtung wuchsen. Von hier aus hatte er alles im Blick, ohne selbst entdeckt werden zu können.

Beeil dich, Jette, dachte

er. Und sei vorsichtig.

Er wünschte, er hätte
diese Verabredung nie
getroffen.

26

Als Imke den Wagen ihrer Tochter auf der Auffahrt erblickte, saß sie gerade mit Tilo beim Abendessen. Draußen tanzten ganze Mückenschwärme, und sie hatte keine Lust gehabt, sich zerstechen zu lassen. Deshalb hatte sie im Wintergarten gedeckt.

Sie hatte ein
Versöhnungsmenü
zubereitet, um sich bei Tilo
dafür zu entschuldigen,
dass sie ihn und seine
Worte mit Jesus und der
Bergpredigt verglichen
hatte. Es gab lauter
Gerichte, die Tilo
besonders gern mochte.
Lauwarmen Ziegenkäse
mit Honig auf Salat.
Wildlachs mit grünen

Nudeln. Und Kirsch-Crumble mit Vanilleeis.

Imke wusste nicht, was sie von Jettes Besuch halten sollte. Ihr Abschied am Vormittag war mehr als frostig gewesen, und sie bezweifelte, dass Jettes Stimmung sich zwischenzeitlich gebessert hatte.

Während sie den Stuhl zurückschob und aufstand,

kam der Peugeot zum Stehen.

Nur Ilka, Mike und Merle stiegen aus.

Tilo runzelte die Stirn und schaute Imke fragend an. Doch da war sie schon bei der Tür.

Sie empfing die jungen Leute mit einer kurzen Umarmung.

»Wo ist Jette?«

Sie bemühte sich, der

Panik, die in ihr lauerte, keinen Raum zu geben.

Es kann ihr nichts zugestoßen sein. Ich habe sie doch erst heute Morgen gesehen und da war sie gesund und munter.

Was nicht ganz der Wahrheit entsprach. Jette hatte blass und bedrückt gewirkt.

Mike und Ilka konnten Imke nicht in die Augen

sehen. Einzig Merle hielt ihrem Blick stand, doch es schien sie große Überwindung zu kosten.

»Sie ist mit dem Wagen ihrer Kollegin Beckie unterwegs«, antwortete Mike.

Imke fragte nicht, warum Jette ihren eigenen Wagen verliehen hatte, um sich dann den ihrer Arbeitskollegin zu borgen.

Sie wollte nur eines wissen.

»Wohin?«

»Das hat sie nicht gesagt.«

»Aber ...« Imke suchte in Merles Gesicht nach Zeichen, die sie deuten könnte. »Aber das ist noch nicht alles, nehme ich an.«

»Nein.« Merle schüttelte den Kopf. »Ist es nicht.«

»Spann mich nicht auf die Folter, Merle. Sag mir,

was los ist.«

»Versprechen Sie mir,
dass Sie sich nicht
aufregen?«

Das war exakt die
richtige Aufforderung für
Imke, um völlig außer sich
zu geraten. Dennoch zwang
sie sich, zustimmend zu
nicken.

»Beckie ... ist ermordet
worden.«

Imke griff sich an den

Hals.

»Beckie? Woher ... wer hat euch ...«

»Der Kommissar.«

Warum musste sie solche Hiobsbotschaften von den Freunden ihrer Tochter überbracht bekommen? Wieso hatte der Kommissar nicht zuallererst bei ihr angerufen?

Imke spürte eine

Berührung an der Schulter,
dann zog Tilo sie an sich.

Es tat ihr gut, die Wärme
seiner Hand zu spüren, die
sich tröstend auf ihren
Nacken legte. Umso mehr
traf sie die nächste
Empfindung wie ein
Schock.

Sie wünschte sich den
Kommissar an Tilos Stelle
und seine Stimme, die ihr
leise Worte zuflüsterte.

Erschüttert wich sie zurück.

»Wie ist es passiert?«, fragte sie leise.

Doch der Kommissar hatte nur nach Jette gefragt und keine weiteren Informationen preisgegeben. Das würde er auch ihr gegenüber nicht tun. Er war in erster Linie Polizist und das würde ewig so bleiben.

Tilo lud die jungen Leute ein, mit ihnen zu Abend zu essen, und als sie am Tisch saßen, versuchten sie, unbeschwert zu tun und einander gegenseitig zu beruhigen.

Ohne Erfolg.

Jeder wusste, dass Jettes Verschwinden mehr als Grund zur Sorge gab.



Ich stellte Beckies Wagen
am Ende eines holprigen
kleinen Waldwegs ab, über
den sich wie Schlangen
oberirdische Baumwurzeln
wanden. Hier war er so gut
wie nicht zu entdecken.
Wanderer bevorzugten die
ausgewiesenen
Wanderwege und ein
Forstfahrzeug war hier
auch nicht zu erwarten.

Jetzt waren es nur noch

ein paar Meter bis zum
Blockhaus und das Herz
schlug mir bis zum Hals.

Ich würde Luke sehen.

Der Albtraum der
vergangenen Tage war zu
Ende. Luke hatte mich
nicht freiwillig verlassen
und er war zu mir
zurückgekehrt.

Die Vögel hatten
aufgehört zu singen.

Es war in diesem Wald

still und feierlich wie in
einer Kirche.

Eine Baumwurzel
brachte mich zum Stolpern.
Ich geriet ins Straucheln.

Sah mich plötzlich
wieder flüchten.

Damals.

Das Strauchwerk
zerfetzte mir die Bluse und
verfing sich in meinem
Rock, es zerkratzte mir
Arme und Beine und

versuchte, mich mit seinen
dürren Fingern
festzuhalten, ich hörte
mich keuchen und fühlte
die kalte Hitze der Angst in
mir, Tränen liefen mir aus
den Augen, meine Muskeln
fingen an zu schmerzen,
und überall hörte ich seine
Schritte ...

Ich blieb stehen. Atmete.

Luke war nicht Gorg. Er
wollte mich nicht tö...

Es gelang mir nicht, das Wort auch nur zu denken, aber ich merkte, dass es in mir gewesen war, die ganze Zeit.

Langsam ging ich weiter.

Jetzt konnte ich das Dach des Blockhauses durch die zarten Blätter der jungen Bäumchen schimmern sehen, die sich überall selbst gesät hatten. Noch einmal drehte ich

mich um mich selbst, um zu prüfen, ob mir nicht doch jemand gefolgt war, dann beschleunigte ich meine Schritte.

Der Waldboden war weich und nachgiebig unter meinen Füßen. Die Zweige, die sich mir entgegenstreckten, konnte ich ohne Kraftaufwand beiseiteschieben.

Endlich stand ich am

Rand der Lichtung.

Und wurde ganz ruhig.

Ich war angekommen.

Alles war gut.



Bis auf die Männer, die das
Essen geliefert hatten,
waren sämtliche Personen,
die an diesem Tag in
irgendeiner Weise im St.
Marien beschäftigt
gewesen waren, im

Speisesaal versammelt. Die Stimmung war gedrückt. Alle warteten schweigend darauf, dass Bert das Wort ergriff.

Frau Stein hatte zwei weitere Mitarbeiter gebeten, kurzfristig einzuspringen, weil sie die Heimbewohner nicht unversorgt lassen durfte.

»Nicht einmal für eine Viertelstunde«, hatte sie zu

Bert gesagt. »Die
Aufregung im Haus ist Gift
für sie. In so einer
Stimmung sind sie
unberechenbar.«

Bert stellte seine Fragen
und notierte die
Antworten.

Niemand hatte mit Jette
gesprochen. Keiner hatte
eine Ahnung, wohin sie mit
Beckies Auto gefahren war.
Yasar, der das engste

Verhältnis zu den Mädchen gehabt hatte, wusste ebenfalls nichts Hilfreiches beizusteuern.

Die Essenslieferanten würde Bert später anrufen. Von ihnen erwartete er ohnehin nichts Erhellendes, denn sie hatten das Essen auf direktem Weg in die Küche gebracht und waren gleich weitergefahren.

Eine Sackgasse, dachte er

und schickte die Leute wieder an die Arbeit. Es war Zeit, sich mit einigen Heimbewohnern zu unterhalten.

Jettes Arbeitsplan gab nur einen einzigen Hinweis auf eine konkrete Person.

Sieh nach Frau Sternberg. Sie steht kurz vor dem Absturz.

»Wieso Absturz?«, fragte Bert die Heimleiterin, die

ihn auf dem Weg zu der alten Dame begleitete.

»Demenzkranken leiden unter oft extremen Stimmungsschwankungen. Frau Sternberg ist ein Paradebeispiel dafür. Ihre guten Phasen werden immer kürzer, die depressiven länger, und jedes Mal taucht sie ein klein wenig verwirrter aus ihnen auf als zuvor. Der

Begriff, den Jette da gewählt hat, ist durchaus treffend. Vom einen auf den andern Moment kann ein Demenzkranker in tiefster Schwärze versinken.«

»Jette hat eine besondere Beziehung zu der alten Dame, wenn ich mich nicht irre«, sagte Bert.

»Das stimmt. Obwohl ich meine Mitarbeiter

immer davor warne, ihr Herz an einzelne unserer Bewohner zu hängen. Dieser Beruf zerstört einen, wenn man die Distanz verliert.«

Sie waren bei der Tür zu Frau Sternbergs Zimmer angelangt. Frau Stein klopfte an und drückte gleich darauf die Klinke nieder.

So viel zum Thema

Würde, dachte Bert, der sich an Krankenzimmer erinnert fühlte, in denen jeder ein- und ausging, wie es ihm passte.

Frau Sternberg saß in einem gemütlichen Sessel am Fenster, die Hände auf dem Schoß verschränkt. Die Strümpfe an ihren dünnen Beinen warfen Falten. Ihre Füße steckten in klobigen dunklen

Schuhen.

Sie schaute lächelnd auf.

»Besuch. Wie schön.«

»Guten Abend, Frau Sternberg«, sagte Bert und zog sich einen Stuhl heran.

»Wir haben schon einmal miteinander gesprochen.

Mein Name ist Bert Melzig. Ich bin bei der Kriminalpolizei.«

»Daran erinnere ich mich nicht.«

Frau Sternbergs Lächeln vertiefte sich.

»Wissen Sie, ich bin ziemlich vergesslich geworden. Aber ich weiß noch, dass ich am Meer gewesen bin. Heute oder gestern. Fast glaube ich, wir hatten dort einmal ein kleines Haus. Manchmal weiß ich etwas und dann war es doch nur ein Traum.«

Frau Stein war bei der Tür stehen geblieben. Bert war ihr dankbar für ihre Diskretion.

»Ich wüsste gern, ob Sie Jette heute gesehen haben«, tastete er sich vor.

Jetzt strahlte die alte Dame ihn an.

»Jette ist zauberhaft«, sagte sie. »Ich unterhalte mich so gerne mit ihr und oft liest sie mir vor. Sie hat

eine wunderschöne
Stimme, finden Sie nicht?«

»Oh ja.« Bert nickte.

»Und heute? Hat sie Ihnen
da auch vorgelesen?«

»Nein. Ich hatte leider
keine Zeit. Ich musste mich
doch ausruhen, bevor ...«

Etwas wischte das
Strahlen von ihrem Gesicht
und verdunkelte ihre
Augen.

»... bevor ...«

Bert wartete ruhig ab.

»Ich weiß es nicht mehr.«

Frau Sternberg neigte den Kopf zur Seite und betrachtete ängstlich Berts Gesicht.

»Hat das Mädchen etwas ausgefressen?«

»Nein.« Bert berührte kurz ihre Hand, zarte Knochen und Sehnen unter dünner, fleckiger Haut.

»Ich würde ihr bloß gern einige Fragen stellen.«

»Ist dem Kind etwas zugestoßen?«

Hartnäckig, drängend hielt ihr Blick seinen fest. Die Schönheit ihrer alten, blassen Augen mit den zartvioletten Schatten darunter rührte Bert. Ihm war klar, dass er sie schonen sollte, doch er brachte es nicht fertig, sie

weiter zu belügen.

»Es kann sein, dass sie sich in Gefahr befindet«, sagte er langsam. »Aber wir werden alles tun, um ihr zu helfen, das verspreche ich Ihnen.«

»Am besten, Sie rufen die Polizei«, riet Frau Sternberg ihm.

Ein Hüsteln von der Tür warnte ihn. Mit den Augen der alten Frau geschah

etwas. Sie sahen ihn weiter an, doch ihr Blick wurde leer.

»Mach ich, Frau Sternberg.«

Bert strich behutsam über ihre Hand. Jetzt spürte er die Kälte ihrer Haut, die ihm vorher nicht aufgefallen oder die gar nicht da gewesen war. Ein dünner Speichelfaden lief aus dem rechten

Mundwinkel der alten Frau. Sie wischte ihn nicht weg.

Das tat die Heimleiterin, die mit einem Papiertaschentuch leise an den Sessel herantreten war. Sie zog ein Wolltuch aus dem Schrank und breitete es über Frau Sternbergs Knien aus. Dann folgte sie Bert auf den Flur hinaus.

»Jette hat recht gehabt. Sie steht kurz vor dem Absturz.«

Sie nestelte ein Handy aus der Tasche ihres Sakkos.

»Yasar? Ist jemand frei für Frau Sternberg? Sie sollte heute Abend nicht allein sein.«

Bert fragte sich, ob seine Fragen den Zustand der alten Dame so rapide

verschlechtert haben
konnten. Gegen Ende ihrer
Unterhaltung hatte sie so
klar gewirkt, und dann,
mit einem Mal ...

»Machen Sie sich keine
Gedanken«, sagte Frau
Stein, die zu ahnen schien,
was in ihm vorging. »Mit
Ihnen hat das nichts zu
tun. Sie haben sich
vollkommen richtig
verhalten.«

»Danke.« Es war, als hätte sie ihm Absolution erteilt. »Das beruhigt mich sehr.«

»Wollen Sie noch jemanden sprechen?«, fragte Frau Stein.

»Wer, glauben Sie, könnte denn etwas über Jettes Pläne wissen?«

»Niemand außer Beckie, fürchte ich. Und Beckie ist ja nun ...«

Ihre Unterlippe bebte, doch sie fing sich rasch wieder.

»Am ehesten noch der Professor«, sagte sie widerstrebend.

Bert erinnerte sich gut an den alten Mann, den er schon einmal befragt hatte. Er erinnerte sich auch an die Informationen, die er damals über Demenz gesammelt hatte.

Demenzkranken vergaßen
ihren Namen. Sie bewegten
sich wie Fremde in ihrer
vertrauten Umgebung.
Beim Anziehen brachten sie
die Reihenfolge der
Kleidungsstücke
durcheinander. Sie
bewahrten Bücher und
Schuhe im Kühlschrank auf
und verstauten Wurst und
Käse in der
Schreibtischschublade.

Weil sie Wörter, die ihnen nicht einfielen, durch oftmals unpassende Begriffe ersetzten, konnte man sie irgendwann nicht mehr verstehen.

Das alles war schlimm genug.

Was Bert damals jedoch am meisten erschüttert hatte, war die Erkenntnis, dass nicht einmal gelehrte Menschen vor dieser

Erkrankung geheilt waren.

Der Professor hatte sich genauso verloren wie Frau Sternberg. Im Angesicht dieser Krankheit waren alle gleich.

»Bringen Sie mich bitte zu ihm?«

Seufzend kehrte die Heimleiterin um und führte Bert in die entgegengesetzte Richtung. Sie ging so schnell, dass

Bert Mühe hatte, mit ihr Schritt zu halten.



Sie war so schön, wie sie da stand.

Luke wagte kaum zu atmen, aus Angst, das Bild zu zerstören.

Die Sonne war bereits hinter den Bäumen verschwunden. Nicht mehr lange, und die Dämmerung

würde ihre Schleier ausbreiten und Kristof und seinen Leuten ihre Arbeit unmöglich machen.

Selten hatte Luke den Beginn der Nacht so sehr herbeigesehnt.

Jette schaute sich suchend um. Hielt sie nach ihm Ausschau oder nach möglichen Verfolgern?

Etwas sagte ihm, dass sie zum ersten Mal seit Tagen

sicher waren, und er wollte es unbedingt glauben. Keine Sekunde länger hielt er es aus, Jette vor sich zu sehen und sie nicht berühren zu können.

Er verließ den Schutz der Sträucher und trat auf die Lichtung hinaus.



Ich wollte auf ihn zulaufen, aber ich konnte mich nicht

bewegen. Es war wie in einem Traum. Alles hatte sich verlangsamt, jede Bewegung, jedes Geräusch. Auch Luke war stehen geblieben.

Über die Lichtung hinweg schauten wir uns an.

Aus einer hohen Buche wölkten schwarze Vögel auf und flogen davon. Etwas hatte sie erschreckt,

aber ich konnte den Blick nicht von Luke abwenden.

Die Lichtung war groß und ich sah sein Gesicht nicht richtig.

Ich fragte mich, ob er lächelte.

Es lagen nicht nur an die hundert Meter zwischen uns, sondern auch all die Zweifel und Fragen der vergangenen Tage.

Und so viel Schmerz.

Luke breitete die Arme aus und tat den ersten Schritt. Und endlich löste sich die Starre in mir. Ich rannte ihm entgegen.



»Gehen Sie bitte behutsam vor«, bat Frau Stein, bevor sie an die Tür des Professors klopfte. »Er hat eine schwere Zeit hinter sich und erholt sich nur

mühsam davon. Aufregung kann er jetzt nicht brauchen.«

Es war Bert vollkommen klar, dass sie ihn in der Luft zerfetzen würde, wenn er auch nur die Andeutung eines Fehlers machte. Mit ihrer raubeinigen Geradlinigkeit hatte sie sich im Laufe der Zeit seinen Respekt verdient. Er war froh, dass die

Bewohner des St. Marien
eine solche Kämpfernatur
auf ihrer Seite hatten.

Er nickte.

Der Professor schaute
sich die Sportschau an, auf
dem kleinen Couchtisch
eine Kanne Tee. Der Duft
nach Pfefferminze hatte
sich im Zimmer
ausgebreitet und mischte
sich mit dem Geruch nach
abgestandener Luft.

»Haben Sie einen Moment Zeit für uns?«, fragte Frau Stein.

Der Professor nahm die Fernbedienung vom Tisch und schaltete den Fernseher aus.

»Selbstverständlich. Möchten Sie eine Tasse Tee?«

»Nein, vielen Dank. Wir wollen Sie gar nicht lange stören.«

Frau Stein blieb neben der Tür stehen und überließ Bert das Feld.

»Guten Abend, Herr Professor«, sagte Bert. »Ich bin von der Kriminalpolizei und würde mich gern kurz mit Ihnen unterhalten.«

»Dann stimmt es also, dass die arme Beckie tot ist?« Der Professor wies bekümmert auf den freien Sessel. »Bitte.«

Bert setzte sich und beugte sich vor.

»Ja, so leid es mir tut.«

Der Professor senkte den Blick. Er verschränkte die großen Hände ineinander und blieb eine Weile so. Dann holte er hörbar Luft und hob den Kopf.

»Da muss eine junge, gesunde Frau sterben und ein alter Narr wie ich lebt weiter und weiter. Welch

eine Verschwendung.«

Er hatte stark
abgenommen, seit Bert ihn
das letzte Mal gesehen
hatte. Seine Haut war wie
sprödes Leder, von
Schmerz und Verzweiflung
gezeichnet, seine Lippen
waren schmal, die
Mundwinkel wiesen nach
unten.

Seine Augen waren die
Augen eines Mannes, der

mehr gesehen hatte, als er verkraftete. Aber ein Narr war er nicht, würde er niemals sein.

»Es geht um Jette«, erklärte Bert. »Sind Sie ihr heute begegnet?«

»Ich dachte, ich hätte sie am Nachmittag draußen gesehen und habe ihr vom Fenster aus zugewunken, doch dann war es gar nicht Jette, sondern Beckie, die

gerade vom Parkplatz
kam.«

Er kniff die Augen
zusammen.

»Warum fragen Sie mich
das?«

Für einen Moment
erstarben sämtliche
Geräusche. Bert spürte, wie
sich seine Kopfhaut
zusammenzog.

Doch dann war es gar
nicht Jette.

Sondern Beckie.

Die gerade vom
Parkplatz kam.

Das war es, was ihn
beim ersten Anblick der
Leiche so irritiert hatte.
Die Ähnlichkeit der Toten
mit Jette.

Der Mörder hatte Beckie
am Schreibtisch sitzen
sehen und sie mit Jette
verwechselt, die ja
eigentlich Dienst gehabt

hätte. Und da er Beckie hinterrücks erdrosselt hatte, war ihm sein Irrtum nicht aufgefallen.

Er hatte ihr vermutlich erst ins Gesicht geschaut, als er das Tatwerkzeug, allem Anschein nach eine glatte Kunststoffschnur, von ihrem Hals entfernt hatte.

Bert fühlte sich wie betäubt.

Das bedeutete, dass Jette sich in Lebensgefahr befand. Der Täter hatte seinen Irrtum sicherlich bemerkt und würde alles daransetzen, ihn aus der Welt zu schaffen.

»Machen Sie sich bitte keine Sorgen«, sagte er und erhob sich. »Ich möchte nur so rasch wie möglich mit allen sprechen, die etwas beobachtet haben

könnten.«

Er verabschiedete sich von dem Professor und folgte Frau Stein auf den Flur hinaus.

»Sie glauben doch nicht, dass der Mörder Jette ...«
Sie wechselte die Farbe.
»Oh, mein Gott.«

Bert bat sie um die Anschrift von Beckies Eltern und ging zum Büro zurück, vor dem Röllner

gerade eine Liste mit den
Namen sämtlicher
Heimbewohner studierte.
Die Tote befand sich auf
dem Weg in die
Gerichtsmedizin. Die
Kollegen von der
Spurensicherung waren bei
der Arbeit.

Es würde noch eine
Weile dauern, bis der
Raum wieder betreten
werden durfte.

»Die alle abzuklappern, wird hart«, stöhnte Röllner. »Vor allem, wenn man bedenkt, dass es sich hier um Demenzkranke handelt.«

»Zwei habe ich dir schon abgenommen«, sagte Bert, »Frau Sternberg und den Professor.«

Er beugte sich über die Liste und zeigte auf die Namen.

Röllner zückte seinen Kugelschreiber und versah beide mit einem Häkchen.

»Neuigkeiten?«, fragte er.

»Möglicherweise hat der Täter das falsche Mädchen getötet.«

»Das falsche Mädchen?«

»Ich glaube, er hatte es eigentlich auf Jette Weingärtner abgesehen, die normalerweise heute

Nachmittag Dienst gehabt hätte. Die jungen Frauen waren einander vom Typ her sehr ähnlich. Der Professor hat mich darauf gebracht.«

»Hochinteressant«, sagte Röllner. »Vielleicht erfahren wir von den übrigen Heimbewohnern mehr dazu. Aber zuallererst muss die Familie des Opfers

benachrichtigt werden ...«

»Wenn du willst, übernehme ich das«, bot Bert an. Gleich danach würde er sich wieder auf Jette konzentrieren.

Die Erleichterung des Kollegen war mit Händen greifbar.

Es war eine der schwierigsten Aufgaben in ihrem Beruf, Eltern die Nachricht vom Tod ihres

Kindes zu überbringen.
Niemand riss sich darum.
Die meisten Kollegen
hätten klaglos einen
kompletten Tag
Überstunden vorgezogen.

»Danke, Bert.«

»Schon gut.«

Sie verabredeten, im
Laufe des Abends noch
einmal miteinander zu
telefonieren. Frau Stein
hatte in der Zwischenzeit

die Adresse von Beckies Eltern beschafft und Bert verließ das St. Marien und programmierte sein Navi. Erneut versuchte er vergeblich, Jette zu erreichen. Aus reiner Gewohnheit wählte er auch noch einmal Tessas Nummer und zuckte überrascht zusammen, als sie sich meldete.

»Wo stecken Sie denn?«,

fuhr er sie an. »Ich brauche Sie.«

Er gab ihr die Daten durch und machte sich auf den Weg.



Kristof sah sämtliche Felle davonschwimmen. Er hatte keine Ahnung, wie er aus dieser Nummer wieder rauskommen sollte.

»Verdammter Idiot!«,

beschimpfte er sich selbst.

Er hatte mit dem Sprinter wieder Position in Birkenweiler bezogen, auf der Rückseite des Bauernhofs, sodass der Bulle in seinem Passat ihn nicht entdecken konnte. Der schien im Übrigen von seinem Job ziemlich angeödet zu sein. Stieg ab und zu aus, um hinter irgendeinem Busch zu

pinkeln, und hing
ansonsten in seinem Wagen
rum, stopfte sich mit Essen
voll und führte
Dauergespräche auf seinem
Handy.

Es war die richtige
Entscheidung gewesen,
hierherzufahren.

Wahrscheinlich wurde Jette
gerade von den Bullen
befragt. Danach würden
ihre Freunde sie nach

Hause bringen. Sie würden sich wieder in ihrem Haus einigeln und sich sicher fühlen.

Sicher ...

Kristof ließ das Seitenfenster herunter und zündete sich eine Zigarette an. Er lehnte den Kopf an die Nackenstütze und sah der Rauchfahne nach, die sich in den Abendhimmel schlängelte.

Er kriegte das wieder hin. Es gab keinen Grund, an sich zu zweifeln.

Egal, was passierte, Alex war so gut wie tot.

27

Beckies Eltern wohnten in einem kleinen gelben Einfamilienhaus in Bornheim. Der Vorgarten war ein fröhliches Durcheinander von blühenden und verblühten Pflanzen hinter einem halbhohen Zaun aus locker gebundenen

Weidenzweigen. Das Haus selbst versteckte sich unter weißen und roten Kletterrosen, die Bert an alte Miss-Marple-Filme erinnerten und an das Schottland Rosamunde Pilchers.

Über dem Garagentor hing ein Basketballkorb, der wahrscheinlich der Grund dafür war, dass fast alle der bunten Tonfiguren,

die auf Eisenstangen
überall in der Erde
steckten, beschädigt waren.

Eine tote Maus,
äußerlich unversehrt auf
einer der drei Stufen
abgelegt, die zum Eingang
führten, war der sichtbare
Beweis für die Anwesenheit
einer Katze. Aus dem
gekippten Küchenfenster
drang betörender
Bratenduft, der Berts

Magen knurren ließ.

Tessa zuckte zusammen, als die Tür sich plötzlich öffnete, noch bevor sie den Finger auf den Klingelknopf gelegt hatte. Vor ihnen stand eine Frau Mitte vierzig, die Bert sofort als Beckies Mutter erkannte, so ähnlich war sie ihrer Tochter.

»Guten Abend, Frau Schliemer«, begann er und

stockte, als ihm bewusst wurde, wie absurd diese Begrüßung angesichts der Nachricht war, die sie zu überbringen hatten.

Dieser Abend würde sich für immer in die Erinnerungen der Familie einbrennen.

»Mein Name ist Bert Melzig, Kriminalpolizei, und das ist meine Kollegin Tessa Wiefinger. Es geht

um Ihre Tochter Beckie.«

Die Frau suchte Halt am Türgriff und starrte ihn aus weit aufgerissenen Augen an. Der Bratenduft signalisierte eine Behaglichkeit, die sich in diesem Moment in Luft aufzulösen begonnen hatte.

»Ist ihr etwas zugestoßen?«

Tessa trat auf sie zu und legte der Frau den Arm um

die Schulter. Sie geleitete sie wortlos in das Wohnzimmer und führte sie zum Sofa, auf dem Beckies Mutter sich schwerfällig niederließ.

»Ist sie ... mit dem Auto ...?«

»Sind Sie allein im Haus?«, fragte Bert sanft.

»Mein Mann holt unseren Sohn vom Fußball ab. Sie müssen gleich hier

sein.«

Sie hatte das noch nicht ganz ausgesprochen, als von außen ein Schlüssel in das Schloss der Haustür gesteckt wurde.

»Mama? Wir haben die drei zu eins weggeputzt! Das erste Tor hab ich ...«

Der Junge war etwa dreizehn, vierzehn Jahre alt. Sein Trikot war ihm ein bisschen zu groß und

hing ihm über die Hose. Seine Beine waren schmutzig. Auf einem seiner Knie klebte ein Pflaster, das sich an der Seite zu lösen begann.

Als er sah, dass Besuch da war, blieb er auf der Türschwelle stehen. Sein Blick irrte befangen zwischen seiner Mutter und den beiden Fremden hin und her und blieb

schließlich auf dem Gesicht seiner Mutter liegen.

»Das duftet ja köstlich! Können wir bald essen? Wir haben einen Bären...«

Herr Schliemer, der hinter seinem Sohn ins Zimmer trat, bemerkte sofort, dass mit seiner Frau etwas nicht stimmte.

»Was ist passiert?«, fragte er.

»Beckie ...«

Mehr brauchte seine Frau nicht zu sagen. Er sank neben ihr auf das Sofa und nahm ihre Hand. In seinem Gesicht zuckte ein Muskel. Es war die einzig erkennbare Regung unter der Maske des starken Mannes, mit der er sich vor dem, was kam, zu schützen versuchte.

Bert räusperte sich. »Wir müssen Ihnen leider

mitteilen, dass Ihre Tochter
...«

»Nein.«

»Herr Schliemer, ich ...«

»Nein!«

Die Maske splitterte.

»Ich habe heute Morgen
noch mit ihr telefoniert.«

Diesen Satz hörte Bert
immer wieder. Die Leute
gingen hinter ihm in
Deckung wie hinter einem
Schutzschild. Mit wenigen

Sätzen und so behutsam wie möglich schilderte er, was vorgefallen war. Danach herrschte Stille.

Tessa räusperte sich. »Gibt es vielleicht irgendjemanden, der für eine Weile hierher kommen kann? Es wäre sicher besser, wenn Sie nicht allein ...«

»Meine Großeltern.«

Der Junge stand immer

noch bei der Tür. Er zog sein Handy aus der Hosentasche und hielt es hoch. »Soll ich sie anrufen?«

Er war blass und stand sichtbar unter Schock, aber er war als Einziger aus der Familie noch handlungsfähig. Seine Mutter war völlig in sich selbst verkapselt. Sie hielt ihren Körper umschlungen

und schaukelte vor und zurück, während ihr Mann unter einem tonlosen Weinkrampf zusammenbrach.

»Tu das«, sagte Bert.

Der Junge hielt das Handy ans Ohr.

»Oma, könnt ihr kommen? Beckie ist tot.«

Der Junge beendete das Gespräch und wischte sich mit der Hand übers

Gesicht. Die Geste hatte etwas Endgültiges. Mit ihr hörte seine Kindheit auf.

»Sie hat sich so über ihre erste eigene Wohnung gefreut ...«

In einem hilflosen Versuch, ihn zu trösten, berührte Bert den Jungen leicht an der Schulter.

Aus der Küche zog Brandgeruch ins Zimmer. Tessa lief hinaus und Bert

hörte sie in der Küche mit
Geschirr und Wasser
hantieren.

»Angebrannt«, sagte sie,
als sie ins Wohnzimmer
zurückkam. »Das Fleisch.
Ich hab alles abgedreht.«

Niemand antwortete ihr.

Der Junge öffnete die
Terrassentür, überquerte
schlafwandlerisch langsam
den Rasen, der eher eine
Wiese war, schob die

Zweige der prächtig blühenden Hortensien am Ende des Gartens auseinander, zwängte sich zwischen ihnen hindurch und verschwand.

Bert hoffte, dass er da draußen gute Freunde hatte.

»Kommen Sie«, sagte er leise zu Tessa.

Hier gab es für sie nichts mehr zu tun.



Luke sah müde aus und völlig erschöpft. Sein Lächeln war traurig und so, als traute es sich nicht richtig hervor. Dunkle Bartstoppeln erzählten eine Geschichte, in der es keinen Platz für mich gegeben hatte.

Er nahm mein Gesicht in beide Hände und

streichelte es mit seinen Blicken.

»Du darfst mich nie wieder verlassen«, sagte er und küsste mich.

Dann drückte er mich an sich, als wollte er mich nie wieder loslassen.

»Ich?«, nuschelte ich an seiner Halsbeuge. »Ich habe dich verlassen?«

Wie sehr ich mich danach geseht hatte, ihn

zu spüren, seinen Geruch einzuatmen, seine Hände auf der Haut zu fühlen.

»War es nicht umgekehrt?«

Statt mir zu antworten, küsste er mich noch einmal.

»Wir müssen weg«, sagte er und zog mich in das Blockhaus. Er blieb beim Fenster stehen, von wo aus er die Lichtung im Blick

hatte, und sprach über die Schulter mit mir. »Jetzt gleich. Wir dürfen keine Sekunde verlieren.«

»Wie meinst du das – weg?«

Ich hatte mich auf die Holzbank gesetzt. Zwischen uns lagen bloß ein paar Schritte, aber ich hatte das Gefühl, Luke war meilenweit von mir entfernt. Er schien vor

Energie zu vibrieren. Es war keine gute Energie.

Er wirkte rastlos und angespannt.

»Das erklär ich dir auf der Fahrt.«

»Nein, Luke. Das erklärst du mir bitte jetzt sofort. Keine Geheimnisse mehr, hörst du? Dein Freund Albert, die Babysitterin in Hildesheim und die Hotelangestellte in

Kamenz. Gestern dann Merles Katzen und der Überfall auf Mike. Findest du nicht, dass es langsam Zeit wird, mich ...«

Er fuhr zu mir herum.

»Mike ist überfallen worden?«

»Er wurde niedergeschlagen, aber er hat überlebt. Es geht ihm wieder ganz gut, obwohl er eigentlich noch im

Krankenhaus sein müsste.«

»Und Merle?«

»Jemand ist ins Tierheim eingedrungen und hat alle Katzen getötet.«

Ich hatte Mühe, die Tränen zurückzuhalten.

»Nur ein Kater hat überlebt. Er ist jetzt bei uns zu Hause.«

Mit einer Mischung aus Zorn und Verwunderung starrte Luke mich an. Seine

Hände ballten sich zu Fäusten. Ich stand auf und ging zu ihm, und als ich so dicht vor ihm stand, dass ich seinen Atem auf dem Gesicht spüren konnte, stellte ich ihm die Frage, die mich seit seinem Verschwinden quälte.

»Hast du irgendwas damit zu tun?«

Zuerst dachte ich, er hätte mich nicht gehört,

doch dann hob er mein Kinn an und sah mir in die Augen.

»Das glaubst du doch nicht wirklich, Jette?«

Ich antwortete nicht, wartete atemlos auf ein einziges, klitzekleines Wort mit vier Buchstaben.

Nein.

»Du denkst allen Ernstes, ich wäre fähig, mich an wehrlosen Katzen

zu vergreifen?«

Luke trat einen Schritt zurück und streckte die Hände aus, wie um mich abzuwehren.

»Für was hältst du mich? Für einen Psychopathen?«

»Und wie steht es mit wehrlosen ... Menschen?«

Er zuckte zurück wie vor einer Klapperschlange. Und vielleicht war ich das ja auch, eine Schlange.

Vergiftete alles mit meinen Zweifeln. Aber ich konnte nichts dagegen tun. Ich hatte das fragen müssen.

Ich blieb stehen und wartete.

Luke verbarg das Gesicht hinter seinen Händen. Ich hatte keinen Zugang mehr zu ihm, er kapselte sich völlig in sich ein. Als er mich wieder ansah, hatte er mit sich selbst einen

Kampf ausgefochten.

»Ich hatte gehofft, du wüsstest es von allein«, sagte er leise. »Aber vielleicht ist es wirklich meine Schuld, dass du mir nicht vertraust.«

»Luke ...«

»Nein, ist schon okay.«

Er blickte wieder aus dem Fenster, diesmal ohne nach einem Verfolger Ausschau zu halten. Er

wollte wohl nur etwas
anderes sehen als das
Mädchen, das ihm
misstraute.

Als er sich zu mir
umdrehte, war eine
Ewigkeit vergangen.

»Ich habe niemanden
getötet.«

Sein Blick war fest und
sicher.

»In meinem ganzen
Leben nicht.«

Noch nie hatte ich mich so sehr geschämt. Ich wagte nicht mal, ihn um Verzeihung zu bitten. Unglücklich senkte ich den Kopf.

Er zog mich an sich, küsste meine Schläfen, meine Nase, meine Stirn.

»Ich werde dir alles erklären«, versprach er leise. »Aber nicht jetzt und nicht hier.«

Seine Augen waren
dunkel geworden vor
Verlangen, doch er schob
mich von sich weg, hielt
mich nur noch an den
Schultern.

»Vertrau mir. Bitte.«

Ich nickte, dankbar
dafür, dass er mir vergab.

Dann küsste ich ihn.

»Zeig mir, dass du mich
liebst«, flüsterte ich.

Er wehrte sich nur ein

bisschen, dann breitete er seine Jacke auf dem Holzfußboden aus.



Merle war stinksauer. Für den unausgegorenen Trip nach Hildesheim war sie gut genug gewesen, doch nun hatte Jette sie kurzerhand aus dem Spiel gekickt. Ihr Verschwinden hatte garantiert mit Luke

zu tun, und dass sie Merle nicht eingeweiht hatte, war zutiefst verletzend.

Schweigend waren sie nach Birkenweiler zurückgefahren und jeder hatte seinen eigenen Gedanken nachgehungen.

Jetzt saß Merle in ihrem Zimmer und versuchte, sich zu erinnern, ob Jette eine Bemerkung gemacht hatte, aus der man hätte

schließen können, was sie vorhatte.

Nichts.

In ihrem Kopf war absolute Leere.

Sie war zur Untätigkeit verdammt. Konnte bloß hier herumsitzen und Däumchen drehen.

Ihr Handy klingelte, und sie sprang voller Hoffnung auf und hechtete zum Schreibtisch, auf dem sie es

abgelegt hatte.

Es war nicht Jette, sondern Claudio, der eine Menge Süßholz raspelte, um sie heute Abend noch zu sehen. Trotzdem verabredete sie sich nicht mit ihm. Für den Fall, dass Jette sie brauchte, wollte sie zu Hause sein.

Claudios Charme fiel wie ein verunglücktes Soufflee in sich zusammen.

Nachdem er das Gespräch beleidigt beendet hatte, fing Merle an zu heulen.

Sie stand noch immer unter Schock. Sie konnte keine neuen Ängste brauchen.



Er hätte nicht schwach werden dürfen. Sie hatten kostbare Zeit verloren. Außerdem war er jetzt in

einem Zustand, in dem er keinen Kampf gewinnen würde. Zu glücklich, zu zärtlich gestimmt, zu erschöpft von der Liebe.

Luke lag neben Jette auf dem harten Holzboden. Das Tageslicht wurde allmählich dünn und ließ im Blockhaus Schatten wachsen. Er schmiegte sich an Jettes warmen Körper, vergrub das Gesicht in

ihrem Haar, malte mit den Fingerkuppen Liebeslinien auf ihre Schulter.

»Wir müssen uns anziehen«, flüsterte er ihr ins Ohr.

Sie seufzte, rekelte sich und drehte sich zu ihm um.

»Hmmm ...«

Träge hob sie die Hand und strich ihm das Haar aus der Stirn. Dann fielen ihr die Augen wieder zu.

»Komm.« Er durfte sie nicht einschlafen lassen. Sie hatten ihr Glück schon zu lange herausgefordert. »Wenn sie uns hier finden, haben wir keine Chance.«

Er angelte Unterhose und Hemd zwischen den Kleidungsstücken hervor, die sie achtlos hatten fallen lassen, und schlüpfte hinein.

Endlich setzte Jette sich

auf. Sie lächelte ihn an und streckte die Arme nach ihm aus.

»Beeil dich«, drängte er leise, zurrte den Reißverschluss seiner Jeans zu und warf einen prüfenden Blick aus dem Fenster.

»Luke?« Ihre Stimme klang gedämpft, weil sie sich gerade ihr T-Shirt über den Kopf streifte. »Ich

muss mit dir reden.«

»Dazu haben wir noch viel Zeit. Ich ...«

Zuerst meinte er, eine Bewegung am Waldrand bemerkt zu haben, doch als er genau hinschaute, entpuppte sich das, was seine Aufmerksamkeit erregt hatte, lediglich als ein Zusammenspiel von Schatten und Licht.

»... ich bring dich zuerst

von hier weg.«

Hinter sich hörte er ein Rascheln, dann legte Jette die Arme um ihn.

»Das, was ich dir sagen möchte, kann nicht warten, Luke.«

Der Klang ihrer Stimme hatte sich verändert, und Luke spürte ein warnendes Frösteln. Er drehte sich nicht um. Etwas würde passieren, und danach

würde nichts mehr sein,
wie es vorher gewesen war.
Er wusste es ganz sicher.

»Hör mich bitte ruhig
an.«

Jette lehnte den Kopf an
seinen Rücken, genau an
die ungeschützte,
empfindliche Stelle
zwischen seinen
Schulterblättern.

»Und vertrau mir. Willst
du das tun?«

Luke antwortete nicht. Jette schien sein Schweigen als Zustimmung zu verstehen.

»Also gut«, sagte sie leise und küsste ihn hinters Ohr. »Erlaube mir bitte, den Kommissar anzurufen. Er ist der Einzige, der ...«

Luke fuhr so schnell zu ihr herum, dass Jette fast das Gleichgewicht verlor. Überrascht trat sie einen

Schritt zurück.

»Du hast versprochen, mir zuzuhören«, sagte sie, und Luke erkannte Furcht in ihren Augen. »Der Kommissar wird alles tun, um uns zu helfen. Er ist ein feiner Mensch, Luke.«

»Er ist ein Bulle.«

»Aber keiner von der üblen Sorte.«

»Das spielt keine Rolle, Jette. Es reicht, dass er

einer von ihnen ist.«

»Er ist anders, Luke. Selbst Merle mag ihn ein bisschen. Du hast ihn doch schon kennengelernt und er war dir sympathisch.«

»Jette. Bitte.«

»Was soll das?« Sie schien jetzt richtig wütend zu sein, lief erregt hin und her und fuchtelte mit den Händen.

»Bist du gern auf der

Flucht? Macht es dich an,
für den Smiley-Mörder
gehalten zu werden? Ist es
das? Ja? Gibt dir das einen
Kick? «

Luke seufzte und nahm
ihre Hand. Jette
interpretierte das als
Kapitulation. Sie küsste ihn
und zog ihr Handy hervor.

»Dann darf ich ihn
anrufen? «

Lukes Leben war zurzeit

kompliziert genug, auch ohne Jettes Versuch, ihm den Hals zu retten und ihm damit die Schlinge erst recht über den Kopf zu ziehen.

»Nein.«

»Warum willst du dir nicht helfen lassen?«

»Weil der Kommissar mir nicht helfen kann.«

»Er ist Polizist, Luke.«

»Die Polizei, dein Freund

und Helfer?« Luke verzog verächtlich den Mund. »Glaubst du an Märchen?«

Damit hatte er Jette verletzt. Er bemerkte es sofort.

»Komm«, sagte er einlenkend. »Wir setzen uns in meinen Wagen. Der Kofferraum ist voller Lebensmittel. Wir essen was und dabei ...«

»... erklärst du mir

alles.«

»Ich will es zumindest versuchen.«

Große Erleichterung breitete sich in Luke aus, als sie endlich im Wagen saßen. Hier waren sie relativ geschützt, hatten selbst die Lichtung frei im Blick und konnten jederzeit verschwinden. So leicht würde Kristof sie nicht überraschen können.



Schon nach neun und Jette war noch immer nicht da. Merle hatte nichts gefunden, das ihr geholfen hätte, sich abzulenken. Kein Buch konnte sie fesseln und das Fernsehprogramm war öde wie lange nicht mehr. Alle paar Minuten wählte sie Jettes Nummer, aber Jette

ging nicht ran.

Mike und Ilka waren auch nicht gerade hilfreich. Mike erledigte irgendwelche Arbeiten in seiner Werkstatt, um seine Anspannung loszuwerden. Ilka hatte ein neues Bild angefangen.

Das einzig Gute an diesem Abend war Klecks, der sich zum ersten Mal aus seinem Korb getraut

hatte, um einen
vorsichtigen kleinen
Rundgang durch die Küche
zu unternehmen.

Als das Telefon klingelte,
kamen Ilka und Mike
angerannt, doch Merle war
schneller.

»Ja?«, meldete sie sich
atemlos.

»Melzig hier.«

Vor Enttäuschung ließ
Merle die Schultern

hängen. Das Display hatte zwar eine unbekannte Nummer angezeigt, aber sie hatte trotzdem gehofft, Jettes Stimme zu hören.

»Ist Jette mittlerweile zu Hause?«, fragte er ohne Umschweife.

»Nein. Noch nicht.«

Ilka und Mike ließen sie nicht aus den Augen.

»Hat sie inzwischen angerufen?«

»Nein, sonst hätte ich Sie längst informiert.«

»Sind Mike und Ilka bei Ihnen?«

»Ja.«

»Gut. Bleiben Sie zusammen und verlassen Sie das Haus nicht. Und sollte Jette sich melden, geben Sie mir bitte sofort Bescheid. Und ... Merle?«

Für einen Bullen hatte er eine viel zu sympathische

Stimme.

»Ja?«

»Passen Sie auf sich auf.«

Merle drückte das Gespräch weg und erzählte Ilka und Mike, was der Kommissar ihnen geraten hatte.

»Ich würd mich sowieso keinen Schritt von hier fortbewegen«, sagte Ilka.
»Nicht bevor Jette heil zu

Hause angekommen ist.«

Mike verzog sich in seine Werkstatt, und Ilka kehrte an ihre Staffelei zurück. Merle setzte sich in die Küche und führte ein langes, besorgtes Gespräch mit Klecks, der sich wieder in seinem Korb zusammengerollt hatte und sie aus schmalen Augen beobachtete.

28

»Wieso hast du nie mit mir darüber geredet?«

Ich sah Marlon Brando als Paten vor mir und Robert de Niro in seinen Gangsterrollen. Luke hatte mir längst noch nicht alles erzählt, aber mehr hätte ich zu diesem Zeitpunkt auch nicht verkraftet.

Ungläubig hatte ich ihn angestarrt, während er leise über den Tod seiner Eltern gesprochen hatte, über den zweiten Teil seiner Kindheit in Leos und Marias Haus, sein Aufwachsen neben Kristof und die frühe und konsequente Ausbildung zu einem Teil der Organisation.

Mit versteinerter Miene

hatte er mir von Jozefina erzählt, und seine Stimme war zu einem Flüstern geworden.

Sie haben sie aus dem Weg geräumt, weil sie ihnen gefährlich wurde.

Ich hatte Lukes Hand genommen und sie festgehalten.

Und nun wollen sie ...

Mich, dachte ich. Sie wollen mich.

»Ich konnte mich dir nicht anvertrauen«, sagte Luke und suchte endlich meinen Blick. »Ich hätte dich damit bloß in Gefahr gebracht.«

»Das wär mir egal gewesen.«

Ein kleines Lächeln huschte über sein Gesicht.

»Alexej«, flüsterte ich und horchte dem Klang nach.

»Nicht ...« Luke fuhr zärtlich mit der Fingerkuppe über meine Lippen. »Alexej gibt es nicht mehr.«

Ich nickte. Tränen liefen mir übers Gesicht. Er lächelte und küsste sie weg.

»Hi«, sagte er leise. »Ich bin's. Luke.«



Auf dem Heimweg fuhr

Bert über Land und Tessa folgte ihm in ihrem Toyota. Sie hatten verabredet, unterwegs irgendwo zu essen und ihr weiteres Vorgehen abzustimmen. Bert hatte bei Isa nicht mehr als ein paar Salatblätter zu sich genommen, bevor er ins St. Marien gerufen worden war, und sein Magen beschwerte sich lautstark.

Das Gespräch mit Beckies Familie war ihm unter die Haut gegangen. Er musste sich zusammenreißen, um nicht Margot auf dem Handy anzurufen, sich nach den Kindern zu erkundigen und ihr einzuschärfen, gut auf die beiden aufzupassen.

Er wusste immer noch nicht, wohin sie mit ihnen gefahren war und wann sie

heimkommen würden.
Ganz kurz blitzte die Angst
in ihm auf, dass Margot
die Kinder vielleicht
überhaupt nicht mehr
zurückbringen wollte.

Er konnte sich nicht
erinnern, wann sie zum
letzten Mal alle gemeinsam
etwas unternommen
hatten. Das war zum Teil
sicherlich seine eigene
Schuld, aber es schien auch

zum Konzept seiner Frau zu gehören. Er hatte den Eindruck, dass sie versuchte, ihm die Kinder systematisch zu entfremden.

Er blinkte und bog auf den Parkplatz eines Restaurants, das gemütlich und einladend wirkte. Dann stieg er aus und wartete, bis Tessa ihren Wagen neben seinem

abgestellt hatte.

Das Lokal war klein und unscheinbar und gehörte zu einem einfachen Hotel. Die Rezeption, die aus einer primitiven Holztheke und einer an der Wand befestigten Eisenleiste mit zehn Schlüsseln bestand, war in der Gaststube untergebracht und unbesetzt, was Bert ein wenig misstrauisch werden

ließ.

Als der Kellner jedoch das Essen brachte, musste er seinen spontanen Eindruck revidieren. Es schmeckte ausgezeichnet und nach den ersten Bissen fühlte Bert sich schon besser.

Tessa schien ebenfalls Mühe zu haben, den Besuch bei Beckies Familie zu verarbeiten. Hunger

hatte sie wohl keinen, denn
sie stocherte
gedankenverloren in ihrem
Risotto herum.

»Tut mir leid, dass Sie
mich nicht erreichen
konnten«, sagte sie. »Ich
war mit Freunden
unterwegs und hab
vergessen, dass ich das
Handy ausgeschaltet
hatte.«

Bert äußerte sich nicht

dazu. Da es ohnehin nicht rückgängig zu machen war, hatte es keinen Sinn, lange darüber zu lamentieren. Er weihte Tessa in den Fall Beckie ein und teilte ihr mit, was bisher unternommen worden war.

Sie hörte ihm schweigend zu, schob die geschmorten Cherrytomaten von einer Seite auf die andere, zerteilte die

Thymianzweige mit dem
Messer und schichtete sie
zu einem kleinen
Scheiterhaufen.

Sämtliche Tische waren
mittlerweile besetzt und
der Raum war angefüllt
mit dem Duft der Speisen
und dem Auf und Ab der
Stimmen. Ab und zu
erklang ein heiteres Lachen
und führte Bert
eindrücklich vor Augen,

wie nah Leben und Sterben
beieinander lagen.

Er wischte sich den
Schweiß von der Stirn und
bedauerte, dass es keine
Möglichkeit gab, draußen
zu sitzen.

»Dass Jette nicht
auffindbar ist, beunruhigt
mich sehr«, sagte er.

Tessa schaute ihn mit
großen Augen an und
nickte. Mechanisch, wie

Bert fand, und geistesabwesend.

»Alles in Ordnung mit Ihnen?«, fragte er besorgt.

»Wie bitte?«

»Beschäftigt Sie irgendetwas?«

»Ich ... nein ...«

Sie holte ihre Gedanken von ganz weit her, setzte sich gerade hin und hob entschlossen den Kopf.

»Mich hat das gerade

nur ziemlich
mitgenommen.

Entschuldigen Sie.«

Bert konnte das nur zu
gut verstehen.

»Sie brauchen sich nicht
zu entschuldigen«, sagte er.

»Es würde mich wundern,
wenn es anders wäre.«

Er beugte sich wieder
über sein Steak und
verfluchte sich im Stillen
dafür, dass es ihm so gut

schmeckte.

War er tatsächlich schon so abgebrüht?

Während er darüber nachdachte, wurde ihm bewusst, dass dieses Essen nur ein kleiner Aufschub war. Sobald sie das Restaurant verlassen hatten, würde er die Suche nach Jette einleiten, gleichgültig ob das, was Röllner inzwischen

herausgefunden hatte, diese Entscheidung unterstützte oder nicht.

»Ich denke, wir sollten Beckies Auto zur Fahndung ausschreiben lassen«, sagte er.

Tessa nickte.



Die Erleichterung war überwältigend. Endlich hatte er rückhaltlos ehrlich

sein dürfen und Jette hatte es ihm leicht gemacht. Sie hatte still zugehört und ihn kein einziges Mal unterbrochen.

Es war ein Anfang, denn sie wusste nur einen Bruchteil dessen, was es über ihn zu wissen gab, doch er hatte sich von den ersten Fesseln befreit.

»Jetzt hab ich Hunger«, sagte er und packte Brot,

Käse und Wasser aus.

Er würde auch über seine eigene Rolle in der Organisation reden müssen. Er hatte Gesetze gebrochen. Menschen betrogen und eingeschüchtert. Schuldern mit Gewalt gedroht und mitgeholfen, die Existenzgrundlage der ärmsten Teufel zu vernichten.

Eine Zeitlang hatte er sich nicht mal was dabei gedacht. Es war sein Job gewesen, Verbrechen zu begehen. Er hatte das Leben, das er führte, für ein gutes Leben gehalten und die Annehmlichkeiten, die es ihm geboten hatte, genossen.

Dafür würde er bezahlen müssen.

Für seine Aussage als

Kronzeuge gegen Leo und die wichtigsten Drahtzieher der Organisation hatte die Staatsanwaltschaft Luke Strafminderung zugesichert, in welchem Ausmaß, war noch nicht klar. Bis dahin hatte er nur zwei Aufgaben zu erfüllen: am Leben zu bleiben und Jette vor Kristof zu schützen.

»Und wenn du

wiederuntertauchst? «,
fragte Jette. »Können sie
dir nicht ein zweites Mal
eine neue Identität
verschaffen? «

»Kristof wird
weTERMorden. Er hat es
auf alle abgesehen, die mir
auf irgendeine Weise
nahestehen, auf Merle,
Ilka, Mike und Mina, deine
Mutter, Tilo ... und vor
allem auf dich.«

»Ich weiß.« Jette brach ungerührt eine Scheibe Brot entzwei und reichte ihm eine Hälfte. »Aber wenn du für ihn nicht mehr greifbar bist ...«

»... wird er euch trotzdem nicht verschonen. Du kennst ihn nicht, Jette. Er ist krank vor Hass.«

»Aber wenn die Polizei die Hintergründe erfährt und deine Unschuld erst

bewiesen ist, kann sie vielleicht uns alle schützen, bis der Prozess vorbei ist und Leo und seine Leute verurteilt sind.«

»Der Termin steht noch nicht mal fest.«

Luke spürte, wie die Erschöpfung ihn überwältigte. Die Augen fielen ihm beinah zu. Vielleicht konnten sie die Nacht über hierbleiben. Es

war inzwischen fast dunkel. Die Vögel hatten aufgehört zu zwitschern. Die Stille war so schwer, dass sie den Wagen wie eine schützende Hülle umgab.

»Gegen die Organisation sind die Bullen machtlos«, murmelte er.

Seufzend lehnte er den Kopf an die Nackenstütze und schloss die Augen.

»Lass uns später weiterreden, Jette. Ich würde mich gern ...«

... ein paar Sekunden ausruhen, hatte er sagen wollen, doch da merkte er schon, wie er ins Dunkel sank.



Sie wähten sich in Sicherheit. Kristof konnte sich ein Grinsen nicht

verkneifen. Entweder, sie waren grenzenlos naiv oder ihnen fehlte jegliche Phantasie. Als wären die Mauern ihres Hauses für ihn ein Hindernis. Oder der Bulle vor ihrer Tür.

Wenn ich wollte, würde ich euch wie Läuse zerquetschen.

Jette war bisher nicht aufgetaucht. Vielleicht hatte sie sich verabredet,

war ins Kino gegangen
oder in die Disco. Dann
konnte er noch lange
warten. Vielleicht war sie
aber auch verschwunden.
Vielleicht hatte Alex den
Mord an der Falschen
ausgenutzt und sich mit
seiner Liebsten abgesetzt.

Kristof schlug voller Wut
gegen das Seitenfenster des
Sprinters. Wie hatte ihm
dieser Fehler unterlaufen

können?

Reiß dich zusammen und bring das in Ordnung.

Der Doc war aus dem Osten zurück und hatte sich mit Ron zusammengetan. Das beruhigte Kristof erheblich, denn mit seiner explosiven Mischung aus Aggression und mangelnder Intelligenz war Ron eine tickende Zeitbombe. Kristof wusste

den Doc mit seiner
ruhigen, kalten
Überlegenheit gern in
seiner Nähe, damit er die
Bombe notfalls entschärfen
konnte.

Ron und der Doc trieben
Schulden ein, die nichts mit
Geld zu tun hatten. Eine
Hand wäscht die andere.
Und Kristofs Schuldner
saßen überall. In der
Politik, in den

Führungsetagen der
Wirtschaftsunternehmen
und in den Büros der
Staatsanwaltschaft.

Das war der immense
Vorteil weitreichender
Vernetzungen. Man musste
nicht zwingend zu den ganz
Großen gehören. Es reichte
aus, mit ihnen auf gutem
Fuß zu stehen.

Das Delegieren von
Aufgaben fiel Kristof

schwer. Am liebsten hätte er sich um alles selbst gekümmert, um sicher zu sein, dass es richtig erledigt wurde. Doch das war unmöglich. Er musste Prioritäten setzen. Und so hatte er beschlossen, die Überwachung des Bauernhofs nicht aus der Hand zu geben.

Wenn die Jungs wieder zur Verfügung standen,

wollte er sie strategisch günstig positionieren: Sie sollten das Haus Imke Thalheims beobachten oder Alexejs Wohnung in Köln. Je nachdem. An einem dieser Orte würde Alex auftauchen. Oder Jette. Es war nur eine Frage der Zeit.

*

Ich saß da und bewachte

seinen Schlaf. Niemandem hätte ich in diesem Moment erlaubt, sich Luke zu nähern. Ich hätte jedem, der es versucht hätte, die Augen ausgekratzt.

Für kostbare Minuten gehörte er mir.

Sein Gesicht schien so friedlich und sorglos. Die Lippen waren leicht geöffnet, und wenn ich mich ganz nah zu ihm

beugte, fühlte ich seinen Atem auf meiner Haut. Die Zärtlichkeit, die ich in mir spürte, tat furchtbar weh, und ich hielt erschrocken die Luft an.

War Liebe so?

Noch eine Weile blieb ich bei ihm, dann machte ich leise die Tür auf. Luke bewegte sich ein bisschen, veränderte seine Haltung jedoch nicht. Ich wartete,

bis ich sicher war, dass er
tief weterschlief, dann
stieg ich vorsichtig aus dem
Wagen. Die Tür lehnte ich
nur an.

Zu dem, was ich
vorhatte, gab es keine
Alternative.

Oder doch?

Verschwinde mit ihm.
Tauch mit ihm unter.

Zwei gegen den Rest der
Welt? Welche Chance

hatten wir, Kristof und seinen Leuten zu entkommen? Oder der Polizei? Wie lange würde es dauern, bis jemand Luke erkennen und denunzieren würde? Oder mich, denn auch mein Foto würde ab morgen in sämtlichen Zeitungen zu finden sein.

Die Polizei, dein Freund und Helfer? Glaubst du an Märchen?

Wie bitter Luke das gesagt hatte. Hinter seinen Worten steckte mehr als Merles Feindseligkeit den Bullen gegenüber. Ich hatte Abscheu gespürt und tiefe Verachtung.

Ich beugte mich zum Fenster hinunter und warf einen letzten Blick auf Lukes entspanntes Gesicht, dann ging ich langsam in die Dunkelheit unter den

Bäumen. Das Handy lag schwer in meiner Hand. Es war nass von Schweiß.

Willst du das wirklich tun?

Ich kriegte kaum Luft, so tief ich auch einatmete.

Das wird er dir niemals verzeihen.

Mein Herz pochte so laut, dass ich Angst hatte, Luke im Wagen könnte es hören.

Er vertraut dir ...

Ich kniff die Augen zu, als könnte ich so die Gedanken stoppen, die in meinem Kopf aufblitzten.

Und wenn du dich irrst? Wenn du ihn tatsächlich ans Messer lieferst?

Aber wie sonst sollte ich ihn beschützen? Ich wusste, zu was dieser Kristof fähig war. Es grenzte an ein Wunder, dass Merle und

Mike mit dem Leben
davongekommen waren.
Ich dachte an den armen
alten Klecks in seinem
Korb auf unserer
Küchenkommode und an
die Panik in seinen Augen,
die bei jeder unbedachten
Bewegung, jedem
unerwarteten Geräusch neu
aufflammte.

Was würde dieser
Wahnsinnige erst dem

Menschen antun, den er mehr als alles andere auf der Welt hasste?

Ich blickte zum Wagen zurück.

»Verzeih mir«, flüsterte ich und wählte die Nummer des Kommissars.

29

Jette hatte ihn erreicht, als er wieder zu Hause gewesen war. Sie hatte ihm den Weg präzise beschrieben, und Bert schloss daraus, dass sie ihn oft gefahren sein musste. Ein Blockhaus mitten im Wald. Liebesnest? Rückzugsort? Oder beides?

Sie hatte ihn gebeten, allein zu kommen, und Bert hatte das akzeptiert. Er war heilfroh, dass sie sich überhaupt bei ihm gemeldet hatte, und er würde nichts tun, was ihr Vertrauen enttäuschte. Er stellte den Wagen ein paar hundert Meter unterhalb der Stelle ab, an der er das Blockhaus vermutete, nahm die kleine LED-

Taschenlampe aus dem Handschuhfach und stieg aus.

Die Stille war finster und dicht. Bert tastete nach seiner Waffe, um sich zu vergewissern, dass sie sich an Ort und Stelle befand, zog das Sakko darüber, knipste die Taschenlampe an und folgte ihrem kalten Schein.

Solange er sich auf dem

Weg hielt, kam er nahezu geräuschlos voran. Das änderte sich, als er den weichen Waldboden betrat. Laub raschelte und knisterte unter seinen Schuhen, kleine Zweige brachen. Immer wieder erstarrte Bert mitten in der Bewegung und lauschte, bis er sicher war, dass man ihn nicht gehört hatte.

»Wenn Sie sich von der

Rückseite der Blockhütte nähern, kann Luke Sie nicht sehen«, hatte Jette ihm erklärt. Sie hatte ihm verraten, wo genau ihr Freund seinen Wagen geparkt hatte und dass er vor Erschöpfung auf dem Fahrersitz eingeschlafen war.

Bert konnte sich vorstellen, welche Überwindung und wie viel

Kraft sie das gekostet haben musste. Sie war über ihren Schatten gesprungen und hatte ihn um Hilfe gebeten. Viele würden das als Verrat bezeichnen.

Und Lukas Tadikken? Wie würde er das sehen?

»Ich werde Sie bei der Hütte erwarten«, hatte Jette gesagt. »Es sei denn, Luke wacht vorher auf ...«

Daran wollte Bert gar

nicht erst denken. Er verließ sich ganz auf seinen Instinkt. Das hatte sich noch immer bewährt.



Als der Kommissar vor mir stand, wurde mir erst richtig bewusst, was ich getan hatte.

»Oh Gott«, flüsterte ich.
»Er wird mich dafür hassen.«

Der Kommissar drückte kurz meine Schulter, dann sah er sich aufmerksam um.

»Ist er bewaffnet?«

Natürlich nicht, wollte ich antworten, doch dann merkte ich, dass ich die Wahrheit nicht kannte. Mir war keine Waffe aufgefallen und Luke hatte auch keine erwähnt. Also hob ich die Schultern.

Ich verriet dem Kommissar nicht, dass Luke Jiu-Jitsu praktizierte und seinem Gegner mit einem einzigen Schlag oder Tritt das Genick brechen konnte. Es wäre mir vorgekommen, als würde ich Luke auch noch an Händen und Füßen fesseln.

»Und Sie?«, fragte ich.

Der Kommissar antwortete nicht und das

war Antwort genug. Er wäre ja verrückt, ohne Waffe hier aufzutauchen.

»Bitte ...Tun Sie ihm nicht weh.«

Er nickte, und ich wusste, das war ein Versprechen. Ich drehte mich um und führte ihn zu Luke, der immer noch so tief schlief, dass er nicht mal mitbekam, dass der Kommissar die angelehnte

Beifahrertür aufzog und
sich zu ihm
hinunterbeugte.

✱

Luke öffnete die Augen und
blickte direkt in das
Gesicht des Kommissars.
Er stieß die Tür auf und
sprang mit einem Satz aus
dem Wagen. Erst da
bemerkte er Jette, die am
Kühler stand, beide Hände

vorm Mund, und ihn beobachtete.

Er hätte die Waffe ziehen können, die in seiner Jackentasche steckte. Er hätte versuchen können, den Kommissar mit bloßen Händen anzugreifen, denn der hielt keine Pistole auf ihn gerichtet. Er hätte ...

Luke tat nichts von alledem. Sah nur Jette in die Augen.

Die Innenbeleuchtung des Wagens schälte die Gesichter aus der Dunkelheit. Als stünden wir auf einer Bühne, dachte Luke, und als spielten wir ein Stück, in dem jeder außer mir seine Rolle kennt.

»Reden Sie mit mir«, sagte der Kommissar.

»Wozu?«

»Er will uns helfen,

Luke.«

Immer noch sah er Jette
in die Augen.

Sie hatte ihn verraten.

»Luke ...«

Sie hielt ihm die Hände
hin, obwohl sie doch zu
weit entfernt war, als dass
er sie hätte ergreifen
können. Ihr Blick ließ ihn
nicht los.

»Bitte ...«

Er wandte sich ab, lehnte

sich mit dem Rücken gegen die Fahrertür, die leise klackend ins Schloss fiel, und blickte müde in die Dunkelheit. Ab jetzt konnte er die Stunden zählen, bis Kristof allem ein Ende machen würde.

Irgendwie fühlte es sich richtig an. Luke war in seinem ganzen Leben noch nie so erschöpft gewesen. Wenn er jetzt sterben

musste, war das nur ein
kleiner Schritt tiefer in die
Dunkelheit hinein.
Vielleicht fand er dort, was
er vor vielen Jahren
verloren hatte.

Ruhe und Frieden.

»Luke ...«

Nein. Es mochte sich
richtig anfühlen, aber der
Zeitpunkt stimmte nicht.
Kristof würde sich nicht
mit seinem Tod

zufriedengeben. Er war auch hinter Jette her.

Es kostete Luke eine ungeheure Anstrengung, sich wieder umzudrehen. Über das Autodach hinweg musterte er das Gesicht des Kommissars.

»Sind Sie allein gekommen?«

Der Kommissar nickte.

Das schien zu stimmen, musste jedoch kein gutes

Zeichen sein. Wenn er auf Kristofs Gehaltsliste stand, hatte er jetzt die Möglichkeit, sie beide bequem und ohne Zeugen aus dem Weg zu räumen.

Aber warum hatte er das noch nicht getan? Wieso stand er da und wollte reden? Sein Verhalten konnte eigentlich nur bedeuten, dass er tatsächlich sauber war.

Luke musste eine Entscheidung treffen.

»Okay«, sagte er. »Ich erzähle Ihnen alles. Unter einer Bedingung.«

Der Kommissar zog eine Augenbraue hoch.

»Wenn Sie alles gehört haben, bringen Sie Jette in Sicherheit.«

Der Kommissar nickte.

Sicherheit, dachte Luke. Wie gern wollte er daran

glauben, dass es so etwas gab.

Er war nicht davon überzeugt, das Richtige zu tun, doch er wollte sich darauf einlassen. Der Typ ging ein hohes Risiko ein, indem er darauf verzichtete, ihn mit der Waffe in Schach zu halten oder ihm Handschellen anzulegen. Vielleicht hatte er sich in ihm getäuscht.

Und in Jette. Erst jetzt sah er sie wieder an. Vielleicht war das, was sie getan hatte, kein Verrat. Vielleicht.



Imke saß im Wintergarten und wartete, ohne genau zu wissen, worauf. Sie hatte kein Licht gemacht und blickte hinaus in die Dunkelheit, die fast

vollkommen war. Innen
und außen waren
miteinander verschmolzen,
und sie spürte wieder, wie
sehr sie hier zu Hause war.
Vor etwa einer Stunde
hatte sie sich aus dem Bett
gestohlen und Tilo
schlafend zurückgelassen.
Sie hatte sich wieder
angezogen und sich eine
Kanne Tee aufgebrüht.
Seitdem saß sie hier. Und

wartete.

Sie hatte den ganzen Abend telefoniert, sogar mit ihrem geschiedenen Mann und mit Angie, seiner neuen Frau. Niemand hatte etwas von Jette gehört.

»Wir müssen der Polizei vertrauen«, hatte der Mann, den sie einmal geliebt hatte, mit stolpernder Zunge gesagt,

und Imke hatte seine Fahne beinah riechen können.

Im Hintergrund hatte sie Partylärm gehört. Er hatte schon immer gern gefeiert. So schnell wie möglich hatte sie das Gespräch abgebrochen.

Der Polizei vertrauen.

Ihm vertrauen. Dem Kommissar.

Das tat sie doch. Aber warum gab er ihr kein

Zeichen? Wieso rief er nicht an, um sie zu beruhigen?

Imkes Blick irrte in Richtung Scheune. Sie hätte jetzt gern den Bussard auf dem Dach sitzen sehen. Es hätte sie beruhigt. Doch die Dunkelheit hatte alles ausradiert.

»Was tust du denn hier im Finstern, Ike?«

Tilos Stimme bei der

Tür. Schläfrig und sanft.

»Kein Licht, bitte.«

Er trat hinter sie und begann, ihren verspannten Nacken zu massieren. Imke schloss die Augen und stöhnte leise.

»Alles wird gut«, sagte er.

»Ja«, flüsterte Imke und klammerte sich an die Sicherheit in seiner Stimme.



Mitternacht war vorbei, als Luke sich erschöpft zurücklehnte und die Beine ausstreckte. Der Himmel war jetzt mit Sternen gesprenkelt und das Gras auf der Lichtung war in Silber getaucht.

Der Wald steht schwarz und schweiget.

Bert hatte diese Zeile aus

d e m Abendlied von
Matthias Claudius immer
geliebt. Jetzt wusste er, wie
treffend die Worte waren.
Fast konnte man vergessen,
dass sich hinter diesem
stummen Wald eine Welt
befand.

Er hatte dem jungen
Mann ruhig zugehört und
ihn nur dann und wann mit
einer Frage unterbrochen.
Im Mondlicht wirkte Lukes

Gesicht bleich und
übernächtigt, und Bert
bekam eine Vorstellung
davon, was er in den
vergangenen Tagen
durchgemacht haben
musste.

Nicht nur in den
vergangenen Tagen. Er
musste durch die Hölle
gegangen sein von dem
Augenblick an, als er
beschlossen hatte, gegen

Leo Machelett auszusagen.

Bert registrierte befriedigt, wie sich auch das letzte Puzzleteilchen an seinen Platz schob. Auf einmal erklärte sich alles. Die fehlende Vergangenheit Lukas Tadikkens. Sein nicht vorhandener Freundeskreis. Die klinische Ordnung in seinem Zimmer.

Er glaubte jedes Wort.

Leo Machelett war ihm bis heute kein Begriff gewesen, was sich dadurch erklärte, dass sich das Betätigungsfeld dieses Mannes auf Ostdeutschland, Tschechien und Polen beschränkte. Ein Anruf bei der Kollegin in Görlitz würde Bert mit einer Flut an Material überschütten, da war er sich sicher.

»Und Sie wissen nicht, wo Kristof Machelett sich zurzeit aufhält?«, fragte er.

Luke schüttelte müde den Kopf.

»Können Sie mir denn sagen, wie viele Männer ihn bei seinem Rachefeldzug unterstützen?«

»Leider nicht. Ich habe nur Ron gesehen, und wenn der mitmischt, ist

auch der Doc nicht weit.«

Bert sah ihn fragend an.

»Kristof kennt Ron und Mirko schon eine Ewigkeit. Die beiden sind ein paar Jahre älter als er, so zwischen Mitte zwanzig und dreißig. Ihre Nachnamen kennt keiner. Ron ist dumm wie Bohnenstroh, aber Mirko hat Grips. Das hat ihm seinen Spitznamen Doc

einggebracht. Sie sind die gefährlichste Waffe der Organisation.«

»Organisation ...«

»Ein hübscher Allerweltsname für eine kriminelle Vereinigung, finden Sie nicht?« Luke grinste ironisch.

»Irgendwie netter als Syndikat oder Kartell oder Mafia.«

Bert überdachte, was er

erfahren hatte.

Ihre Überlegungen hatten sie sehr nah an die Wahrheit herangeführt, und nachdem sie gestern beschlossen hatten, die Fahndung nach Luke auszuweiten, wären sie ihm wahrscheinlich bald auf die Spur gekommen. Wenn sein neuer Name auch niemandem in seiner alten Heimat etwas sagen

mochte – auf dem Foto hätte man ihn erkannt.

»Ich wundere mich darüber, dass Sie nie aktenkundig geworden sind«, sagte Bert. »Das ist doch eigentlich ein Ding der Unmöglichkeit.«

»Leo hat alles getan, um Kristof und mich zu schützen. Er hat dafür gesorgt, dass wie nie mit den Bull... mit der Polizei

zu tun hatten. Außerdem ...«

Luke schien nicht zu wissen, ob er aussprechen sollte, was ihm auf der Zunge lag. Zögernd sah er Bert in die Augen.

»Ja?«

»Außerdem hat Leo die meisten ... Leute gekauft.«

»Auch Polizisten.« Bert nickte. »Verstehe.«

»Vor allem Polizisten«,

sagte Luke.

Das war nicht neu für Bert, trotzdem spürte er Übelkeit in sich aufsteigen. Ein Polizist, der mit Kriminellen gemeinsame Sache machte, war erbärmlich. Er war wie ein Arzt, der tötete, statt Leben zu retten.

Obwohl er wusste, dass die Polizei einen Querschnitt durch die

Gesellschaft darstellte, man unter den Beamten demnach auch Betrüger, Vergewaltiger, Kinderschänder, Erpresser und Mörder fand, hing er immer noch an der schönen Vision eines Kämpfers für Recht und Ordnung, wenn er über seinen Beruf nachdachte.

»Tut mir leid«, sagte Luke.

Als wollte er sich dafür
entschuldigen, dass die
Welt war, wie sie war,
nicht vollkommen,
höchstens in Ansätzen gut.

»Ihm kannst du
vertrauen«, sagte Jette
leise.

Sie hatte sich lange
zurückgehalten. Fast hätte
man vergessen können,
dass sie sich im selben
Raum mit ihnen befand.

Der grobe Holztisch stand in der Ecke beim Fenster, eingerahmt von vier schlichten Bänken aus dem gleichen Holz, alles fest im Fußboden verankert.

Jette zog die Füße an und umschlang die Knie mit den Armen.

Schutzhaltung, registrierte Bert automatisch. Luke dagegen hatte die Arme vor der

Brust verschränkt und damit eine deutliche Abwehrhaltung eingenommen. Beide schauten Bert abwartend an.

Bert hatte beschlossen, Jette vorerst nicht mit dem Tod ihrer Kollegin Beckie zu konfrontieren. Dazu war sie im Augenblick emotional zu stark belastet.

»Ich möchte Sie beide irgendwo unterbringen, wo Sie bleiben können, bis ich weiß, dass Sie sicher sind«, sagte er. »Wenn es bei uns eine undichte Stelle gibt, werde ich sie finden.«

Aber wie, fragte er sich beunruhigt. Sollte er jetzt jedem einzelnen Kollegen misstrauen, heimlich in fremden Schreibtischschubladen

schnüffeln, achtlos
abgelegte Handys
kontrollieren und
vertrauliche E-Mails lesen?

 »Und wenn wir uns an
meine Mutter wenden?«,
schlug Jette vor. »Sie kennt
jede Menge Leute.
Vielleicht kann einer von
ihnen uns verstecken.«

 »Nein.« Luke schüttelte
den Kopf. »Kristof hat
garantiert mein gesamtes

Umfeld durchleuchtet.«

»Dann fällt das St. Marien auch weg«, schloss Jette ernüchtert. »Ebenso wie Merles Tierschutzgruppe.«

Bert stand auf und ging nachdenklich auf und ab. Beim Fenster blieb er plötzlich stehen. Es gab eine Person, mit der man Luke und Jette nicht in Verbindung bringen würde.

Jemand, dem Bert hundertprozentig vertraute, an dem er nicht für den Bruchteil einer Sekunde zweifelte.

Aufatmend drehte er sich um.

Es war höchste Zeit, die beiden von hier wegzubringen. Doch zuvor musste er noch zwei Telefongespräche führen.



Luke war auf den Vorschlag des Kommissars eingegangen. Aber er war noch nicht überzeugt, das konnte ich ihm ansehen. Er saß neben mir auf dem Rücksitz, den Blick stur geradeaus gerichtet, und hing seinen Gedanken nach.

Seinen eigenen Wagen

hatten wir im Wald
zurückgelassen, ebenso wie
den von Beckie. Die Polizei
würde sich darum
kümmern. Wahrscheinlich
würden sie den Golf auf
Spuren untersuchen und
jedes Gepäckstück
hundertmal drehen und
wenden, bevor sie ihn
wieder freigaben. Beckies
Punto würde von einem
Beamten zurückgebracht

werden, so jedenfalls hatte ich den Kommissar verstanden.

Ich hätte mich so gern an Luke gekuschelt, aber ich traute mich nicht mal, ihn zu berühren. Mir war kalt vor Angst.

Der Kommissar hatte keinen Zweifel daran gelassen, dass auch ich in Gefahr war, und er hatte darauf bestanden, dass

niemand wissen durfte, an welchen Ort er uns bringen wollte, nicht einmal meine Mutter.

»Aber sie würde uns niemals verraten.«

»Kristof weiß, wie man Menschen zum Reden bringt«, hatte Luke gesagt, ohne mich dabei anzuschauen. »Auch Ron und der Doc wissen es.«

Ich hatte nicht den Mut,

mir auszumalen, was sie mit meiner Mutter anstellen würden, wenn sie erst merkten, dass sie nicht eingeweiht war. Aus lauter Wut und Frustration.

Auch Merle, Ilka und Mike würden im Ungewissen bleiben. Ich dachte an den Beamten in seinem grauen Passat und betete, dass nicht ausgerechnet er einer der

Polizisten war, die sich von
d e r Organisation hatten
kaufen lassen.

Wir waren gerade auf die
Autobahn aufgefahren, als
das Handy des Kommissars
klingelte.

»Ja«, meldete er sich
knapp. »Auf der A1 ...
Beide, ja ... Spätestens in
einer Stunde, denke ich ...
Und hast du die
Spurensicherung schon ...

Gut ... Ich melde mich,
sobald ... In Ordnung ...
Bis dann.«

»Wer war das?«, fragte
Luke. Der Argwohn in
seiner Stimme war nicht zu
überhören.

»Die Kollegin, mit der
ich an diesem Fall arbeite.«

»Sie weiß, wo Sie uns
hinbringen?«

»Ja.«

»Und Sie vertrauen ihr?«

»Hören Sie.« Der Kommissar wandte sich an Lukes Gesicht im Rückspiegel. »Ich werde das hier ganz sicher nicht an die große Glocke hängen, doch im Alleingang kriege ich es nicht hin. Mir bleibt gar nichts anderes übrig, als wenigstens dieser einen Kollegin zu vertrauen. Selbstverständlich habe ich

sie zu absolutem
Stillschweigen verpflichtet.
Außer ihr wird niemand
Ihren Aufenthaltsort
erfahren.«

»Sie mögen der Dame
vertrauen, aber ich tue das
nicht.« Luke griff in die
Tasche seiner Jacke und
zog eine Waffe hervor.

»Halten Sie an.«

»Auf der Autobahn?«

»Fahren Sie auf den

Standstreifen und halten Sie an. Sofort.«

Luke hatte die Stimme nicht erhoben. Genau das ließ sie so gefährlich wirken. Der Kommissar setzte den Blinker und tat, wie Luke ihm geheißen hatte. Er schaltete den Motor aus und drehte sich zu Luke um.

Der richtete die Waffe auf ihn.

»Was soll das, Luke?
Warum machen Sie es sich
so schwer?«

»Steigen Sie aus.« Luke
hielt den Blick starr auf
den Kommissar gerichtet.

»Jette?«

»Ja?«

»Du setzt dich ans
Steuer.«

»Tun Sie das nicht,
Jette.« Der Kommissar
streckte die Hand aus.

»Kommen Sie, Luke, geben Sie mir die Waffe.«

»Steigen Sie aus und lassen Sie Jette ans Steuer.«

Mein Instinkt ließ mich sofort nach dem Türgriff tasten, um zu tun, was Luke mir sagte. Die Vernunft riet mir, auf den Kommissar zu hören, dem ich blind vertraute.

Es war mein Körper, der mir die schwere

Entscheidung abnahm. Er versagte mir einfach den Dienst. Wie erstarrt saß ich da und konnte mich plötzlich nicht mehr rühren.

»Jette ...«, sagte Luke, ohne den Blick vom Gesicht des Kommissars abzuwenden. »Er hat keine Ahnung, wie groß die Macht der Organisation ist.«

Instinkt und Vernunft verschmolzen zu einem einzigen Impuls. Mein Körper erwachte aus seiner Starre, ich beugte mich zu Luke und nahm seine Hände mitsamt der Waffe in meine.

Es war, als hielte die Nacht den Atem an.

Wie in Zeitlupe ließ Luke die Waffe sinken. Und endlich sah er mich

an.

Der Kommissar holte tief Luft, dann drehte er sich um und fuhr wieder los. Ich lehnte mich an Luke und er legte den Arm um mich. In der freien Hand hielt er immer noch die Waffe, doch er würde sie nicht benutzen, das wusste ich.

Luke war kein Mörder.

Und er hatte mir

verziehen.

Was konnte uns da noch passieren?

30

Isa war ungeschminkt. Anscheinend hatte sie schon im Bett gelegen oder war im Begriff gewesen, ins Bett zu gehen. Bert hatte ihr Gesicht noch nie so gesehen. Es wirkte fast kindlich und erweckte in ihm einen Beschützerinstinkt, der bei

der kritischen, selbstbewussten Isa absolut fehl am Platz war. Sie trug Jeans, einen weiten Pulli und war barfuß. Ihre Füße waren gepflegt, die Zehennägel rot lackiert. Auf dem Weg ins Wohnzimmer schlüpfte sie in Sandalen, die sie im Flur abgestellt hatte.

Im Gänsemarsch folgten sie ihr an der Küche vorbei,

in der noch das Geschirr
vom unterbrochenen
Abendessen herumstand,
und Bert beobachtete, wie
genau Lukes Blick die
Umgebung abtastete.

Die Waffe hatte er Bert
noch im Wagen
unaufgefordert
ausgehändigt. Danach
hatte er erleichtert gewirkt,
beinah befreit. Bert
bemerkte, wie aufrecht und

federnd sein Gang war, wie muskulös seine Arme und Beine.

Der braucht die Waffe überhaupt nicht, dachte er leicht beunruhigt. Der setzt sich anders zur Wehr.

»Bitte«, sagte Isa.
»Setzen Sie sich doch. Ich möchte mich kurz mit Herrn Melzig unterhalten, dann gebe ich Ihnen Bettzeug und etwas zu

essen, falls Sie hungrig sind.«

Lächelnd verließ sie das Wohnzimmer und führte Bert in die Küche. Dort lehnte sie die Tür an und drehte sich zu ihm um.

»Womit muss ich rechnen?«

»Im schlimmsten Fall mit allem, im besten mit nichts.«

Isa massierte sich mit

Daumen und Zeigefinger
die Nasenspitze. Das tat sie
manchmal beim
Nachdenken. Bert freute
sich über die kleine,
vertraute Geste. Und
darüber, dass er sich in Isa
nicht getäuscht hatte. Er
hatte ihr den Sachverhalt
geschildert, und sie hatte
ohne Zögern mit nur drei
Worten reagiert: Bring sie
her.

»Hab ich dich am Telefon richtig verstanden? Dieser junge Mann ist Kronzeuge in einem Prozess gegen eine mafiaähnliche Organisation und er hat mindestens einen ... Killer am Hals?«

»Drei, um genau zu sein.«

»Und du garantierst mir, dass euch niemand gefolgt

ist? «

»Das kann ich nicht, Isa,
und du weißt es.«

»Die Verfolger können
also hier auftauchen? «

Bert verstand, warum sie
die Fragen stellte. Er hätte
es an ihrer Stelle ebenfalls
getan.

»Ihnen sind zwei
folgenschwere Fehler
unterlaufen. Jette ist ihnen
entkommen, weil sie mit

einem anderen Mädchen verwechselt wurde. Und dann haben sie auch noch Luke aus den Augen verloren. Sonst hätten sie längst zugeschlagen. Ich gehe davon aus, dass sie zurzeit völlig im Dunkeln tappen.«

»Ziemlich ungeschickt, die Guten«, murmelte Isa sarkastisch.

»Das nicht, aber wenn

die Katze genüsslich mit der Maus spielt, statt sie sofort zu töten, läuft sie Gefahr, dass die Maus in einem Felsspalt verschwindet.«

»So wie die beiden aussehen, brauchen die erst mal einen Tee. Danach sehen wir weiter.«

»Danke, Isa.«

»Jetzt hau schon ab und schnapp sie dir. Und pass

auf dich auf. Ich brauch dich nämlich noch.«

Draußen sah Bert sich gründlich um, bevor er zu seinem Wagen ging. Das Haus, in dem Isa wohnte, wurde im Rückspiegel klein und kleiner, anders als das ungute Gefühl, das Bert im Nacken saß.



Isa bewirtete sie, als wären

Luke und Jette ganz normale Gäste an einem ganz normalen Sommerabend zu einer ganz normalen Uhrzeit. Sie hatte Tee gekocht und den Esstisch im Wohnzimmer gedeckt.

»Leider nur Reste«, entschuldigte sie sich. »Lassen Sie es sich trotzdem schmecken.«

Im Handumdrehen hatte

sie frisch aufgebackene Brötchen, kalten Braten, geräucherten Fisch und Erdbeeren mit Sahne hervorgezaubert. Mit keinem Wort erwähnte sie, dass der Kommissar sie überrumpelt hatte, als er sie bat, Jette und Luke für eine Weile Unterschlupf zu gewähren.

Luke merkte verwundert, wie hungrig er war.

Abgesehen von den paar Happen, die er mit Jette im Wagen zu sich genommen hatte, war sein Magen leer, und wenn er sich heute eines nicht leisten konnte, dann Schwäche.

Die Frau, die ihm gegenüber saß, schätzte er auf Anfang dreißig. Ihr ungeschminktes Gesicht war von einer eigenwilligen Schönheit, die ihr jedoch

nicht bewusst zu sein schien. Sie hatte das schulterlange braune Haar achtlos im Nacken zusammengebunden. Eine Strähne hatte sich gelöst und umspielte ihr Kinn. Ab und zu strich sie sie mit einer gleichgültigen Bewegung hinter das Ohr zurück und vergaß sie dann wieder. Ihre Augen wirkten angestrengt, als hätte sie

den ganzen Tag gelesen
oder am Computer
gesehen.

Lukes Blick wanderte zu
dem gläsernen Couchtisch,
auf dem dicke
psychologische Fachbücher
lagen. Er fragte sich, ob er
dieser Frau und ihrem
Lächeln trauen konnte.

Lass dich nicht einlullen.
Sie ist Polizeipsychologin.

Auch sie konnte gekauft

sein. Vielleicht hatte sie ihnen was in den Tee gemischt, und wenn sie erst eingeschlafen wären, würde sie Kristof die Tür aufmachen und ...

Luke lächelte zurück. Dem Blick der Psychologin würde nicht entgehen, dass sich nur seine Lippen bewegten, seine Augen jedoch kalt und aufmerksam blieben. Es

war ihm egal. Sollte
irgendjemand auch nur
versuchen, Jette
anzurühren, würde er ihn
erledigen, gleichgültig ob
Mann oder Frau.



Ich vertraute ihr, und das
nicht bloß, weil es der
Kommissar tat. Isa
erinnerte mich an Tilo. Sie
hatte dieselbe ruhige Art,

sich zu bewegen und zu
sprechen, denselben
offenen Blick, und sie
strahlte die gleiche
selbstverständliche
Herzlichkeit aus.
Möglicherweise kannten
sie sich sogar von
irgendwelchen Tagungen.

»Ich bin Isa«, hatte sie
sich vorgestellt und uns
kurz durch die Wohnung
geführt, damit wir uns

darin zurechtfanden.

Die Wände waren voller Bücher und Bilder, und die Möbelstücke, von denen viele alt und kostbar schienen, erzählten Geschichten. Isa wohnte offenbar allein hier. Auf dem Schild neben der Klingel hatte nur ihr Name gestanden, und auch in der Wohnung gab es nichts, was auf die Anwesenheit

eines Mannes hingedeutet hätte.

Seltsamerweise war ich hungrig, dabei hatte ich geglaubt, keinen Bissen herunterzubringen. Das Essen beruhigte mich, und dass Isa auch für sich selbst ein Gedeck aufgelegt hatte, fand ich schön.

Luke	war	sehr
schweigsam.		Er
beobachtete		jede

Bewegung, die Isa machte, und als sie einmal aufgestanden war, um Salz aus der Küche zu holen, hatte er sich halb von seinem Stuhl erhoben und die Tür nicht aus den Augen gelassen.

Seine Nervosität zeigte mir, was meine Müdigkeit mich immer wieder vergessen lassen wollte: Wir waren längst noch

nicht sicher. Nicht hier und nicht woanders. Es gab keinen Ort, an dem wir aufatmen konnten, nicht bevor alles vorbei war.

»Danke«, sagte ich zu Isa. »Vielen Dank, dass Sie uns aufgenommen haben.«

»Das habe ich gern getan.«

»Obwohl wir Sie in Gefahr bringen?«

»Das muss sich erst noch

herausstellen.«

Ich schaute Luke in die Augen und wünschte uns Glück. Wir brauchten es dringend.



Bert war froh, das Haus leer vorzufinden. Margot hatte offenbar erneut beschlossen, das gesamte Wochenende wegzubleiben. Ernüchtert stellte er fest,

dass er sich weder nach ihr
noch nach den Kindern
sehnte, und dass es ihm
gleichgültig war, wo sie
sich gerade befinden
mochten.

Was war bloß mit ihm
los? Wann war er so
gleichgültig geworden?

Er machte die
Terrassentür auf, um die
Hitze aus dem
Wohnzimmer zu

vertreiben, ging ein paar Schritte durch den mondblauen Garten und atmete tief ein und aus. Die Luft hatte sich abgekühlt und legte sich erfrischend auf sein Gesicht. Nirgendwo brannte Licht. Er war mit seinen Gedanken allein.

Bei Isa waren Jette und Luke fürs Erste gut aufgehoben. Dieses

Problem konnte er in ein Paket packen und für eine Weile in einem Winkel seines Kopfs abstellen. Bevor er die übrigen Probleme in Angriff nahm, musste er nur noch Imke und Merle anrufen.

Er zog sein Handy aus der Tasche, sprach kurz mit Merle, atmete durch und wählte dann Imkes Nummer.

Sie meldete sich nach dem ersten Klingeln. Leise. Vorsichtig. Voller Angst vor dem, was er ihr gleich mitteilen würde.

»Ja?«

Ganz kurz zuckte beim Klang ihrer Stimme Freude in ihm auf. Dann wurde ihm bewusst, wie wach und konzentriert sie sich anhörte. Er hatte sie nicht aus dem Schlaf gerissen.

Sie hatte auf seinen Anruf gewartet.

»Jette und Luke geht es gut«, beruhigte er sie. »Ich habe sie an einen sicheren Ort gebracht.«

Er konnte ihren befreiten Seufzer fast körperlich spüren.

»Danke«, flüsterte sie.
»Vielen, vielen Dank.«

»Sie können jetzt beruhigt schlafen gehen«,

sagte er und merkte selbst,
wie viel Zärtlichkeit in
seinen Worten lag.

Verdammt, dachte er.
Verdammt, verdammt,
verdammt.

»Ich habe so oft
versucht, Sie anzurufen«,
verriet sie ihm zögernd.

Sechsmal. Aber er hatte
die Gespräche nicht
angenommen. Es war ihm
unmöglich gewesen, mit

ihr zu telefonieren, solange er nicht gewusst hatte, was er ihr sagen sollte.

»Ich weiß.«

»Danke«, sagte sie noch einmal.

Sie fragte nicht nach den näheren Umständen und Bert rechnete ihr das hoch an. Es musste sie eine ungeheure Überwindung kosten, sich zurückzuhalten und abzuwarten. Er konnte

sie atmen hören und
drückte das Handy fester
ans Ohr.

Fast war es wie eine
Berührung.

»Schlafen Sie ein
bisschen«, sagte er.

Sie versprach es und
beendete das Gespräch.

Bert nahm seine
Wanderung durch den
Garten wieder auf und
vertrieb Imke Thalheim aus

seinem Kopf. Er musste sich die nächsten Schritte überlegen, und das so schnell wie möglich.



Wenn man sich auf eines verlassen kann, dachte Kristof, dann auf die Gier und die Feigheit der Menschen.

Die Gier trieb sie dazu, sich zu seinen großzügig

bezahlten Handlangern zu machen. Die Feigheit ließ sie auch dann bei der Stange bleiben, wenn ihnen nach einer Weile Bedenken kamen. Denn Kristof machte ihnen von Anfang an unmissverständlich klar, dass es kein Zurück gab.

So war es auch bei seiner aktuellen Informantin.

Zuerst hatte sie den Hals nicht voll gekriegt, hatte

Kristof mit wertvollen
Hinweisen förmlich
überschüttet und sich
damit ein hübsches
Sümmchen für ihre
Altersvorsorge
beiseitegeschafft. Dann,
nach ihrem Wechsel zur
Kripo Köln, hatte sie
plötzlich Gewissensbisse
entwickelt.

Es war immer dasselbe
mit diesen korrupten

Typen. Man konnte sich nicht auf sie verlassen. Wer auf der einen Seite falschspielte, versuchte das über kurz oder lang auch auf der anderen.

»Ich kann das nicht länger mit meinem Gewissen vereinbaren«, hatte sie geklagt. »Gerade in diesem Fall bin ich mehr oder weniger persönlich betroffen. Bert Melzig ist

ein grundanständiger
Kollege und ...«

»Niemand hat Sie
gezwungen, sich auf den
Handel einzulassen«, hatte
Kristof ihr das Wort
abgeschnitten.

Sie hatte nicht aufgehört,
war ihm immer weiter auf
die Nerven gegangen.

»Stecken Sie sich Ihre
Skrupel sonst wohin«,
hatte er in den Hörer

gezischt, »und tun Sie, wofür ich Sie bezahle. Ist das klar oder muss ich deutlicher werden?«

Mehr war nicht nötig gewesen und sie hatte gezwitschert wie eine Nachtigall.

Hab ich dich.

Ein Satz aus Kindertagen. Alex hatte immer die besten Verstecke gefunden, aber es hatte ihm

nichts genützt. Kristof
hatte ihn jedes Mal
aufgespürt.

So wie jetzt.

Hab ich dich.

Gelassen wählte er Rons
Nummer. Showtime. Das
große Finale konnte
beginnen.

*

Isa hatte die Couch im
Wohnzimmer ausgezogen

und brachte uns nun Bettzeug.

»Wir sollten uns ein paar Stunden aufs Ohr legen«, sagte sie. »Es macht keinen Sinn, die ganze Nacht hier herumzusitzen und zu grübeln.«

»Ich bin nicht müde«, behauptete Luke, obwohl sein blasses Gesicht ihn Lügen strafte.

Er hatte sich einen Stuhl

in den hintersten Winkel des Zimmers gezogen. Von diesem Platz aus hatte er alles im Blick. Die Glasfront mit der Tür, die auf die Dachterrasse führte. Den gesamten Raum. Und die Hälfte des Flurs.

Er saß kerzengerade, die Hände locker auf den Oberschenkeln.

Und wartete.

»Trotzdem sollten Sie sich ein wenig entspannen«, sagte Isa. »Sie werden Ihre Kraft noch brauchen.«

Luke reagierte nicht. Er schaute jetzt stur geradeaus, die Augen halb geschlossen, mit einem Blick, der gleichzeitig in sein Inneres gerichtet schien.

Er bereitete sich vor.

Weil er wusste, dass Kristof kommen würde.

»Gute Nacht«, sagte Isa und verließ uns, um ins Bett zu gehen.

Ein paar Geräusche noch, dann war es still.

Ich streifte die Schuhe ab, kroch auf die Couch und kauerte mich an die Wand. Fröstelnd zog ich die Beine an, umschlang sie mit den Armen und stützte

das Kinn auf die Knie. Ich richtete meinen Blick fest auf Luke und sein konzentriertes Gesicht.

Irgendjemand würde den Mann hierherführen, der sich geschworen hatte, uns beide zu töten. Zuerst Luke. Dann mich.

Oder umgekehrt.

Es kam nicht darauf an.

Ohne meine Stellung zu verändern, tastete ich nach

der Bronzeskulptur, die ich unter dem Bettzeug verborgen hatte. Es war ein etwa zwanzig Zentimeter hoher Buddha, den ich von einer Art Altar in einer Ecke des Wohnzimmers entwendet hatte. Wenn ich ihn am Kopf fasste, würde er sich in eine schlagkräftige Waffe verwandeln.

Das unergründliche

Lächeln auf seinem freundlichen Gesicht war vielleicht ein Zeichen dafür, dass er mir schon jetzt verzieh.

Ich zitterte vor Angst, aber wenn Kristof Luke etwas antun wollte, musste er zuerst an mir vorbei.

*

Tessa hatte alles in die Wege geleitet. Zwei

Kollegen hatten in einem neutralen Wagen vor Imke Thalheims Mühle Position bezogen, zwei weitere vor dem St. Marien. Auch der Bauernhof in Birkenweiler wurde jetzt von zwei Beamten beobachtet.

Auf diese Weise kontrollierten die Kollegen einander gegenseitig.

»Ich denke, damit sind alle Personen abgedeckt, an

die dieser Kristof Machelett sich wenden könnte, um Informationen über den Aufenthaltsort der beiden zu erpressen«, sagte Tessa, als sie Bert um kurz vor drei Uhr morgens anrief.

»Gut. Was ist mit den Fahrzeugen, die Luke und Jette im Wald zurückgelassen haben?«

»Die Spurensicherung ist

schon vor Ort.«

Noch galt Lukas
Tadikken als dringend
tatverdächtig. Das

Gespräch mit Bert änderte
daran zunächst einmal
nichts. Doch das war im
Augenblick zweitrangig. So
wie sich die Dinge
zugespitzt hatten, würde
Kristof Machelett
vermutlich bald
zuschlagen, und sie

mussten gewappnet sein.

»Ich möchte niemandem ... äh ... zu nahe treten«, druckste Tessa herum.
»Aber sind Sie sicher, dass Sie Ihrer ... äh ... dieser Polizeipsychologin trauen können?«

Ihre Verlegenheit machte Bert deutlich, dass seine freundschaftlichen Gefühle für Isa kein Geheimnis geblieben waren. Dass sie

sich allerdings bis Köln herumgesprachen hatten, verwunderte ihn.

»Haben Sie Isa je kennen gelernt?«, fragte er.

»Nein.«

»Dann hätten Sie diese Frage nämlich nicht gestellt.«

»Falls Lukas Tadikken die Wahrheit sagt, was ja zunächst einmal nur eine Annahme ist, dürfen wir

niemanden ausklammern, Bert, das wissen Sie. Dann müssen wir jeden einzelnen Kollegen überprüfen, um sicher zu sein, dass es keine undichte Stelle gibt.«

»Auch Sie und mich.«

»Selbstverständlich.«

Sie hatte natürlich recht.

Er hat keine Ahnung, wie groß die Macht der Organisation ist, hörte Bert Luke sagen. Mit Schaudern

dachte er daran, dass Luke und Jette die Nacht möglicherweise tatsächlich nicht überlebt hätten, wenn sie sie in Gewahrsam der Polizei hätten verbringen müssen.

»Eine verrückte Geschichte«, sagte Tessa.

»Stimmt.«

»Aber Sie glauben Lukas Tadikken.«

»Ich habe mein halbes

Leben damit verbracht, mir die Geschichten von Menschen anzuhören. Da entwickelt man mit der Zeit einen sechsten Sinn.«

Allmählich hörst du dich an wie ein verbohrrter alter Rentner, der auf seine Erfahrung pocht, wenn ihm die Argumente fehlen, dachte er.

»Das heißt nicht, dass ich mich nie irre«, ergänzte

er, um das Bild zu korrigieren.

»Warum glauben Sie ihm?«

Weil er glaubwürdig ist, hätte Bert gern geantwortet. Weil er jede seiner Äußerungen mit präzisen Details unterlegt hat. Und weil ich ihm in die Augen gesehen habe. Weil er nichts tun würde, was Jette gefährden

könnte. Im Gegenteil.
Denn wenn er nicht der
Mensch wäre, für den ich
ihn halte, wäre er nicht das
ungeheure Risiko
eingegangen, hierher
zurückzukommen, um sie
zu beschützen.

»Weil seine Geschichte
all unsere offenen Fragen
beantwortet«, sagte er
stattdessen. »Und weil ich
vor Ihrem Anruf

recherchiert habe, dass wirklich ein Leo Machelett in Bautzen verhaftet worden ist, zusammen mit einer Reihe seiner Leute. Es wird einen Prozess gegen das organisierte Verbrechen geben, und wir werden feststellen, dass Lukas Tadikken uns auch in jedem anderen Punkt die Wahrheit gesagt hat.«

»Verstehe«, sagte Tessa.

»Wir müssen noch überlegen, wen wir für Isas Haus abstellen«, fügte sie nach einer Weile hinzu.

Weder sie noch Bert waren lange genug bei der Kripo Köln, um die Kollegen einschätzen zu können. Wem konnte er jetzt noch ohne Misstrauen die Hand schütteln? Wen ins Vertrauen ziehen?

»Wir übernehmen es

selbst«, schlug er vor und schaute auf seine Uhr.

Bald drei.

Schattenzeit.

Zwischen drei und fünf Uhr nachts, hatte er einmal gelesen, starben die meisten Menschen. Es waren die Stunden, in denen Kranke und Alte angeblich am verwundbarsten waren.

Tessas Zustimmung kam

zögernd.

»Am besten, Sie holen mich ab«, sagte Bert.

»Mein Wagen ist hier in der Gegend zu bekannt.«

»Bin schon unterwegs.«

In zwanzig Minuten konnte sie es schaffen. Bert kontrollierte, ob sein Handy auf Empfang geschaltet war. Dann verließ er das Haus, um draußen auf Tessa zu

warten.

31

Jette hatte lange versucht, wach zu bleiben, doch schließlich hatte sie den Kampf gegen die Müdigkeit verloren und war eingeschlafen, den Kopf auf den Knien. Ihre Atemzüge waren tief und regelmäßig, und Luke wünschte, das könnte so

bleiben. Doch es würde anders kommen.

Er konnte Kristofs Schatten bereits spüren.

Nach einem letzten Blick auf Jette sammelte er sich wieder. Die Erschöpfung, die ihm den ganzen Tag zugesetzt hatte, war in ihm niedergesunken und hatte sich in Stärke verwandelt.

So muss es sein, hörte er Akito sagen. Erinner dich

immer daran, was die
Worte bedeuten:

Jiu – sanft. Jitsu – Kunst.

Luke versenkte sich in
sich selbst. Seine Sinne
waren so geschärft, dass er
die Luft fühlen und
schmecken und jedes noch
so entfernte Geräusch
hören konnte. Nichts
würde seinem Blick
entgehen, auch wenn es so
aussehen mochte, als

befinde er sich in Trance.

Nimm dir Zeit.

Überstürze nichts.

Warte gelassen.

Luke wartete.



Tessa hielt etwa zwanzig Meter unterhalb des Hauses an, in dem sich Isas Wohnung befand. Sie schaltete den Motor aus, löste ihren Sicherheitsgurt

und lehnte sich zurück.
Auch Bert machte es sich
bequem. Von hier aus
hatten sie den Eingang frei
im Blick.

Die Bröhler Straße war
noch in Schlaf versunken.
Hinter dem grobmaschigen
Schutzgitter der
Goldschmiede Göbel
zeugte ein dicker Sprung in
der Schaufensterscheibe
von einem erfolglosen

Einstiegsversuch. Wo das Einbruchswerkzeug das Glas getroffen hatte, war ein Spinnennetz aus weißen Rissen entstanden, das im Mondlicht glitzerte.

»Ich hasse diese Zwitterzeit«, sagte Tessa bedrückt. »Es ist nicht mehr richtig Nacht, aber auch noch nicht Morgen. Da wird man von all den Gespenstern verfolgt, die

man tagsüber so gut verleugnen kann.«

Bert wusste genau, was sie meinte. In seinen schlaflosen Nächten schlug er sich mit jeder Sünde herum, die er in seinem Leben je begangen hatte.

Eine Weile saßen sie da, ohne zu reden. Ein Radfahrer fuhr mit flackerndem Licht vorbei. Sie schauten ihm nach, bis

er verschwunden war.

»Diese Nacht wird alles verändern«, murmelte Tessa und steckte sich ein Bonbon in den Mund, nachdem sie Bert vergeblich eins angeboten hatte. »Egal ob Kristof Machelett hier auftaucht oder nicht. Nach dieser Nacht wird nichts mehr sein wie zuvor.«

Bert rieb sich übers

Gesicht. Er sah das ebenso. Selbst wenn es keinen Maulwurf in ihren Reihen geben sollte, das Misstrauen war gesät.

» E r wird auftauchen«, sagte er. »Vielleicht habe ich ihn ja sogar hierhergelotst, als ich Jette und Luke zu Isa gebracht habe. Auch wenn mir nichts aufgefallen ist.«

Das Bonbon klackte leise

gegen Tessa's Zähne.

»Wahrscheinlicher ist, dass einer von uns für ihn arbeitet«, sagte sie.

»Nur drei Menschen wissen, wo Luke und Jette zu finden sind.« Bert vermied es, Tessa anzusehen. Er starrte auf die Straße, die voller Mondlicht und Schatten war. »Sie, Isa und ich.«

»Und die Kollegen von

der Spurensicherung.«

»Was?« Fassungslos fuhr er zu ihr herum.

»Sie sind absolut vertrauenswürdig«, verteidigte sie sich. »Ich glaube nicht ...«

»Wie bitte? Sie glauben nicht? Herrgott noch mal! Wie konnten Sie das tun? Wir hatten vereinbart, dass wir keiner Menschenseele gegenüber etwas verlauten

lassen! «

»Ich habe bloß ...«

»Das wird Konsequenzen
haben«, sagte Bert.
»Machen Sie sich darauf
gefasst.«



Das Geräusch kam von der
Dachterrasse.

Luke hob den Kopf.
Und sah ihn.

Kristof, wie er

breitbeinig vor der Glastür
stand.

Die Arme hingen
entspannt an seinem
Körper herab. Er hielt kein
Stemmeisen in den Händen
und keine Waffe. Er stand
einfach da.

Auch die beiden Schatten
hinter ihm nahm Luke
wahr.

In seinem Kopf war
Stille. Und Kraft. Kein

störender Gedanke lenkte ihn ab.

Langsam ging er auf die Tür zu, ohne den Blick auch nur für einen Wimpernschlag von Kristof abzuwenden.



Ich schreckte auf. Etwas hatte sich verändert in dem dunklen Zimmer, das nur vom spärlichen Licht des

Mondes erhellt wurde.

Und dann sah ich Luke,
der reglos vor der
Terrassentür stand.

Etwas an seiner Haltung
hielt mich davon ab, ihn
anzusprechen. Er stand
aufrecht da, mit dem
Rücken zu mir, die Arme
am Körper, die Hände
geöffnet.

Erst nachdem ich das
alles wahrgenommen hatte,

entdeckte ich den Mann auf der Terrasse. Er stand Luke gegenüber, in fast derselben Haltung, nur dass seine Hände sich zu Fäusten ballten.

Kristof!

Ohne ihn jemals zuvor gesehen zu haben, wusste ich, dass er es war. Sein Gesicht lag im Schatten, ebenso wie die Gesichter der beiden Männer hinter

ihm.

Nur das Glas der Tür trennte sie von Luke.

So dünn. Zerbrechlich.

Meine Hände glitten unter die Bettdecke und umfassten den Kopf des Buddhas. Ich hielt den Atem an.

Langsam hob Luke die Hand.



War es wirklich erst
gestern gewesen, dass er
seinen spontanen Besuch
bei Tessa gemacht hatte?
Hätten sich die Ereignisse
danach nicht überstürzt,
wäre Bert vielleicht seinem
Instinkt gefolgt und hätte
darüber nachgedacht, wie
eine junge Polizistin sich
einen solchen Luxus leisten
konnte.

Dann hätte er sich

möglicherweise nicht mit
der vorschnellen
Schlussfolgerung
zufriedengegeben, seine
Kollegin stamme aus einem
wohlhabenden Elternhaus
oder lebe auf Kosten eines
reichen Freundes.

Das exklusive Haus. Die
kostbaren Möbelstücke.

Vor allem jedoch Tessas
ungewohnte Nervosität,
die sie nur mühsam in den

Griff bekommen hatte.

War der ungeheure Gedanke nicht seit gestern Nachmittag in seinem Kopf gewesen? Noch nicht ausgeformt, kaum mehr als eine Ahnung, die er nicht hatte zulassen wollen, weil er begonnen hatte, Tessa ins Herz zu schließen?

Er war dankbar für ihre Schweigsamkeit. Kein Wort hätte er jetzt

ertragen. Nicht aus ihrem Mund.

Ein Irrtum war unmöglich.

Was, verdammt noch mal, sollte er tun?

*

Was hatte Luke vor?

Ich wagte nicht, mich auf der Couch zu rühren, aus Angst, ihn abzulenken. Noch nie hatte ich ihn so

gesehen. Das Zimmer schien von seiner Energie zu knistern, während er selbst ganz still war und voller Konzentration.

Seine Finger schlossen sich um den Griff der Terrassentür.

Er wollte doch nicht ...

Langsam drückte er die Schiebetür zur Seite. Ein kühler Luftzug strich durch das Zimmer.

»Hallo, Alex«, sagte Kristof.

Luke antwortete nicht.



Ron und der Doc traten einen Schritt vor, doch Kristof bedeutete ihnen mit einer Handbewegung, sich zurückzuhalten.

»Das hier ist eine Sache zwischen dir und mir«, sagte er. »Findest du nicht,

Alex? «

Vergeude keine Kraft mit Worten, hörte Luke Akitos Stimme in seinem Kopf. Ruhe in dir selbst.

»Zunächst mal.« Kristof grinste. »Danach darfst du zugucken, wie ich mich um dein Mädchen da kümmere.«

Ron lachte leise auf. Der Doc blieb ein stiller Schatten.

Seine Kraft ist deine
Stärke.

Kristof hielt die Hand
auf und Ron legte ein
Messer hinein.

Warte ... warte ...

Dann hob Kristof den
Arm.

*

Luke ergriff Kristofs
Handgelenk. Kristof ließ
das Messer fallen und

schlug im nächsten Moment hart auf dem Boden auf. Doch sofort war er wieder auf den Füßen, duckte sich und hob die Fäuste.

Ich kroch so weit ans andere Ende der Couch, wie es mir möglich war. Den Buddha hielt ich so fest, dass meine Finger sich verkrampften. Ich konnte Kristof riechen. Sein

Aftershave und darunter seinen Schweiß.

Luke stand nun zwischen seinen Angreifern. Die beiden auf der Dachterrasse hatte er im Rücken, Kristof vor sich, im Zimmer. Erneut griff Kristof an. Ein zweites Mal schleuderte Luke ihn durch die Luft. Kristof prallte gegen einen der Sessel und sprang sofort wieder auf.

Ich atmete tief ein und stieg von der Couch. Kristof konnte nicht Luke im Auge behalten und gleichzeitig mich. Außerdem war er angeschlagen. Das war meine Chance. Ich hob den Buddha und lief auf Kristof zu.



Isa ging nicht ans Telefon.

Wieso nicht? Sie würde doch niemals den Fehler machen, in einer solchen Situation nicht erreichbar zu sein. Das war undenkbar.

Es musste einen Grund dafür geben.

Bert drückte die Wagentür auf und stieg aus. Die kühle Nachtluft täuschte nicht darüber hinweg, dass ein weiterer

heißer Tag bevorstand. In jeder Hinsicht, dachte Bert und fühlte, wie sich sein Magen zusammenzog. Er musste sich vergewissern, dass da oben alles in Ordnung war.

Er hörte, dass Tessa ebenfalls den Wagen verließ. Er drehte sich nicht nach ihr um.

Alles andere konnte warten.

Er legte den Kopf in den Nacken und betrachtete die Fenster der Dachgeschosswohnung.

Kein Licht. Nicht einmal ein schwacher Schimmer. Keine Bewegung hinter den schwarzen Scheiben. Kein Geräusch.

Aber warum meldete Isa sich nicht? Sie musste doch seine Nummer auf dem Display erkannt haben.

Komm, dachte er. Ruf mich an und sag mir, dass es für dein Schweigen eine harmlose Erklärung gibt.

Das Haus war das zweitletzte in einer Reihe vier- und fünfstöckiger Häuser. Sie bildete mit zwei weiteren Häuserreihen ein lang gestrecktes U, das auf der offenen Seite von einem etwa ein Meter achtzig

hohen, altersschwachen
Maschendrahtzaun
begrenzt war. Auf diesen
Zaun lief Tessa zu, um
einen Blick auf die
Rückseite des Hauses zu
werfen, in dem Isa wohnte.

Aufgeregt winkte sie Bert
zu sich heran.

»Die Feuerleiter vom
Nachbarhaus. Darüber
könnten wir ...«

In diesem Augenblick

hörten sie einen Schuss.
Mit voller Wucht trat Bert
gegen einen der
Zaunpfosten, der wie ein
Streichholz umknickte.
Tessa hatte sich den
daneben vorgenommen, der
ebenfalls nach ein paar
Anläufen wegbrach.

Der Weg war frei. Sie
rannten los.



Der Buddha hatte Kristof an der linken Schulter getroffen. Im selben Moment waren die beiden Männer in den Raum gestürmt. Ein grobschlächtiger Typ, der wohl Ron sein musste, hatte sich auf Luke gestürzt. Der andere war Kristof zu Hilfe geeilt. Er trug eine Goldrandbrille. Der Doc.

Wütend hatte Kristof seine Hände abgeschüttelt und war auf mich zugewankt. Er hatte sich die Schulter gehalten, das Gesicht vor Schmerz und Hass verzerrt. Kurz bevor er mich erreicht hatte, war sein Blick jedoch zur Tür geflogen, und er war abrupt stehen geblieben.

Für einen Augenblick war es gewesen, als hätte

jemand das Bild mitten in der Bewegung angehalten. Keiner hatte sich gerührt, keiner Luft geholt. Alle hatten Isa angestarrt, die auf der Türschwelle stand, eine Pistole in den Händen, die sie mit ausgestreckten Armen vor sich hielt.

Doch als der Schuss fiel, war es Isa, die zusammenbrach.

Die Pistole glitt ihr aus

den Händen und schlitterte ein Stück über den Holzfußboden, dem Doc, der geschossen hatte, genau vor die Füße. Er brauchte sich nur zu bücken und sie aufzuheben.

Ich ließ den Buddha los, der polternd auf dem Boden landete, lief zu Isa und kniete neben ihr nieder. Ihr Gesicht schimmerte wie mit weißer

Kreide bemalt im
Mondlicht. Sie sah mich
erstaunt an, als sei ihr
unbegreiflich, wie das hatte
passieren können. Ein
dunkler, nasser Fleck
breitete sich in der Nähe
ihres Herzens auf ihrer
Schlafanzugjacke aus.

Sie legte die Hände
darauf, als könnte sie den
Blutverlust so stoppen.

»Weg da!«, herrschte

Kristof mich an.

Ron hielt Lukes Brustkorb mit einem seiner gewaltigen Arme von hinten umklammert und drückte ihm das Messer an die Kehle, das Kristof bei Lukes Angriff hatte fallen lassen.

Der Doc hatte sich mittlerweile zwischen Isa und der Tür zum Flur aufgebaut, uns mit seiner

eigenen Waffe und der von Isa bedrohend.

Isas Hände sanken zur Seite. Sie hatten sich hilflos geöffnet.

»Weg da«, wiederholte Kristof.

Langsam stand ich auf und drehte mich zu ihm um.

»Setz dich auf die Couch«, befahl er mir.

Luke machte eine

unwillkürliche Bewegung
auf mich zu und sog scharf
die Luft ein, als die Klinge
des Messers seine Haut
ritzte. Ein Blutstropfen
rann über seinen
zurückgebeugten Hals.

Ich setzte mich auf die
Couch.

Kristof trat zu mir, hob
mein Kinn an und
betrachtete mein Gesicht.
Ich schloss die Augen.

»Sieh mich an.«

Als ich ihm nicht sofort gehorchte, griff er mir ins Haar und riss meinen Kopf zurück.

»Sieh mich an!«

Ich blickte ihm ins Gesicht.

»Ein schönes Mädchen hast du dir ausgesucht, Alex. Ein wirklich schönes Mädchen.«

Seine Augen ließen mich

nicht los, während er zu Luke sprach.

»Aber sollten Brüder nicht alles teilen, Alex? Denn das sind wir doch, Brüder. Oder hast du es vergessen?«

Wieder machte Luke eine Bewegung auf mich zu, die Ron brutal stoppte. Ich nahm es nur aus den Augenwinkeln wahr, denn Kristofs Gesicht war

meinem inzwischen so
nahe gekommen, dass ich
seinen Atem riechen
konnte.

Er küsste mich.

Ich unterdrückte den
Würgereiz, der in mir
aufstieg, indem ich die Luft
anhielt.

»Lass sie!«

Lukes Stimme klang so
gepresst, dass seine Worte
kaum zu verstehen waren.

Kristof griff mir unter die Arme und zog mich hoch.

»Sieh mich an«, flüsterte er.

Seine Augen wurden schmal. Seine Hände schoben sich unter mein T-Shirt. Ich versuchte, ihn wegzustoßen, aber er hielt mich fest.

»Es liegt an dir«, raunte er mir ins Ohr, »ob dein ...

Luke am Leben bleibt oder stirbt.«

»Du lügst.« Ich hörte, wie meine Stimme zitterte.

»Du bist doch nur hier, um ihn zu töten.«

»Kluges Mädchen. Dir kann man nichts vormachen.«

Er grinste mich an.

»Sagen wir es so: Wenn du brav bist, schenke ich ihm einen leichten Tod.

Wenn nicht ...«

Er schnalzte vielsagend mit der Zunge.

Ich hatte das Bedürfnis, ihn anzuspucken. Ihm beim nächsten Versuch, mich zu küssen, mit aller Kraft in die Lippe zu beißen. Ihm zwischen die Beine zu treten.

Doch Luke zuliebe hielt ich mich zurück.

Kristof beugte sich über

mich und presste die Lippen auf meinen Hals, als Luke unerwartet den Kopf nach hinten warf und sich bückte. Man konnte hören, wie Rons Nase brach.

Er heulte auf und stürzte sich auf Luke, der im letzten Moment auswich, sodass Ron gegen die Glasscheibe prallte.

Luke machte einen Satz

und riss Kristof von mir weg. Dann wirbelte er herum und landete einen Tritt gegen seinen Kopf. Kristof taumelte und sank benommen auf die Knie. Der Doc stürzte auf ihn zu.

»Polizei! Hände hoch!«

Unbemerkt war der Kommissar auf der Dachterrasse erschienen. Neben ihm tauchte seine Kollegin auf. Beide hielten

eine Waffe.

Kristof rappelte sich auf und klopfte sich unsichtbaren Staub von der Hose.

»Erledige ihn«, sagte er zu Tessa und deutete mit einer gleichmütigen Kopfbewegung auf den Kommissar.

»Nein«, sagte Tessa.

»Wie bitte?« Kristof zeigte mit dem Finger auf

sie. »Wir haben eine Abmachung, und du weißt, was passiert, wenn du dich an deinen Teil der Abmachung nicht hältst.«

Tessa rührte sich nicht.

»Ron«, sagte Kristof.

Ohne zu zögern, senkte Ron den Kopf und rannte los.

»Halt!«, rief der Kommissar.

Ron stieß der

überrumpelten Tessa den Kopf in den Leib. Sie riss die Arme hoch und taumelte rückwärts gegen das Holzgeländer. Es krachte. Splitterte.

Und dann war da, wo das Geländer gewesen war, bloß noch ein Loch.

Tessas Schrei bohrte sich in mein Gehirn, und ich wusste, ich würde ihn nie mehr vergessen.



Bert unterdrückte den Impuls, sich umzudrehen und in die Tiefe zu blicken. Den Sturz aus dieser Höhe konnten Tessa und Ron nicht überlebt haben. Übelkeit lag Bert wie ein Stein im Magen.

»Waffen weg!«, rief er.

Der Mann, der mit zwei Pistolen mitten im Zimmer

stand, ignorierte die Aufforderung und zielte auf ihn. Der Doc, dachte Bert. Demnach musste der andere Kristof Machelett sein.

Bert sah, wie Jette sich bückte und einen Gegenstand vom Boden aufhob. Sie schleuderte ihn mit aller Kraft auf den Doc und traf ihn an der Stirn. Mit einem Schmerzenslaut

ließ er die Waffen fallen und hielt sich den Kopf.

»Hände hoch!«, rief Bert ein zweites Mal, die Waffe auf Kristof gerichtet.

Der dachte gar nicht daran. Er machte einen Schritt auf Jette zu, als Luke wie ein Schatten durch die Luft flog und ihn mit einem gezielten Tritt gegen das Kinn zu Boden warf.

Bert wusste nicht, welche Kampftechnik er da gerade beobachtet hatte, aber er sah, dass Luke sie blendend beherrschte. Kristof versuchte, sich aufzurichten, sank jedoch ächzend wieder nieder und blieb liegen.

Wenige Minuten später hatte Bert den beiden Handschellen angelegt, Notarzt und

Rettungsdienst angefordert und die Kollegen informiert. Endlich konnte er sich um Isa kümmern.

Sie reagierte nicht. Ihre Augen waren geschlossen. Sie hatte sehr viel Blut verloren.

Die Kugel war unterhalb ihrer linken Brust eingedrungen. Sie hatte das Herz anscheinend knapp verfehlt.

Jette hatte im Badezimmer ein noch nicht angebrochenes Erste-Hilfe-Set aufgetrieben. Bert legte Isa einen provisorischen Rahmenverband an, der die Wunde schützen würde, bis der Notarzt eintraf.

Dann ließ er Isa in Jettes Obhut und die beiden Männer unter Lukes Aufsicht zurück und kletterte über die

Feuerleiter nach unten, um nach Tessa und Ron zu sehen.

Der Anblick war entsetzlich.

Beide mussten auf der Stelle tot gewesen sein.

Hier und da brannte Licht in den Fenstern. Neugierige Gesichter erschienen hinter den Scheiben. Bald würde hier der Teufel los sein.

Bert blieb bei Tessa, bis der Notarzt und die Kollegen eintrafen.

Sie hatte ihm das Leben gerettet.

Ihre Schuld würde an den Tag kommen. Das würde er nicht verhindern können. Aber zu dem, was sie zuletzt getan hatte, waren nur wenige Menschen imstande.

Kristof und der Doc warteten nun ebenso auf ihren Prozess wie Leo Machelett und seine wichtigsten Leute. Die Organisation war zerschlagen und stellte für Luke keine unmittelbare Gefahr mehr dar.

»Ich möchte mein Leben

behalten«, hatte er zum Kommissar gesagt. »Ich werde nicht mehr untertauchen.«

Isa war operiert worden und lag im Marienhospital auf der Intensivstation. Der Kommissar wollte uns Bescheid geben, sobald sie Besuch empfangen durfte. Er selbst hatte sie schon am Sonntagnachmittag gesehen. Sie war bei

Bewusstsein gewesen und hatte Luke und mich grüßen lassen.

Tessa und Ron hatten den Absturz nicht überlebt.

Polizistin bewahrt Kollegen vor dem sicheren Tod, hatte der Kölner Anzeiger mit fetten Buchstaben getitelt und ein Foto von Tessa gebracht, auf dem sie unbeschwert in die Kamera lächelte.

Sie hatte auch Luke und mir das Leben gerettet, und Luke hatte ihr verziehen, dass sie sich von Kristof hatte kaufen lassen.

Inzwischen hatte ich erfahren, was mit Beckie geschehen war. Ich hatte es noch nicht so richtig begriffen.

Wir saßen in unserem Innenhof, während die Abendsonne am Himmel

verglühte. Meine Mutter unterhielt sich leise mit Tilo. Claudio und Merle servierten Pizza und Salat. Ilka und Mike schenkten die Getränke ein. Und eben war Mina angekommen, die für zwei Tage die Klinik verlassen hatte, um bei uns zu sein.

Meine Großmutter hob lächelnd ihr Glas an die Lippen.

Ich betrachtete die Katzen, die träge auf den warmen Steinen lagen und schliefen. Nicht weit von ihnen entfernt wagte Klecks die ersten beherzten Schritte auf sie zu. Ich wusste, was das bedeutete: Er würde bei uns bleiben.

Luke hatte es auch gesehen. Er drückte meine Hand.

»Im Stall ist noch jede

Menge Platz«, flüsterte Merle ihm zu und grinste verlegen. »Man müsste nur eine Wand ziehen und du hättest ein traumhaftes Zimmer.«

Das war das schönste Friedensangebot, das sie ihm machen konnte.

Der Wein in meinem Glas funkelte in der Sonne.
Wie flüssiger Rubin.
Ich wartete auf Lukes Ja.

Dann trank ich glücklich
den ersten Schluck.

Ein paar Bemerkungen zum Schluss

Als ich den
Erdbeerpflücker schrieb,
hatte ich große Lust, mit
Wirklichkeit und Phantasie
zu spielen, mit dem Namen
von Orten, Landschaften

und Menschen. Ich ließ Jette und ihre Freundinnen in einer Stadt wohnen, die mir sehr gefällt und in der ich mich gern aufhalte, einer Stadt, die es tatsächlich gibt. Ich nannte sie Bröhl.

Mittlerweile ist es kein Geheimnis mehr, dass sich dahinter Brühl verbirgt, eine kleine Stadt in der Nähe von Köln und Bonn.

Also beschloss ich, mein Versteckspiel zu beenden und im Sommerfänger tatsächliche Orte und Landschaften zu beschreiben.

Den Namen Bröhl habe ich jedoch beibehalten, weil er zu Jette und ihren Freunden gehört und nicht mehr aus meinen Thrillern wegzudenken ist.

Hauptkommissar Bert
Melzig lebt in diesem
Roman noch bei seiner
Familie, arbeitet jedoch
schon bei der Kripo Köln.
D e r Sommerfänger spielt
zeitlich vor dem
Teufelsengel, dem ersten
Band der in Köln
angesiedelten Romy-
Thriller.

Ich bedanke mich bei dir,

liebe Marita, für Einblicke
in Kölner Ecken und
Winkel, die ich noch nicht
kannte, und für deine
Bereitschaft, dich jederzeit
dazu löchern zu lassen.

Dir, liebe Juliane, danke
ich für deine Begeisterung,
deine Auskünfte zu allen
möglichen Themen und
dafür, dass du sogar
angefangen hast zu
recherchieren, wenn du

eine meiner Fragen nicht
beantworten konntest. Ich
bedanke mich bei allen, die
wieder (beinahe) klaglos
akzeptiert haben, dass ich
monatelang in meine Welt
abgetaucht war und erst
wieder zum Vorschein
gekommen bin, nachdem
ich das letzte Wort
geschrieben hatte.

Vor allem habe ich wieder

einmal gemerkt, was für
eine tolle Familie ich habe.

Monika Feth